

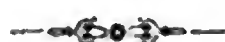


Lilli,



Das Puppenhaus,

ein Erbstück in der Gontard'schen Familie.



Bruchstücke

aus den

Erinnerungen und Familien-Papieren eines Siebenzigers;

zusammengestellt

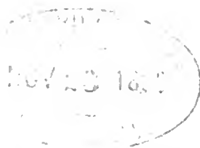
von

Carl Jügel.

Mit Lilli's Portrait.

Frankfurt a. M. 1857.

Für den Verfasser als Manuscript gedruckt.



Minot fund

Druck von August Osterrieth in
Frankfurt a. M.

Vorliegendes Buch kann nur durch ein angemessenes Geschenk an die

Frankfurter Schiller-Stiftung

erworben werden, für welche der Ertrag von zwei Hundert Exemplaren ohne allen Kosten=Abzug bestimmt ist.

Je reichlicher der Ertrag ausfällt, je dankbarer wird die Absicht als erreicht betrachtet werden, daß Frankfurt bei Durchführung dieser Humanitäts=Idee sich in würdigster Weise repräsentirt sehe.

Der Verfasser.

Inhalt.

Schiller und die Schiller-Stiftung.

Vom Glück sieht's Edle selten sich getragen;
Nicht schon der Wiege blüht sein Lorbeerzweig.
Müh'voll darnach zu streben und — Entsagen,
Das ist sein Loos und seines Glücks Bereich. —
Doch nimmer ruht's, zur Geltung sich zu bringen,
Wie auch die Form, in der's im Geiste wohnt;
Und hat sich's offenbart dann, im Gelingen,
Fühlt durch die That es sich schon reich belohnt. —

So auch einst Du, der stets dem Idealen,
Als seinem Götterbilde, nachgestrebt!
Dein Wirken glich des Frühlings Sonnenstrahlen,
Der Blüthen treibend Alles neu belebt.
Du sorgtest nur, daß sich das Leben schmücke,
Und diese Sorge war Dein höchstes Glück;
Den Vollmachtsbrief zu Deinem Erdenglücke
Gabst unerbrochen, scheidend Du zurück. —

Was Deine Zeit so hart an Dir verschuldet,
Das sühnt die Gegenwart mit mild'rem Sinn;
Den Geist zu heben, der im Stillen duldet,
Gibt sie sich freudig dieser Regung hin.
Der Sänger greift begeistert in die Saiten,
Den Lorbeer reicht der Mime willig dar;
Der Greis — legt die Erinn'rung seiner Zeiten,
Als schwaches Opfer, hier auf den Altar.

So gib denn, hoher Meister, Deinen Namen
Dem Stiftungswerk, das sinnig Deiner denkt;
Sprich über diese Saat des Segens Amen!
Die hoffnungsvoll sich in die Zukunft senkt.
Muß mühsam auch sie sich zum Leben ringen:
Der Liebe Hauch bringt doch sie einst zum Blüh'n;
Drum laßt uns freudig unsre Opfer bringen,
Ein dankend Herz — lohnt reichlich unser Müh'n.

Einleitung.

Unter den Büchern meiner kleinen Bibliothek zählt Göthe's „Aus meinem Leben" vorzugsweise zu denen, nach welchen ich stets am liebsten greife, wenn ich aus den excentrischen Kreisen des heutigen Lebens und unserer Literatur heraustreten und wieder einmal den traulichen Erzählungen lauschen möchte, an deren Inhalt meine eigenen Jugenderinnerungen noch anzuknüpfen vermögen. — Ein, obschon so alterndes Gedächtniß, wie das meinige, wendet sich immer noch gerne jenen Bildern zu, deren einst so buntes und lebhaftes Farbenspiel ihm, ungeachtet einer darüber hingegangenen langen Zeit, doch noch nicht ganz erblaßte, und wo ich dazu Göthe's so reichen Schatz von „Wahrheit und Dichtung" aufschlage, treten mir überall Schilderungen solcher Zeitperioden entgegen, deren ich mir, als wären sie erst jüngst vergangen, noch deutlich entsinne, oder die ich zum Theil noch selbst mit erlebte.

Die Gesammtheit dieser so höchst interessanten, in den zierlichsten Rococcorahmen gefaßten Genrebilder fügt sich gleichsam zu einem reichen Album zusammen, dessen jedes einzelne Blatt den Geist, die Sitte und das Costüm seiner Zeit mit einer Treue charakterisirt, als blicke man auf sie wie in eine Camera obscura, deren concentrirte Farbenwirkungen fast mehr noch ergötzen wie die Natur selbst. Meistens gehören diese Bilder freilich einer Zeit an, welche der Gegenwart im Ganzen weniger in der Erinnerung geblieben, wie das ihr lange vorangegangene Mittelalter, das sich durch seinen romantischeren Charakter in frischerem Andenken erhalten. Ja, unsere heutige Generation, die ihr in so Vielem weit voran geeilt, wußte lange von ihr nur noch als der Periode des Altfränkischen, des Verstaubten und des Zopfes zu reden,

und war nahe daran, es gänzlich zu vergessen, daß doch gerade sie das Treibhaus gewesen, dessen sich zusammenhaltende Wärme die Cultur zu den gewaltigen Blüthen trieb, die sich eine nach der anderen unter der stets höher steigenden Sonne der Civilisation in herrlichster Pracht entfaltet. Erst in der neuesten Zeit hat man angefangen, die Fundgruben eben dieser vernachlässigten Periode wieder aufzuräumen, dabei aber ihrer Ausbeute auch soviel Modernes beizumischen, daß nur zu oft deren ehemalige Wahrheit in solchen carrikirten oder trivialen Gestaltungen nicht mehr zu erkennen ist.

Göthe selbst begann ja seine ersten Studien noch in Mitte des Einflusses, der sich unter der Allongenperücke des alten Gottsched hervor damals geltend machte, und der, trotz aller barocken Verbrämungen, dennoch unserer deutschen Literatur die Bahn des Fortschritts eröffnen half, von wo aus der Genius des großen Dichters sie, mit dem Fluge des Zeitgeistes wetteifernd, zu ihrem Glanzpunkte geleitet.

Selten wohl hat ein Geistesleben auf eine ähnlich durchlaufene Bahn der Entwicklung zurückschauen können, und wer, wie Göthe, so mächtig und tief eingreifend dabei mitgewirkt, der, sollte man meinen, müßte über die Vollendung längst die ersten Schritte des Beginnens vergessen haben; dem ist aber nicht so, im Gegentheil: unser großer Landsmann hat in Mitten der Fülle geistiger Eindrücke auch die seiner frühesten Jugendzeit so treu bewahrt, und beginnt im Eingange seines Buches gleich damit, sie uns mit so viel Anmuth und naiver Umständlichkeit zu erzählen, daß alle diese kleinen Einzelnheiten uns wie die eines großen Bildes erscheinen, die um so mehr den Reiz der Composition erhöhen, je feiner sie gedacht, je passender sie angebracht und je natürlicher sie ausgeführt sind.

Frankfurt darf sich schon etwas darauf zu Gute thun, daß es nicht allein die Wiege des genialen Dichters gewesen, sondern daß ihm derselbe auch ein so treues, bis zu seinem frühesten Jugendalter zurückgehendes Andenken bewahrte. Selbst die kleinsten Ereignisse sind seinem Gedächtnisse gegenwärtig geblieben, und wenn er erzählt, wie er als kleines Knäblein in dem damals noch mehr üblichen alterthümlichen Gerämse am Fenster des elterlichen Hauses auf dem großen Hirsch-

graben gesessen und, fröhlich in die Hände patschend, das ihm zur Unterhaltung übergebene Spielwerk sowohl, was aus kleinen irdenen Töpferwaaren bestand, als auch das aus der Küche noch dazu geplünderte Geschirr jubelnd auf die Gasse geworfen und sich, unter dem Beifall der Nachbarn, an dem Zerschellen desselben erfreute: so ist dieses so frisch aus dem Kinderleben gegriffene Genrebildchen nicht allein ein sehr anmuthiger Beweis des eben Gesagten, sondern es bezeichnet zugleich sehr charakteristisch die Einfachheit damaliger Sitte, die ihre Jugend noch mit geringfügigeren Dingen zu ergötzen wußte, als man ihr heutigen Tages zu bieten gewohnt ist. Dann aber mag eben dieser kecke Muthwillen des sich kaum bewußt gewordenen Knaben auch als eine Vorbedeutung betrachtet werden, daß er es sein würde, der einst als Mann die eingerosteten Vorurtheile seines Jahrhunderts eben so keck über Bord werfen und durch den Mund seines „Götz" ein freies, kühnes Wort zu seinem Volke reden würde, was lauten Wiederhall in Aller Herzen fand.

Eben diesem sich so jung erhaltenen Bewußtsein aller Einzelnheiten vergangener Zeit verdankt Frankfurt auch die so interessanten, mit dem früheren Leben des großen Dichters verwebten Schilderungen seiner damaligen reichsstädtischen Zustände und seines inneren Lebens, wie sie in gleicher Weise wohl nicht leicht sonst eine andere Stadt aus der Feder eines so berühmten Zeitgenossen aufzuweisen haben dürfte. Von seinen Wanderungen durch das Innere seiner Vaterstadt, die er uns noch aus seiner Knabenzeit her schildert und aus denen uns ein so lebendiges Bild ihrer damals noch vorhandenen vielen Alterthümlichkeiten anspricht, bis zu den Begebenheiten während des siebenjährigen Krieges und den Kaiserkrönungen, gedenkt er unserer damaligen wissenschaftlichen und geselligen Verhältnisse in einer Weise, die deutlich für die heimathlichen Gefühle sprechen, die Göthe für seine Geburtsstadt auch in der Ferne stets bewahrte *).

---

*) Ich selbst vermag noch ein, wenn auch an sich nicht gerade bedeutungsvolles, doch immerhin erwähnungswerthes Zeugniß dafür abzulegen, daß ihm Frankfurt, selbst in seinen kleinsten Eigenthümlichkeiten, stets gegenwärtig geblieben. Göthe ertheilte mir nämlich während des letzten Decenniums seines Lebens öfters Aufträge zur Besorgung ausländischer Bücher oder auch sonst anderer

Zeit, Fortschritt, Vergrößerungen und Neuerungssucht haben das meiste dieser alten Herrlichkeiten bereits gänzlich verwischt. Immer weniger werden Derer unter uns, deren Erinnerung noch an jene Schilderungen anknüpfen kann. Frankfurt steht bereits in Mitten einer ganz neuen Schöpfung, und von der einst sich so scharf ausprägenden Originalität, welche die zwar damals noch in Wall und Gräben eingeengte, nichts desto weniger aber sich unabhängiger fühlende freie Reichs- und Krönungsstadt in so merkwürdiger Weise charakterisirte, wird bald keine Spur mehr vorhanden sein. Wir zehren heute zwar noch an der Fülle der Entwickelungen, die jene Zeit schon in sich trug, bis daß auch ihre Resultate ebenfalls wieder in die Fluth der Umgestaltungen verschwimmen werden, die über uns hereingebrochen ist.

Göthe hat uns in der Schilderung seines Vaters das Bild eines ächten Frankfurters hinterlassen, so wie ich deren zur Zeit meiner Hierherkunft noch unter den verschiedensten Ständen kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Er läßt denselben gleich im Eingange seines Buches unter Verhältnissen auftreten, die eben so bezeichnend für ihn wie für seine Zeit sind, nämlich bei der Umgestaltung des elterlichen Hauses nach dem Ableben der Großmutter. — Göthe's Vater war ein Mann von Stande; er war Kaiserlicher Rath und so vermögend, daß er den Erfordernissen eines anständigen Hauses und den Neigungen entsprechen konnte, die Geschmack und Bildung in ihm geweckt. Er besaß eine ausgewählte Bibliothek, sammelte Kunstwerke, sah Gesellschaften bei sich; kurz, er zählte zu den Angesehensten seiner damaligen Mitbürger. Das hielt ihn jedoch nicht ab, den Umbau seines Hauses in

---

Gegenstände. So mußte ich ihm auch mehreremale zur Weihnachtszeit eine Schachtel jenes hier unter dem Namen „Brente" bekannten eigenthümlichen Frankfurter Confects besorgen, das, seiner ihm stereotyp verbliebenen originellen Form nach zu urtheilen, wohl zu den ältesten unserer vaterstädtischen Leckereien gehören mag. Göthe, der sich seiner wohl noch aus der Jugendzeit erinnern mochte, denn er bezeichnete mir sogar auch die Conditorei, wo es gekauft werden sollte, ließ sich dieses, zu den Pfefferkuchen zählende Confect offenbar nicht des besonderen Wohlgeschmacks wegen kommen, sondern eben nur in Folge jener von ihm bewahrten heimathlichen Erinnerungen, denen zu lieb bei seinen Weihnachtsbescheerungen auch die kleinen Näschereien nicht fehlen sollten, an denen er sich in seiner Jugend wohl oftmals im Vaterhause ergötzt haben mochte.

einer Weise vorzunehmen, bei deren bloßer Schilderung jedem heutigen Baulustigen die Haut schaudern muß. Lesen wir nämlich, wie der alte Herr mit seiner Familie in dem Hause wohnen blieb, das von unten herauf, ein Stockwerk nach dem anderen, neu construirt wurde, und wie sich dieselbe dadurch nach und nach auf einen so engen Raum beschränkt gesehen, daß sie bei der theilweisen Abnahme des Daches unter überspannten Wachstuchtapeten Schutz vor dem eindringenden Wetter zu suchen genöthigt war, so ist man mehr wie geneigt, diese sich selbst auferlegten Entbehrungen als Folge übermäßigen Geizes oder sonst einer Bizarrerie zu betrachten. Und doch war dem nicht so; Göthe selbst erzählt davon nur als von einem geduldigen Sich-Fügen in das, was die Umstände mit sich brachten, und derselbe Mann, der uns hier in einem Beginnen erscheint, von dem die heutige Zeit unter ähnlichen Verhältnissen keinen Begriff mehr hat, leitete nach einem wohldurchdachten Plane die ersten geistigen Entwickelungen eines der größten Geister unserer Zeit, und in einem Mansardenzimmer eben dieses in so barocker Weise neu construirten Hauses erwachten und reiften die Ideen, die später in dem unsterblichen Faust ihren Ausdruck fanden. —

So nasenrümpfend nun auch der im Fluge voraneilende Fortschritt unseres Jahrhunderts bei so Vielem auf seinen Vorgänger zurücksehen mag, wobei er ihn weit überflügelte, so fürchte ich doch, die Nachwelt wird dem ersteren einst noch weit ärgere Dinge nachzusagen wissen, die um so mehr ins Auge fallen werden, je heller die Sonne der Aufklärung uns beschienen. Wie mag wohl eine sechs oder sieben Decennien spätere Zeit dereinst auf unsere Gegenwart zurücksehen? Denke ich mir, daß ein unlängst Geborner sechzig oder siebenzig Jahre nach heute die Erlebnisse seiner Zeit in ähnlich beschaulicher Weise aufzeichnen würde, so möchte ich das Bild betrachten können, das eine geistreiche Feder von unserem Jahrhundert entrollen wird. Wie viel ernste und humoristische Betrachtungen lassen sich nicht hieran knüpfen und wie viel voraussichtliche Constellationen der pikantesten Art lassen sich nicht darüber aufstellen!

Eine solche Untersuchung unseres intellectuellen Haushalts müßte sicher zu den interessantesten Aufschlüssen führen, in wiefern mit den mate-

riellen Entwicklungen auch die geistigen und sittlichen Schritt gehalten und welcher Zukunft sie uns in ihrer Fortbildung entgegen geführt. Sind wir doch schon jetzt in ein Labyrinth von Wundern gerathen, worin wir selbst uns noch nicht zurecht zu finden wissen, ungeachtet es unter unseren eigenen Händen entstanden. Fast sollte man an eine uns bevorstehende Verwirklichung der Feenwelt glauben, die sich unsere Voreltern einst nur träumten und die sich in der Phantasie eines Musäus zu den lockenden Zauberbildern des „Tischchen deck dich!" gestaltete, die seine Feder uns so reizend geschildert. Ob sich aber die Mitwelt an dem ihr seither gedeckten und so reich besetzten Tische geistiger Fülle in der That gekräftigt und ob den Nationalitäten damit ein gesünderes Volksleben erwachsen? das ist eine Frage, über welche sich die nun schon über ein halbes Jahrhundert dauernden Debatten erst jüngst wieder in einer Weise erhoben, die sie uns zwar vorläufig wieder als geschlichtet, keineswegs aber als gründlich erledigt betrachten läßt. —

Es kann nicht in der Absicht dieser harmlosen Erinnerungsblätter liegen, sich zu einer Apologie des vorigen Jahrhunderts auf Kosten der Gegenwart zu gestalten. Doch darf es einer Erinnerung, die noch die letzte Zeit Friedrichs des Großen, die Glanzperiode unserer Literatur, die französische Revolution mit ihren Gräueln und Großthaten, sowie Napoleons gestürzte Continentalherrschaft mit in ihren Bereich zu ziehen vermag, wohl vergönnt sein, noch einmal einen flüchtigen Blick darüber hinzuwerfen, um gleichsam Abschied zu nehmen von jenen denkwürdigen Epochen der Civilisationsgeschichte, die so viel concentrirte Kraft, inneren Gehalt und Energie des Willens in die Wagschale zu legen hatten.

Der darauf gefolgten, nicht minder bewegten Zeit war die Aufgabe zugefallen, die Resultate dieses großen Umschwungs einzuernten, die sich jedoch leider in so ungleichartigen Bestrebungen aufgelöst, daß uns bis daher wohl kaum etwas mehr als das bittere Gefühl überkommen, uns noch so weit vom Ziele zu sehen. —

Mit dem Ende des Befreiungskrieges, der als Abschluß der obigen Periode zu betrachten, traten die bis dahin vernichtet gewesenen materiellen Interessen mit Macht in den Vordergrund, und der Kampf um

die Erhaltung derselben bildet zum großen Theil den Inhalt unserer neuesten Geschichte. Die entstandenen Milliarden von Staatspapieren lieferten die Mittel, die Allmacht des Genusses über die Völker zu verbreiten und dauernd zu befestigen. Die Naturwissenschaften entfalteten ihre Wunder, die eine völlige Umgestaltung des socialen Lebens förderten, aber die geistige Kraft auch so in die Breite führten, daß die Tiefe des Denkens darüber Noth gelitten zu haben scheint. Der Verstand hat in den letzten dreißig Jahren allerdings Glänzendes geleistet; weniger die Vernunft und noch weniger das schaffende Genie*); weit mehr dagegen das Talent und am meisten die technischen Fertigkeiten. Der Geschmack ist am weitesten zurückgeblieben, denn von einem eigenthümlichen Geschmack unserer Zeit kann kaum die Rede sein, und ohne Renaissance und Rococco hätte unser heutiger Kunstgeschmack nahezu Bankerott gemacht.

Ueberhaupt zählt die Ausbeutung des Alten und Angebahnten vorzugsweise zu den Resultaten der Neuzeit; sie hat dem Menschengeiste so viel zu thun gegeben, daß die ihm innewohnende Zeugungskraft darüber zu einer einstweiligen Ruhe gekommen zu sein scheint, bis das im Werden begriffene als vollendet ins Leben übergegangen sein wird und eine neue Periode ursprünglichen Schaffens beginnt, die wieder Stoff zu künftiger Ausbeute bietet.

Wenn Göthe's „Wahrheit und Dichtung" mich zu den eben angestellten Betrachtungen stimmten und die Erinnerungen in mir weckten, die ich in den hier folgenden Blättern zu den flüchtigen Umrissen eines Bildes zu gestalten strebe, zu dessen Ausführung es freilich einer sicherern Hand bedürfte wie der meinigen, so trifft den Dichter ein Theil der Verantwortung. Erging es mir doch wie dem Anfänger in der Kunst, der sich durch ein Meisterwerk hinreißen läßt, sich auf einem ähnlichen Felde und selbst auf die Gefahr hin zu versuchen, förmlich Fiasco damit zu machen. Ich stehe nicht dafür, daß ich der Gefahr entgehe, mir selbst ein Gleiches eingestehen zu müssen; aber so mächtig ist der

---

*) Wer den Gedanken sucht und findet, Verstand ist sein Antheil;
Wem der Gedanke da kommt, suchend ihn, der hat Genie!
Baggesen.

Einfluß, den Göthe auf seine Leser übt, und so wahr sind die Schilderungen seiner Erlebnisse, daß selbst ein Laie wie ich dadurch verführt werden konnte, wenigstens das festzuhalten, was, wenn auch nur theilweise, die Lücke ausfüllen hilft, welche zwischen Göthe's Erinnerungen an Frankfurt und der Wiedererlangung unserer Selbstständigkeit liegt.

Ein Stückchen „Wahrheit" wird dabei wohl an das Licht treten, was meinen Aufzeichnungen vielleicht einiges Interesse verleiht; ob es aber gelingt, auch der „Dichtung" ein dafür passendes Gewand zu entlehnen, das gehört zu den Klippen, an denen nur zu leicht ein Geistesschifflein scheitert, das sich auf den Wogen einer sich selbst genügenden Phantasie dahinschaukeln läßt.

Wer wüßte denn nicht auch wohl von irgend einem „Gretchen" zu erzählen, mit dem er in jüngeren Jahren ein Stelldichein auf der Sachsenhäuser Brücke verabredet, wenn ein solches gerade zu dem Bereich seines näheren Umgangs zählte; und wer fände nicht in den bewegten Zeiten bis zu 1815 ein Seitenstück zu dem berühmten „Königs-Lieutenant", den Göthe zu einer so interessanten Episode benutzt? Aber wer vermöchte es so wie er, Genrebilder der Art mit dem nur ihm eigenthümlichen Reiz poetischen Colorits auszustatten? und wer wollte es versuchen, den beschaulichen Theil seines Lebens mit den Resultaten zu durchweben, die nur das Ergebniß eines so gereiften und hellsehenden Geistes wie dem seinigen sein konnten?

Von solcher Vermessenheit kann keine Rede sein, und wenn ich es versuche, hier noch einmal aus dem Borne meiner Erinnerungen zu schöpfen, dessen bereits versiegende Quelle nur noch geringen Zufluß eigener Geistesfülle erwarten darf, so geschieht das, wie schon gesagt, im bleichen Strahle einer sich neigenden Lebenssonne, der scheidend über die weit hinter ihm liegende Bahn hinstreift.

Was wüßten am Ende auch meine Erlebnisse zu bieten, dienten sie nicht zur Unterlage, um ein Stückchen Frankfurter Geschichte und Geschichtchen daran zu knüpfen, und zwar gerade aus einer Periode, die, so inhaltsreich sie auch für uns gewesen, doch bereits schon so viel von dem lebendigen Colorit ihrer ersten Auffassung eingebüßt, daß sie bald in gänzliche Vergessenheit überzugehen droht, wenn nicht noch

vorhandene kundigere Zeitgenossen sich anschicken, sie vor derselben zu retten. Was ich davon zu erzählen weiß, kann kaum auf historische Gründlichkeit Anspruch machen, da ich erst zu einer Zeit hieher verpflanzt wurde, wo die vielen denkwürdigen Prüfungen der alten Reichsfreiheit sich bereits zu ihrem Wendepunkte neigten, und wenn auch gerade dieser mit zu den interessantesten Momenten der vaterländischen Geschichte zählt, so dürften meine noch lebenden Zeitgenossen doch gewiß Vieles in meinen Erinnerungen daran vermissen, was mir als Ankömmling unbekannt geblieben oder auch meinem Gedächtnisse schon wieder entschwunden ist.

Unser Kirchner, geistreichen Andenkens, hat das letzte mir bekannt gewordene Gesammtbild seiner Vaterstadt in den von ihm herausgegebenen „Ansichten von Frankfurt" zusammengestellt, was er gerade zur Zeit vollendete, als, nach wieder erlangter Selbstständigkeit, die Gemüther hier wieder anfingen, freier aufzuathmen. Von da an beginnt die Geschichte unserer weiteren Entwicklung und Fortbildung, die gleichfalls bereits wieder verschiedene und allerdings merkwürdige und interessante Phasen durchlaufen, ohne jedoch bis jetzt einen ähnlichen Panegyristen für sich gefunden zu haben. Freilich verläßt dieselbe hier auch, mit Ausnahme der denkwürdigen Epoche des Jahres 1848, mehr und mehr den Schauplatz welthistorischer Ereignisse und nimmt in ihrem intensiven Leben mehr den Charakter eines Familiengemäldes an, das nur dann ein allgemeineres Interesse gewinnt, wenn charakteristisch aufgefaßte Persönlichkeiten darin in einer Weise hervortreten, durch die sie dem Ganzen Leben und Bedeutung zu geben vermögen. Daran hat es nun hier zwar niemals und auch in der neueren Zeit wohl nicht gefehlt, so wie auch heute nicht minder noch die Artisten vorhanden sein mögen, denen die Befähigung zuzutrauen ist, ihre Bildnisse in pikantester Weise durchzuführen; die Zeit dazu dürfte jedoch wohl noch als zu verfrüht zu betrachten sein, während freilich das Charakteristische solcher Bilder mit jedem über sie hingehenden Jahre mehr an Lebensfrische einbüßt.

Ich selbst vermochte hier nur die markantesten meiner Zeitgenossen hin und wieder in schwachen Umrissen zu skizziren und damit wenigstens ihr Andenken wieder aufzufrischen. Wenn ich es mir aber erlaubt habe,

bei einigen mir durch Verwandtschaft näher gestandenen Personen eine Ausnahme zu machen und deren Charakteristik sorgfältiger auszuführen, so geschah dieses hauptsächlich, weil ich es nicht über mich gewinnen konnte, das sich mir dazu darbietende interessante Material der Vergessenheit verfallen zu lassen. Es würden damit, wie man sich überzeugen wird, so manche aufzeichnungswerthe Momente aus dem Leben von Personen untergegangen sein, die der Geschichte angehören, einst eine Rolle darin spielten und mit deren näheren Verhältnissen sich noch heute die Literatur lebhaft beschäftigt. Aus diesem Grunde hoffe ich auch bei denen Entschuldigung zu finden, die im Zusammenhange dieser Darstellungen von manchen ihrer Angehörigen Charakterzüge und Ereignisse berührt finden werden, deren Veröffentlichung sich, außer diesem Zusammenhange, vielleicht dem Vorwurf einer Indiscretion ausgesetzt sehen dürfte, der jedoch hier um so unbegründeter erscheint, da ihre Persönlichkeiten unter Verhältnissen und in einem Lichte auftreten, die nur geeignet sind, auch ihnen ein interessantes Relief zu verleihen und ihr Andenken an Personen zu knüpfen, deren geschichtliche Existenz dauernd gesichert ist.

Ich erachte mich schließlich noch verbunden, mich darüber zu erklären, warum ich meinem Buche den bizarren Titel „Das Puppenhaus" vorangesetzt. Der dem Letzteren gewidmete Abschnitt wird darüber Aufklärung geben und darthun, daß ohne die Anregungen von Göthe's „Wahrheit und Dichtung" und ohne den Besitz jenes interessanten Puppenhauses, von dem eine nähere Beschreibung hier später folgen wird, mein Buch wahrscheinlich ganz unverfaßt geblieben wäre. Ich würde damit der wesentlichen Motive entbehrt haben, mein Material in einer Weise darin aufzubauen, die, indem sie sich von der alltäglichen Form entfernt, damit ein Colorit gewinnt, was wenigstens, aus einer gewissen Ferne gesehen, einige pikante Anziehungspunkte darbietet, wenn dieselben auch, in der Nähe und genauer betrachtet, vielleicht einen großen Theil ihres scheinbaren Reizes wieder einbüßen.

Frankfurt a. M., am 74. Geburtstage, 1856.



C. Jügel

Erinnerungen.

(1783 — 1808.)

Wenn der gegenwärtig so zuversichtlich hervortretende Materialismus Recht hat, daß der Mensch nur als die Summe von Eltern und Amme, von Ort und Zeit, Luft und Wasser, Schall und Licht und von Kost und Kleidung zu betrachten sei, und daß sein ganzes Thun nur das Ergebniß von, durch äußere Anlässe bedingten Naturnothwendigkeiten ist, denen er nicht zu entgehen vermag: so würde diese, freilich etwas trostlos klingende Lehre mir doch zu einigem Troste gereichen können, daß ich mich mit der Abfassung eines Buches beschäftigt, welches in sofern wohl eben so gut ungeschrieben hätte bleiben können, als vielleicht Niemand dabei etwas verloren haben würde.

Sein Entstehen, als Folge einer Naturnothwendigkeit, würde sich unter Hinweisung auf die in der Einleitung erwähnten Veranlassungen hinlänglich begründen lassen, und damit würden diese Blätter als unfreiwillige Ergebnisse kraft-stofflicher Production um so mehr die mildere Kritik derer in Anspruch nehmen können, in deren Besitz sie dereinst gelangen möchten.

Früher, als wir uns noch, ohne ausgelacht zu werden, des alten guten Glaubens an unsere arme Seele erfreuen durften, würde man zwar auch eben nichts Absonderliches darin gefunden haben, wenn eine solche vor ihrem Scheiden aus ihrer so lange innegehabten Hülle es versuchte, noch einmal einen Blick auf die gemeinsam mit ihr durchlaufene Bahn zurückzuwerfen. Die Seele würde damit einfach nur einen Act der Selbstbeschauung vollzogen haben, zu dem die ihr zuerkannte Substanz als vollkommen befähigt erachtet wurde. Aber dafür schob man ihr auch mit vollem Recht die Verantwortung ihrer Anschauungen zu;

denn nicht umsonst durfte sie sich eine Unsterblichkeit vindiciren und dabei sogar noch Ansprüche auf das Paradies erheben. —

In dieser Beziehung nun macht unsere heutige Naturphilosophie es sich und uns um Vieles bequemer; sie hat es lediglich mit dem Stoffe zu thun, dem sie, ihn unbarmherzig aus dem Paradiese jagend, jeder Responsabilität entbindet, wenn er, im ewigen Wechsel sich lösend, mit der ihm beiwohnenden Kraft zu neuen Gestaltungen nach allen vier Winden hin zerstäubt.

Damit wären wir dann definitiv zu der Wahl angelangt, auf die bereits Schiller in seinem denkwürdigen Spruche: „Genieße, wer nicht glauben kann; wer glauben kann, entbehre" hindeutete. —

Aber auch auf dieser Stufe forschen wir eben so vergebens nach dem letzten Grunde der Erscheinungen. Wo finden wir den Vermittler unseres Bewußtseins, unserer Selbstbetrachtung und unserer Erinnerungen wieder, den man uns so schnöde abdisputirte? Wie erklären wir uns die dafür eingesetzte Maschinerie, die uns augenblicklich jeden beliebigen Act unseres früheren Lebens wie in einem Zauberbilde beschauen läßt? wie die Bewegung im tiefsten Innern, die, aus der Dämmerung frühester Zeiten die Ereignisse aneinanderreihend, sie allmählig zu einem Lebenspanorama gestaltet, das sich als eine hellbeleuchtete Fernsicht vor uns ausbreitet und uns so manchen interessanten Gegenstand deutlich darin wieder erkennen läßt, der längst schon aus dem Bereiche unseres alltäglichen Denkkreises gewichen war?

Wer ruft bei diesen, von der neuen Lehre offen gelassenen Fragen nicht mit „Tiedge" übereinstimmend aus:

„O des Lichtes! das dem guten Schwärmer
Nichts zu zeigen hat als seine Nacht;
O der Weisheit, die den Glauben ärmer
Und die Wahrheit doch nicht reicher macht."

Unter solchen Betrachtungen versuchte ich, meine Feder noch einmal in die Fluth einer Vergangenheit zu tauchen, die nun schon in mehr denn vierundzwanzig Millionen Pulsschlägen an mir vorübergerauscht, von denen, wie Schiller sagt, jeder einzelne nicht mit einer

Ewigkeit wieder zurückzuerkaufen ist. — Ich habe mich nie mit dem Gedanken befreunden können, daß eine solche Lebenssumme ohne alles Facit aufgehen sollte, wäre es auch nur, um die Zähler der verschiedenen Bruchtheilchen, in welche sie zerfällt, darin hervorzuheben und damit dem Ganzen wenigstens scheinbar einigen Werth zu verleihen.

Ein solcher Additionsversuch meiner Erlebnisse führt mich sofort zu den frühesten Anfängen meines ins Leben eingreifenden Bewußtseins, d. h. bis zu den Zeiten Friedrichs des Großen hinauf, den ich von Angesicht gesehen zu haben, mich noch dunkel erinnere. Ich darf mir wohl schon etwas darauf zu gute thun, eine geschichtlich so hervorragende Größe noch mit eigenen Augen erschaut zu haben, da es der ganzen Generation des gegenwärtigen Jahrhunderts bisher noch nicht wieder vergönnt war, zu einer ähnlichen und ebenbürtigen Majestät aufblicken zu können.

1783 in Düren bei Aachen geboren, kam ich mit meinen Eltern als Kind nach Berlin. Ich erinnere mich aus der Zeit, an der Hand meiner Mutter irgendwo dem großen Monarchen begegnet zu sein. Durch den Stern auf seiner Brust aufmerksam gemacht, rief ich, mit dem Händchen nach ihm deutend: „Mutter, da ist der König!" Das kindliche Auge durfte hinter dem Sterne um so eher wohl den König vermuthen, da Sterne und Orden damals noch nicht so reihenweise auf den Röcken hingen, wie heutzutage. Mein Ausruf mußte übrigens zu den Ohren des Königs gedrungen sein, denn er erwiderte freundlich die ehrfurchtsvolle Verneigung der Mutter.

Mit diesem königlichen „Rucker mit dem Tressenhut", der, wie jener Dichter seinen alten Invaliden singen läßt, „macht manches Trübsal wieder gut", verschwimmt mein politisches Bewußtsein unter den Eindrücken einer indolenten Jugendzeit, aus der mir, außer der ersten in Berlin gesehenen Luftfahrt Blanchard's, nur noch ein, jene Zeit charakterisirendes Ereigniß in der Erinnerung geblieben. Es war dies nämlich jenes, wohl schon längst gänzlich vergessene Joux-joux-Spiel, welches zu Anfang der französischen Revolution nach Deutschland kam und in beispielloser Weise alsbald die ganze Bevölkerung in Bewegung setzte.

Dasselbe bestand aus einer flachen Rolle von der Größe eines Brabanters bis zur Dimension eines Spinnrades, je nach dem mehr oder minder bizarren Geschmack der Spieler. An demselben war eine verhältnißmäßig lange Schnur befestigt, mit der man so lange an dem, an ihrem Ende hängenden Spielwerke zoppelte, bis die Rolle anfing, sich aufzuwickeln, und so zur Hand hinaufzusteigen, die sie wieder herabrollen ließ, um sie aufs Neue wieder aufzufangen.

Das war der ganze Witz eines Spiels, was buchstäblich alle Schichten der Gesellschaft durchdrang. Alles ohne Ausnahme spielte vom Höchsten bis zum Niedrigsten mit dem Joux-joux, was, je nach dem Stande des Spielers, aus mit Gold und Edelsteinen besetztem Perlmutter und Elfenbein oder aus grobgeschnitztem Holzwerk, alle Hände in Bewegung setzte.

Die Dandys und eleganten Damen auf den Promenaden, wie die Gassenbuben und Hökerweiber auf den Märkten, die Reunions der glänzenden Salons, wie die vor der Thüre haltenden Kutscher und Bediente, der fromme Priester, wie der ernste Richter, der hohe Financier, wie der Commis vor der Ladenthüre, Alles füllte den müßigen Augenblick damit aus, und es war selbst gefährlich, zu nahe unter den Fenstern herzugehen, weil man befürchten mußte, durch das colossale Spielwerk irgend eines dafür Passionirten, aus dem zweiten oder dritten Stockwerk, unangenehm berührt zu werden.

Das abnorme Platzgreifen einer solchen Niaiserie ist nicht ohne Bedeutung in Beziehung auf die politische Bildung einer Zeit, die sich einer so albernen Richtung sorglos hingeben konnte, während auf der großen Weltbühne eben der erste Act des so ernsten Dramas der französischen Revolution begonnen, der bald darauf (1793) mit einer, im schroffsten Gegensatz damit stehenden Scene endete, die, als die Kunde davon zu uns gelangte, alle Begriffe von Majestät, welche Friedrich der Große seinen Unterthanen hinterlassen, plötzlich in starres Entsetzen verwandelte. —

Es ist mir lebhaft im Gedächtniß geblieben, wie der Vater an einem Winterabende, in seinem weißen Roquelor gehüllt, sichtlich ergriffen heimkam und die Nachricht von der Hinrichtung Ludwigs XVI. mit-

brachte. — Man denke sich das Entsetzen! ein gekröntes Haupt unter der Hand des Henkers! und noch dazu ein solches, was es so wenig um sein Volk verdient hatte, darunter zu fallen. Mutter und Geschwister, die arbeitend um den Tisch saßen, hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu und brachen in bittere Thränen aus über das so traurige Schicksal dieses schuldlosen Opfers. Auch ich theilte diese gerührte Stimmung, in soweit sie einen mit den Welthändeln noch wenig vertrauten Knaben in Anspruch nehmen konnte.

Welch eine Fluth von Begebenheiten hat nicht seitdem den damals so erschütternden Eindruck dieser, wie so vieler anderer schauderhaften Begebenheiten hinweggespült! Sie sind sämmtlich zu dem großen fait accompli geworden, dem Schiller mit dem so bezeichnenden Spruch:

Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittere nicht!

ein warnendes Epitaphium hinterlassen. —

Von da an wurde meine jugendliche Theilnahme an den großen Begebenheiten des Tages, die zu meiner Kunde kamen, schon etwas lebhafter in Anspruch genommen, obgleich das politische Leben Berlins in seiner Oeffentlichkeit sich noch in den Kinderschuhen befand. Berlin war zwar bereits eine große Stadt mit vielen Häusern und Palästen; allein es wuchs noch Gras auf vielen seiner langen, öden Gassen, wie noch in so manchen Köpfen ihrer Bewohner. Welch ein ungeheurer Sprung der Entwickelung von da an bis zum Jahre 1848, und welche Entwickelung von da bis auf heute!

Die Feldzüge Preußens in Frankreich und Polen gaben der philiströsen Kannegießerei endlich Gelegenheit, ihren Gesichtskreis um etwas zu erweitern. Ob derselbe ihr indessen gerade ein sehr glorreiches Feld zu überblicken bot, wußte ich damals noch nicht so recht zu beurtheilen. — Mich interessirte vorzugsweise dabei nur die sich kundgebende Bewegung in der Armee, die übrigens zum großen Theil noch aus geworbenen Truppen bestand. Noch sind mir die bunten Züge jenes Kriegsvolks aus allen Ländern erinnerlich, das, meistens noch in der Bekleidung seiner nationalen Uniformen, so häufig durch Berlin zog, um den verschiedenen Regimenter zugetheilt zu werden. Sie hielten in ihrer äußeren Erschei-

nung gewöhnlich die Mitte zwischen „Wallensteins Lager" und Fallstaff's „Futter für Pulver" und mußten mit dem Stock in Ordnung gehalten werden.

Die schauderhaftesten Acte militärischer Disciplin, wie Stockprügel, Fuchteln mit der Klinge und das empörende Spießruthenlaufen, waren daher auch an der Tagesordnung, und wie oft bin ich nicht diesem Gräuel entflohen, wenn ich, zur Schule gehend, aus der Ferne die Anstalten dazu treffen sah. Charakteristisch war dabei, daß es als eine Strafmilderung angesehen wurde, wenn dem Bestraften vergönnt wurde, seinen langen und dicken Haarzopf über den Rücken hinabhängen zu lassen, was allerdings die Wucht des mit aller Kraft auffallenden Stockes um etwas brechen mußte. Wehe aber, wo dieser schützende Genius vom Rücken entfernt wurde! Die mit aller Gewalt niederfallenden Schläge mußten von entsetzlicher Wirkung sein.

Die Prügelstrafe ist seitdem bei den meisten Armeen abgeschafft; im Civilstrafcodex ist sie jedoch theilweise wieder aufgenommen worden. Sie theilt dieses wechselnde Geschick mit der Preßfreiheit, nur daß diese stets da untergeht, wo jene (das Prügeln) aufkommt, und so umgekehrt. — Welche von beiden bei fortschreitender Civilisation die Oberhand behalten wird, ist bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge noch nicht recht abzusehen.

Ich hatte inzwischen das Alter erreicht, wo an meine künftige Bestimmung gedacht werden mußte. In unserer Familie machte sich eine entschiedene Neigung zur Kunst geltend, zu der auch ich mich hingezogen fühlte. Mein älterer Bruder bildete sich zum Kupferstecher; meine Schwestern zeichneten und die jüngste derselben, Henriette Jügel, war die erste, welche durch ihre geschmackvolleren und größeren Stickmuster jene Industrie ins Leben rief, die seitdem in diesem Artikel einen so großen Aufschwung genommen. Ich selbst hatte die größte Lust am Zeichnen, aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, den Künstler stufenweise zu erreichen. Mein Streben scheiterte daran, daß ich mit dem anfangen wollte, womit Andere aufhören, d. h. mit dem Componiren eigener Ideen, die darzustellen über meine technischen Mittel ging.

Chodowiecky's geistreiche Radirungen zogen mich vor Allem an. Ich sammelte eifrig, was ich von seinen Blättern habhaft werden konnte, die fast eine vollständige Sittengeschichte damaliger Zeit in sich fassen. Welche Masse von charakteristischen Compositionen hat nicht seine unermüdliche Radirnadel zu Tage gefördert! Unsere ganze heutige Genremalerei könnte von dieser unerschöpflichen Phantasie reichlich zehren, die im kleinsten Raume die ausdrucvollsten Gruppirungen zusammenzustellen wußte. Ich lernte den Schöpfer derselben bei einem Besuche persönlich kennen, den er meinem Bruder machte. Er war damals schon ein altes Männchen, aber seine markirten Züge und sein blitzendes Auge entsprachen noch immer dem Ausdruck einer geistreichen Künstlerphysiognomie. Chodowiecky's Nachlaß bildet eine vollständige Chronik seines Jahrhunderts, die alle diejenigen studiren sollten, die als Autoren, Künstler oder Schauspieler sich in jenem Zeitalter bewegen. Es giebt fast keinen gleichzeitigen Schriftsteller von Bedeutung, zu dem er nicht irgend eine dem Geiste desselben entsprechende Illustration geliefert, und nur er hat es verstanden, seine Zeit in allen ihren Nüancen richtig aufzufassen und uns zu zeigen, daß sie von der Fratzenhaftigkeit weit entfernt war, in welcher uns heute unsere Voraltern so oft in Bildern und auf den Brettern vorgeführt werden.

Die aufstrebende Kunst mußte sich übrigens damals meistens noch selbst helfen, weßhalb denn auch nur der innere Trieb den Künstler weckte und bildete. Die Berliner Akademie unter der Direction von Meil, Rode und Chodowiecky schnitzte und hobelte ihre Schüler noch nicht in der Weise zu, wie es auf unseren heutigen Malerschulen geschieht, wo alles zum Künstler creirt wird, was sich zur Form dressiren läßt.

Auch mein Bruder fertigte seinen ersten Kupferstich fast ohne alle Anleitung und wurde dafür bei der akademischen Preisaustheilung mit einer silbernen Medaille belohnt, die noch dadurch besonders werthvoll für ihn wurde, daß sie ihm der damalige Kronprinz von Preußen (später König Friedrich Wilhelm III., glorreichen Andenkens) in einem zierlichen Körbchen überreichte, ein Beweis, wie sehr beschränkt der Kreis sich heranbildender Künstler damals noch war, der in seiner

heutigen erkünstelten Ausdehnung eine derartige Aufmunterung gewiß sehr mühevoll machen würde.

Die Jünger der Kunst müssen es übrigens zu allen Zeiten nicht zu strenge mit den Sitten genommen haben, davon zeugt die Matrikel der Königl. Maler=, Bildhauer= und Architektur=Academie, welche meinem Bruder bei seiner Aufnahme am 1. Februar 1787 ertheilt wurde. Das derselben beigefügte Reglement ist vom 4. Juli 1776, und besagt in seiner originellen Abfassung in dieser Beziehung unter andern der §. 5:

> „Bey dem Zeichnen soll ein jeder ganz still für sich, ohne einiges Schwatzen, Lachen, Gezänk, oder unziemlichen Gebährden und Unordnungen, seine Arbeit abwarten; auch soll keiner den anderen irren, noch weniger aber etwas von Spielzeug oder Naschwerk in die Classen bringen, damit Niemand hierdurch von seinem Fleiße abgewendet werde. — Niemand soll mit einigem Gewehre, Stocke, oder Degen in den Classen erscheinen, wer aber sonst einen Degen zu tragen befugt ist, soll selbigen so lange er darinnen ist, an den ihm angewiesenen Orte ablegen. Wer in die Classen kommt, oder wieder weg geht, soll solches bescheidentlich ohne einigen Lärmen oder unanständiges Laufen thun u. s. w."

Wer erkennt darin nicht die Erbsünden, die noch heut zu Tage dem Wesen nach, wenn auch in etwas veränderter Form, durch unsere academischen Classen und Ateliers ziehen?

Ich hatte der Kunst, die mir durch das viele Nasen=, Augen= und Ohrenzeichnen verleidet war, Valet gesagt, und trat im Jahre 1797, vierzehn Jahre alt, meine erste größere Reise nach Leipzig an, wo ich auf der Messe einem Hamburger Buchhändler als Lehrling übergeben werden sollte. Wie sehr wurde ich nicht von meinen Cameraden um diese Entdeckungsreise beneidet, die mich, weit über die Gränzen des Berliner Thiergartens hinaus, der nebelgrauen Ferne zuführen sollte, in der den Meisten alles erschien, was sich über das Weichbild desselben erstreckte. Von der heutigen auf= und abströmenden Völkerwanderung hatte noch Niemand eine Ahnung, und die Idee der Eisenbahnen schlummerte noch in dem Mährchen von den Sieben=Meilenstiefeln, mit denen sich der kleine Däumling so rasch vorwärts bewegte.

Dagegen trat die Poesie ehemaligen Reise- und Wanderlebens meiner jugendlichen Empfänglichkeit zum erstenmale in ihrer ganzen Fülle entgegen. Ein offener Postwagen der einfachsten Construction, mit zwei in Ketten hängenden hölzernen Bänken, worauf je drei Reisende einen harten Sitz in Mitten eines Durcheinanders von Päcken, Kästen, Felleisen u. s. w. fanden, nahm uns auf, und rasselnd ging es zum Leipziger Thore hinaus bis nach Potsdam, wo die chaussirte Straße bereits endete.

Von hier an durchfurchte das schwere Fuhrwerk Schritt vor Schritt den tiefen Sand, wie durch die Wüste Sahara, bis nach Leipzig, wo wir nach drei Tagen und zwei Nächten anlangten. Mit Paßangelegenheiten wurden wir auf der Tour nicht belästigt; in größeren Orten jedoch trat der wachhabende Unteroffizier zu uns heran, um sich nach Namen und Charakter der Reisenden zu erkundigen. Das galt inzwischen weniger seiner Moralität, sondern geschah nur etwaigen militärischen Ranges wegen, der sofort zu melden war. Kaufleute wurden als völlig charakterlos betrachtet, denn von diesem Stande wurde nie die geringste Notiz genommen.

Unseren blasirten Touristen wird bei diesem mittelalterlichen Bilde eine Gänsehaut überlaufen, und man wird nicht begreifen, wie man dergleichen nur noch erwähnen, geschweige denn etwas Poetisches darin finden könne. Und dennoch waren jene so vielfältig ausgestandenen Rippenstöße, die man in engster Gemeinschaft mit den Mitreisenden theilte, gar oftmals die Träger der gemüthlichsten Erinnerungen. Selten trennte sich eine solche Reisegesellschaft, ohne nicht ein enges Freundschaftsbündniß unter einander geknüpft zu haben, das fast zu jeder Stunde Gelegenheit fand, sich beim fröhlichen Mahle zu befestigen, wo der tonangebende Postillon den maître de plaisir machte.

Wo hätte Hermes den Stoff zu den sechs Bänden seines ersten deutschen Originalromans „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", wo Thümmel die köstliche Humoristik seiner „Reise ins mittägliche Frankreich" und wo Seume die Betrachtungen seines „Spaziergangs nach Syrakus" hergenommen, wären sie mit der Sturmeseile der Eisenbahn dahin geflogen, die ihr Publikum entweder mit Blitzesschnelle

ans Ziel führt, oder in Summa Hals und Beine bricht, wenn eine Achse aus den Schienen geräth. Die Dampfkraft enthebt zwar das Menschengeschlecht eines großen Theils der Dienstbarkeit, die der Herr seiner Zeit unserem Urahn auferlegte, als er ihn aus dem Paradiese jagte; aber ein Humanitätsbeförderer ist sie nicht; — je mehr sie uns die Hülfe Anderer entbehrlich macht, je egoistischer werden wir. Das spricht sich auch deutlich auf den Eisenbahnen aus, auf denen sich Niemand mehr um seine so oft wechselnde Nachbarschaft bekümmert, und Jeder nur mit dem Gedanken beschäftigt ist, so schnell wie möglich anzukommen. Die Poesie des Reisens hat mit dem gemüthlichen Postwagen aufgehört, der selbst dem Höchststehenden auf jeder Station die Bekanntschaft eines neuen Schwagers zuführte, dem er um so freundlicher die Hand drückte, wohl wissend, daß er zum zeitweiligen Lenker seines Geschicks wurde, so wie er sich auf den Bock schwingend, mit den Zügeln auch dessen Wendungen in die Hand genommen.

Noch habe ich die überraschenden Eindrücke nicht vergessen, die das großartige, bunt bewegte Meßgewühl in Leipzig auf mich machte, der ich seither nur die langweiligen, menschenleeren Straßen des damaligen Berlins gekannt hatte.

Auch die Messen hatten zu jener Zeit noch einen weit originelleren Charakter wie gegenwärtig, wo sie nicht mehr so ausschließlich dem Handel und der Industrie zum Vermittler dienen. Das Bild der Handelsthätigkeit war mir bis daher nur unter dem Mühlendamm in Berlin entgegen getreten, wo eine eng zusammengedrängte Concurrenz nach der Elle verkaufte, was hier stück- und kistenweise seinen Absatz unter den verschiedensten, hier repräsentirten Nationalitäten fand. Das bunteste Gewühl fremder Trachten durchwogte die Stadt, und Treiber's Keller, der mir als derjenige bezeichnet wurde, worin einst Göthe's Mephisto sein Wesen getrieben, verzapfte noch immer unter lärmendem Halloh! den zweideutigen Rebensaft, über dessen Ursprung selbst die feinsten Kennerzungen im Zweifel blieben.

Als ein angehender Buchhändler, interessirten mich besonders die mit großen Päcken auf- und ablaufenden, unserem Stande angehörigen Meßhelfer, deren verrätherischer Inhalt mir jedoch erst mit der Praxis als

jene ominösen Remittenden bekannt wurden, die gradatim überhandnehmend, zu dem Schrecken heutiger Verleger geworden, und denen ich später jene poetische Epistel widmete, die sich im Buchhandel weit verbreitet und auch heute ihre humoristischen Pointen noch nicht eingebüßt hat.

Die Zahl der Buchhandlungen war zur Zeit in Deutschland noch eine ziemlich beschränkte, und wenn ich mir über die Solidität ihrer Grundsätze auch erst später ein Urtheil bilden konnte, so flößte mir doch damals gleich das erste ihrer Gewölbe, das ich betrat, sofort einen großen Respekt davor ein. Es war dies die alte Glebidt'sche Handlung auf dem alten Neumarkte, über deren Comptoirthüre in großen goldenen Buchstaben zu lesen war: „Ora et labora! Gott wird es schon machen!" — Heut zu Tage hat man aber dem lieben Herr Gott das Amt abgenommen und macht selbst; meistens aber zuviel. — Auch mein neuer Lehrherr, der mir in der Person des Herrn Gottfried Vollmer aus Hamburg, eines entschiedenen Radicalen damaliger Zeit, vorgestellt wurde, schien den verderblichen Keim des Selbstmachens schon in sich zu tragen, was ich aus dem vielen Maculaturzählen abnahm, womit ich mich bei demselben fortwährend beschäftigt sah. Meistens waren es Erzeugnisse der radicalen Presse, die er vorzugsweise in Bewegung setzte, und an denen die mir noch innewohnenden gut preußischen Grundsätze ebensovielen Anstand nahmen, wie ich auch sonst an dem excentrischen Wesen meines Principals, das mir gleich anfangs wenig Zutrauen einflößte.

Desto mehr fand ich mich durch die wahrhaft väterliche Theilnahme angezogen, deren ich mich bei einem Freunde meines elterlichen Hauses, Herrn August Campe, sowie bei dem trefflichen Friedrich Perthes aus Hamburg erfreute, welcher Letztere sein so berühmt gewordenes buchhändlerisches Etablissement erst kürzlich dort begründet hatte.

Unter der Obhut des Ersteren wurde ich gegen Ende der Messe nach Braunschweig mitgenommen, wo derselbe eine Stelle in der dortigen Schulbuchhandlung bekleidete. Hier ward mir die Freude, dem alten Rath Campe, Onkel meines Protectors, vorgestellt zu werden, dessen Schriften mir bereits eine so tiefe Verehrung für ihn eingeflößt hatten. Der alte Herr wußte durch seine Leutseligkeit die jugendlichen Gemüther

schnell an sich zu fesseln; er lebte übrigens bereits, nur mit literarischen Arbeiten beschäftigt, in beschaulicher Zurückgezogenheit in seinem Garten, in dem ich überall die traulichen Plätzchen zu erblicken wähnte, wo er seiner ihn umgebenden Jugend den „Robinson", die „Entdeckung von Amerika" und alle die schönen belehrenden Sachen erzählte, womit er so lange die Phantasie der Jugend von halb Europa beherrschte. Diese so höchst wohlthätig wirkende Literatur, wozu Campe den Ton angegeben, hat in der neuesten Zeit mit dem genialen „Struwwelpeter" eine Concurrenz erfahren, deren bodenloses Gefolge jedoch nicht ohne charakterisirende Bezeichnung für die Richtung ist, die man in dieser Beziehung einzuschlagen sich nicht gescheut hat.

In Braunschweig wurde ich aufs Neue dem Wohlwollen eines Freundes vertraut, der mich mit nach Hannover nahm und mich sodann unter Protection einer, sich meiner abermals freundlich annehmenden Buchhändlerseele nach Hamburg beförderte. Hier nun sollte ich mein buchhändlerisches Ora et Labora beginnen; das ging inzwischen nicht so glatt ab, wie ich es mir geträumt hatte. Das junge Etablissement meines mir zugedachten Lehrherrn war in Hamburg eine noch unbekannte Größe und es brauchte einige Tage, bis ich der Firma „Gottfried Vollmer" habhaft werden konnte. Derselbe war Herausgeber und theilweise auch Verfasser jenes damals berüchtigten, die französische Revolution propagirenden Journals „Das graue Ungeheuer", dessen schauerlicher Titel sich so auf den Herausgeber übertragen, daß derselbe mehr unter diesem, wie unter seinem eigenen in Hamburg bekannt war.

An den Brüsten dieses politischen Ungethüms sollten sich nun meine, in Berlinerblau gefärbten Gesinnungen heransäugen, die sich jedoch bald gegen die scharfe Beitze revoltirten, mit der hier Alles übergossen wurde, was ich in meinem Preußenthum für unantastbar zu nehmen gewöhnt war. Zudem wurde ich es bald inne, daß inmitten dieser radicalen Elemente, die mich umgaben, von Erlernung eines regelrechten Geschäftsbetriebes keine Rede war; ich klagte demnach meinem würdigen Freunde Perthes mein Leid, der dann auch sofort meine Eltern veranlaßte, mich wieder heimkehren zu lassen.

Hamburg und Leipzig hatten inzwischen meine jugendliche Weltanschauung um ein Bedeutendes erweitert. Mein Glaube an die preußische Unfehlbarkeit war zwar nicht im Mindesten alterirt worden; allein der großartige Handelsverkehr beider Städte hatte mir kleinen Philister doch ein wenig die Augen geöffnet und mich belehrt, daß es außer Beamten und Militär noch eine andere Macht gebe, an deren Kundgebungen ich mich im Hamburger Hafen nicht satt genug sehen konnte. Ich war nun schon ein gereister Mensch geworden und würde sogar vor einer Seefahrt nicht zurückgeschreckt haben, wenn mich einer der großen Ostindienfahrer entführt hätte, die mein Auge so oft mit großem Interesse verfolgte, wenn sie auf der Elbe abwärts dem weiten Ocean zusteuerten. Für dieses Mal mußte ich mich jedoch mit dem Berliner Postwagen begnügen, der sich alsbald mit mir durch noch ödere Gegenden, wie die bisher gesehenen, heimwärts durcharbeitete.

Es war eine jener alten verdeckten Archen, in deren rindsledernem Inneren sich die Reisegesellschaft wohnlich einzurichten strebte, welche mit mir den Postwagen bestieg. Diese bestand aus einem ungarischen Viehhändler, zwei Franzosen, einem englischen Quäker und einer ältlichen Frau — heterogene Elemente genug, um reichlichen Stoff zu interessanten Beobachtungen zu geben, die mir dann auch nicht entgingen. Der eine der Franzosen war ein Emigrant, der andere ein Republikaner de pure sang mit allem Feuer einer noch ungetäuschten Phantasie. Es konnte demnach nicht fehlen, daß zwei so entgegenstehende Elemente sich bisweilen in Heftigkeiten Luft machten, die indessen die alt-französische Courtoisie stets mit der dargereichten Dose und einem höflichen „peut-on vous offrir?“ wieder gut zu machen wußte.

Nicht so leicht ließ sich ihr Appetit beschwichtigen, der bei dem damals noch sehr mangelnden Comfort auf den Stationen nicht selten sich mit der frugalen Kost von Warmbier und Schwarzbrod oder einem Gläschen Branntwein begnügen mußte. Lauter Horreurs für französische Mägen, die lieber den bittersten Hunger vorzogen. Der glückliche Zufall wollte sie endlich in etwas dafür entschädigen. Durch den langsamen Schneckengang des Postwagens eingewiegt, hatte ich es nicht

bemerkt, daß wir bei einer Mühle anhielten, als ich plötzlich durch lautes Geschrei: „Arrivez! arrivez! mon ami!“ aus dem Schlafe geweckt ward. Die Republik stürzte, mit einer gebratenen Gans auf der Gabel, aus der Mühle und brachte sie wie im Triumph dem Königthum an den Wagen, dem sie ihr Theil mit dem Freudenruf entgegentrug: „Tiens, mon ami! voilà du roti, enfin nous sommes sauvés!“ und wie die Wölfe fielen Beide über den glücklichen Fund, in den sie sich, sans rancune wegen ihrer politischen Gesinnungen, brüderlich theilten. Der Viehhändler räucherte inzwischen Beide mit den Dämpfen ungarischer Blätter ein, während die Alte auf jeder Station aufs Neue nach Kaffee wimmerte.

Der mir gegenüber sitzende englische Quäker belustigte mich bald darauf in anderer Weise. Ich hatte von Hamburg ein Päckchen Cigarren mitgenommen, um sie als eine Merkwürdigkeit nach Berlin zu bringen, wo man sie noch nicht kannte oder wenigstens noch nicht rauchte. Auch der Quäker mochte weder von ihrem Gebrauch, noch von der Wunderkraft eine Ahnung haben, welche diese Zauberstengelchen einst üben würden; er mochte ihnen nur eine ähnliche Bestimmung wie dem Schnupftaback beimessen, denn er nahm ohne Umstände zwei davon, um sich in jedes seiner Nasenlöcher eine zu stopfen. Ernsthaft und in Erwartung saß er mit den beiden Cigarren in der Nase mir gegenüber, der ich in stiller Belustigung der Operation zusah. Er schien auf den Effect zu warten, den eine Prise auf die Nasenhäute übt, und das Sacktuch in Bereitschaft haltend, frug er mich nach einer Weile: „Is it done?“ welche Frage ich nicht zu deuten gewußt haben würde, hätte sie nicht ein arges Nießen, welches dem Quäker überkam, aufgeklärt. Nach seiner Meinung war der Zweck dieser neuen Art zu prisen nun erreicht und ohne weiter etwas dabei zu denken, wollte er mir die Cigarren zu fernerem ähnlichen Gebrauch wieder zustellen und schien sehr verwundert, als ich sie zum Fenster hinausspedirte.

So mißkannt wurde damals noch diese sublime Himmelsgabe! Aber wie hat sich das seit den darüber hingegangenen 59 Jahren geändert! Die Cigarre, dieser aus Indien stammende Wildling, hat in der kurzen Zeit Alles überwuchert, was die nach neuen Reizmitteln suchende Ge-

winnsucht jemals für sich erfunden. Sie hilft gegenwärtig aller Welt die Lücken des Lebensgenusses ausfüllen und dient ebensowohl der inhaltslosen Gedankendämmerung, sich daran fortzuspinnen, als sie auf der anderen Seite aus dem Dunstkreise ihrer blauen Wölkchen die Erscheinungen hervorzaubert, die in dieser oder jener Gestalt verkörpert ins Leben übergehen. Sie ist mit einem Wort zum Lutscher geworden, an welchem sich die heutige Genialität großsäugt, und giebt derselben eben darum auch jene narkotischen Beimischungen, durch welche dieselbe bald drastisch, einschläfernd oder selbst giftwirkend und betäubend auftritt. Bei alledem verschmäht sie auch selbst der rosige Frauenmund nicht, der in ihr das Mittel gefunden, eine weibliche Selbstständigkeit in effectvollster Weise an den Tag zu legen, die sonst wohl, sich hinter der angebildeten Züchtigkeit versteckend, erst mit dem Wechsel der Lebensverhältnisse, d. h. im Ehestande, zum Durchbruch gekommen sein würde. — Alles das hat ein so unscheinbares Kräutchen vermocht, das in dieser neuen Form mit der französischen Revolution unter uns auftrat und, deren glänzendste Resultate überdauernd, noch heute sich allen Parteien unentbehrlich zu machen weiß, während selbst die raffinirtesten Geistescombinationen jener großen Weltbegebenheit zu Grabe gingen.

Mit solchen kleinen Intermezzo's, die nicht ohne Charakteristik damaliger Culturzustände sind, rückte ich aufs Neue wieder in Berlin ein, wo ich bald Gelegenheit fand, meine Lehrzeit in einer anderen, regelrechter betriebenen Buchhandlung wieder aufzunehmen und mich unter der Leitung eines mir wohlwollenden Principals schnell heranzubilden.

Ich kann nicht unterlassen, seiner freundlichen Sorge um mich dankbar zu gedenken, die viel zu einer mir günstigen Entwickelung beigetragen. Wilhelm Oehmigke, der Jüngere, so war seine Firma, war eine interessante Persönlichkeit, die mir mit der offenen Stirne, den großen schwarzen Augen und dem gepuderten Lockenkopfe noch sehr wohl erinnerlich ist. Er war ein Mann nach der Mode, der ihre damaligen kleinen Abnormitäten mit Schick zu seinem Vortheil zu verwenden wußte. Aber so adrett mein guter Oehmigke auch in seinem Aeußeren auftrat, das Ora et Labora der Alten war schon nicht mehr

so recht über ihn gekommen, denn ungeachtet mancher glücklichen Unternehmungen, erbleichte seine Firma mehr und mehr, bis sie endlich mit ihm zu Grabe ging.

Inzwischen hatten die großen Ereignisse, welche die französische Revolution im Gefolge hatte, bereits angefangen, ihren Einfluß auch über die Gränzen des Landes hinaus zu verbreiten. Berlin wurde jedoch nur erst wenig davon berührt; wir waren Alle gut preußisch und hatten während den elf Regierungsjahren Friedrich Wilhelm II. noch so viel an den Erinnerungen früherer Glorie zu zehren, daß sich Manches leichter damit verschmerzen ließ, was nicht ohne Grund zum öffentlichen Aergerniß zählte. Wir glaubten noch fest an die Väterlichkeit des so lange über uns gewalteten Stockes, der bei alledem wenigstens das Bequeme hatte, daß ein Jeder wußte, woran er war, während über den Errungenschaften der Neuzeit stets das Schwert des Damokles schwebte, bis sie sämmtlich, eine nach der anderen, in Illusionen aufgegangen. Ueberdem ging Preußen mit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm III. (November 1797) schon mit weit mehr Vertrauen seiner Zukunft entgegen, die freilich auch jene schwer geprüfte Zeit im Schooße trug, die König und Volk, redlich zu einander haltend, so glorreich durchkämpften.

Wir nahmen übrigens bereits Partei für oder gegen die Entwickelungen der Neuzeit im Allgemeinen, und bekannten uns für diese oder jene Farbe, wobei sich jedoch die Tricolore noch sehr in dem Hintergrund halten mußte. Ich erinnere mich noch des patriotischen Jubels in den mir näher stehenden Kreisen bei der Nachricht über die Schlacht von Abukir (1798), welche die französische Flotte vernichtete. Nelson war unser Mann, denn die Republikaner sollten nun einmal alle mit einander untergehen.

Nichts destoweniger strahlten die Kriegsthaten des Generals Bonaparte bereits in stets zunehmendem Glanze, und als 1799 dessen Bruder Louis, nachmaliger König von Holland, in einer Mission des Directoriums nach Berlin kam, war der junge, direct aus Egypten kommende Mann mit seiner republikanischen Umgebung Gegenstand allgemeiner Neugier und Verwunderung. Die eigenthümlichen, allen Zwang

entbehrenden Uniformen, die Tricolore an ihren Hüten, die ihre kurz geschnittenen Tituskköpfe bedeckten, und das degagirte Auftreten der jungen Krieger war in unseren, an den Zopf gewöhnten Augen etwas durchaus Neues, was gegen unseren, noch das Gepräge des siebenjährigen Kriegs an sich tragenden militärischen Glanz, auffallend abstach.

Bei alledem war dieser alte Waffenglanz nur etwas gerostet, sonst aber immer noch höchst originell und charakteristisch. Ich betrachte jetzt noch mit Interesse die Zeichnungen damaliger Cavalleristen und Infanteristen, die ich mir gefertigt; lauter hochgewachsene Kerls in knapper und straffer Haltung, die ich, geführt von ihren Offizieren mit den lanzenartigen Spontons, wohl noch einmal aufmarschiren sehen möchte, um sie mit unserer gegenwärtigen, meist etwas sitzen gebliebenen Conscription vergleichen zu können. Jedenfalls muß sich die Pickelhaube erst noch den Waffenruhm erobern, den der alte preußische kleine dreieckige Hut und später der Tschacko und die Mütze mit ins Grab genommen.

Wir hatten zu jener Zeit auch Gelegenheit, uns ein Pröbchen der glorreichen französisch-republikanischen Armee in der Nähe zu besehen; nämlich einen Trupp sich selbst ranzionirter französischer Gefangener, der, aus Böhmen kommend, seinen Weg über Berlin nach Frankreich nahm. Sie waren der Gegenstand allgemeiner Neugierde, und mehrere unter ihnen trieben einen einträglichen Handel mit hübschen, selbstverfertigten Haararbeiten; besonders aber mit kleinen Modellen der grauenerregenden Guillotine, die, als schauderhafte Geburt der Revolution, mit scheuer Verwunderung betrachtet wurde.

Den politischen Begebenheiten und socialen Umgestaltungen eilte die Bewegung der Geister auf dem Felde der Literatur voran, die jenen zum großen Theil vorgearbeitet und damals gerade ihren Höhepunkt erreicht hatte. Als angehender Buchhändler erlebte ich die mir heute zum Stolz gewordene Freude, wenigstens indirect daran Theil nehmen zu können.

Es war eine schöne, erhebende Zeit, die den Wissenschaften alle jene geistigen Quellen öffnete, aus denen ihre Nachkommen geschöpft, und alle die duftenden Geistesblüthen entfaltete, die, jede mit eigenthüm-

lichen Reizen ausgestattet, dem weiten Gebiete der Dichtung entsproßten. Jede dieser neuen Productionen steigerte den Enthusiasmus des lesenden Publikums, und mit Ungeduld wurde den neuen Meßcatalogen entgegengesehen, die Kunde brachten, was von diesem oder jenem Autor zu erwarten stand.

Ich besitze noch ein Fragment solcher Verzeichnisse aus der Periode meines Eintritts in den Buchhandel (1797—98), und kann es mir nicht versagen, daraus eine, wenn auch nur oberflächliche Namenliste der Männer zusammen zu stellen, die in den verschiedenen Fächern alle die Schätze niederlegten, welche einer nachgekommenen Zeit zur Erbschaft wurden. Unsere vielwissende Gegenwart kümmert sich im Ganzen nicht besonders viel mehr darum, welche Männer es waren, die im Schweiße ihres Angesichts jene geistigen Schachten eröffneten, aus denen die Glacéhandschuhe der Neuzeit die Goldkörner zu Tage förderten, die ihnen zum Schmucke geworden. Ihre Werke stehen, ausgebeuteten Erzgruben gleich, meist vernachlässigt in den Bücherschränken; und nur dann und wann kehrt ein Forscher zu ihnen zurück, wenn ihn ein sich überhebendes Selbstgefühl irgendwo im Stiche läßt; ich aber, als ein Literatur-Veteran, mache respectvoll Front, während beim Durchsehen meines Catalogs die alte Garde an mir vorüberzieht, von deren den Wissenschaften und der deutschen Literatur neu erfochtenen Siegen derselbe Kenntniß giebt. Jeder mit demselben Bekannte wird es bestätigen, daß mein Namensaufruf nur Notabilitäten citirt, die ein glänzendes Andenken hinterlassen haben, und wird mit mir voll Achtung auf jene Periode zurücksehen, die eine so glorreiche Geistes-Armee in Reih und Glied zu stellen vermochte. Folgende Autoren hatten in den dabei bemerkten Fächern damals neue Werke angekündigt, nämlich:

Für Theologie: Ammon, Dapp, Döderlein, Dräseke, Ewald, Flatt, Griesbach, Henke, Herder, Hermes, Niemeyer, Plank, Rau, Reinhard, Rosenmüller, Schwarz, Seiler, Snell, Teller, Zollikofer.

Für Philologie und Pädagogik: Adelung, Campe, Creuzer, Funke, Heinsius, Galletti, Lossius, Mangelsdorff, Niemeier, Oertel, Ostertag, Salzmann, Schlözer, Splittegarb, Vollbeding.

Für Philosophie: Bouterweck, Busse, Fichte, Heydenreich, Hoffbauer, Jacob, Kant, Kiesewetter, Krug, Mellin, Niethhammer, Pockels, Pölitz, Schelling, Tennemann, Tiedemann, Tieftrunk.

Für Jurisprudenz: Claproth, Danz, Feuerbach, Glück, Grolmann, Hoffacker, Hugo, Klein, Kleinschrod, Paalzow, Quistorp, Roth, Thibaut, Weber, Wiese.

Für die Naturwissenschaften: Bechstein, Blumenbach, Crell, Gehler, Gmelin, Jacquin, Koch, Lampadius, Neumann, Panzer, Reimarus, Sprengel, Sturm, Suckow, Wildenow.

Für Medizin: Arnemann, Baldinger, Bernstein, Callisen, Clossius, Girtanner, Hufeland, Josephi, Loder, Metzger, Plouquet, Reil, Richter, Sabatier, Sömmering, Stoll, Struve, Tissot, Tode, Trommsdorff, Weikhardts.

Für Geschichte und Biographie: Archenholz, Baczko, Creuzer, Feßler, Galetti, Gatterer, Genz, Meißner, Merkel, Meusel, Moser, J. und J. G. v. Müller, Nitsch, Panzer, Posselt, Pütter, Renner, Schiller, F. Schlegel, Schlichtegroll, Schlözer, Schröckh, Spittler, Störer, Westenrieder, Wolf, Woltmann, Zschokke.

Für Aesthetik: Bouterweck, Ernesti, Ersch, Gurlitt, Humbold, Ramdohr, Sulzer, Winkelmann rc. rc.

Die schöne Literatur ist in meinem Verzeichniß durch Werke folgender gleichzeitiger Dichter und Autoren vertreten; nämlich: W. G. Becker, Bentzel-Sternau, Bouterweck, Dusch, A. G. Eberhard, Engel, Falck, Feßler, Gleim, Göthe, Heinse, Hölderlin, Iffland, Jünger, Klopstock, Kotzebue, Lafontaine, Langbein, Laun (Fr. Schulz), Matthisson, Meißner, Jean Paul, Sophie La Roche, Rochlitz, Schiller, Schink, Schlegel, Seume, Starcke, Steigentesch, Tieck, Voß, Wieland.

Von Göthe erschien bei Vieweg in Berlin dessen „Herrmann und Dorothea" in Form eines Taschenbuchs auf das Jahr 1798. Es war dieses eine der ersten dieser Neujahrsblüthen, die sich auch durch ein geschmackvolleres Aeußere auszeichnete, worauf damals im Ganzen noch nicht viel gegeben wurde. Der Erfolg war wie begreiflich ein glänzender, und Vieweg hatte das dafür gezahlte, damals für hoch erachtete Honorar von 100 Friedrichsd'ors nicht zu bereuen. Im Jahre darauf

gab derselbe Verleger „Genz, Geschichte der Maria Stuart" in ähnlicher Weise als Taschenbuch heraus. Schiller war mit seinen historischen Memoiren, sowie mit der Herausgabe der „Horen" und seines „Musen-Almanaches" beschäftigt, wovon gerade der zweite Jahrgang erschien. Welch ein Unterschied zwischen den heutigen, von Gold und Seide schimmernden Keepsakes und diesem so schlicht und einfach sich darbietenden Dichterstrauß, der dennoch aus den schönsten Blüthen gewunden, vom Publikum stets mit Ungeduld erwartet wurde. Im folgenden Jahre erschien Schiller's „Don Carlos", sowie seine „Maria Stuart".

Göschen in Leipzig, der zuerst den typographischen Geschmack neu erweckte, verherrlichte „Klopstocks Oden" durch eine Prachtausgabe in zwei Bänden in 4° mit trefflichen Kupfern, zum Preise von 20 Thalern.

Wieland's leichtfertiger Genius war bereits ernsteren Studien gewichen, die ihn mit der Herausgabe seines „Attischen Museums" beschäftigten. — Tieck brachte „Sternbold's Wanderungen", Jean Paul seine „Palingenesien" und den „Hesperus" in neuer Ausgabe. Von Feßler erschien „Marc Aurel", von Voß eine neue hübsche Ausgabe seines lieblichen Gedichts „Louise". —

Das Feld der Romanen-Literatur befand sich zur Zeit theilweise noch im Urzustande. Eine Masse dorniges Gestripp und Unkraut entwucherte dem fruchtbaren Boden, unter dem mancher Wildling bei gehöriger Veredelung hübsche Früchte getragen haben würde. Ritter-, Räuber- und Geistergeschichten waren an der Tagesordnung, unter denen die von Cramer, Spieß, Schlenkert, Veit Weber (L. Wächter) u. s. w. den Zulauf der Menge hatten.

Friedlicherem Samen entsproßten die häuslichen Gemälde von Starcke, Lafontaine, der Unger, Rochlitz u. s. w., sowie die Bilder frischer Laune von Jünger, Langbein rc., und wenn auch die neuere Kritik oft ein hartes Urtheil über sie, besonders über Lafontaine, gefällt, so darf man ihnen doch auch manches Verdienst und besonders das nicht absprechen, daß sie dem wilden Geschmack eine andere und bessere Richtung gaben. Ihre noch frische Phantasie erfand manche hübsche Situation, die noch heute unter modernerer Be-

handlung ihr Glück machen würde. Lafontaine war lange Zeit Liebling des Publikums, und jeder seiner neuen Romane ein literarisches Ereigniß.

Zu den neuen Productionen der höheren Cultur zählte Bouterweck's „Graf Donamar" in neuer Ausgabe, sowie verschiedene andere Neuigkeiten von W. G. Becker, J. J. Dusch, Heinse, Meißner, Sophie La Roche, J. F. Schinck und die Fortsetzung von Schiller's „Geisterseher", und endlich jene drei literarischen Curiosa, die so vieles Aufsehen erregten, nämlich: die „Jobsiade", Schlegel's „Lucinde" und „Rinaldo Rinaldini", der die Herzen aller Weiber eroberte. Diese mochten übrigens wohl schon damals nicht mehr so recht capitelfest sein, denn das Buch „Elisa, oder das Weib wie es sein soll" erschien bereits in seiner dritten Ausgabe und wurde ungemein empfohlen. —

Ein weiteres Curiosum war außerdem noch die ominöse Firma „Köln, bei Peter Hammer", hinter welcher sich alle uncensirte Sünden zu verstecken pflegten. Im Uebrigen strich oder verstümmelte der heillose Rothstift des Censors damals allerdings wohl manchen zu kühnen Gedanken; aber so gründlich ertödtete er dieselben doch nicht, wie es die heutigen Präventivgesetze mit dem Damoklesschwerte thun, das sie über dem Haupte unserer Preßfreiheit aufgehängt.

Die Unterhaltungs-Lectüre hat seit jener noch urkräftigen Zeit mehrere Phasen durchlaufen, bei denen zum großen Theil das Ausland den Ton angegeben. Die deutschen Productionen haben Mühe gehabt, sich dabei oben zu erhalten, und jemehr wir uns der Neuzeit nähern, jemehr sehen wir Erfindung und Gedanken darin in der Form aufgehen. Die Kunst, zu schreiben, hat im Allgemeinen große Fortschritte gemacht; aber ihre Werke gleichen meistens einem bunten Camelia-Flor; hübsch in Zeichnung und Farbe, aber ohne Duft; man müßte sich denn durch das Patschouli der Salons oder den pikanten Dünsten der niederen Sphäre täuschen lassen, von denen sie häufig in der einen oder anderen Weise durchweht sind.

Dennoch hat unlängst einer unserer productivsten Schriftsteller mit aller Zuversicht die Hoffnung für sich ausgesprochen, „daß eine ge-

rechte Nachwelt ihn einst doch wohl noch mit ähnlicher Glorie umgeben möchte, wie sie Göthe und Schiller zu Theil geworden." Ob sich diese kühne Erwartung erfüllen wird, muß die Zeit lehren; ich aber fürchte, daß es gewiß manchen unserer neueren Literaten ergehen wird, wie den Gästen bei der Hochzeit des Königsohns. — Die Kritik der Nachwelt wird finden, daß sie kein hochzeitlich Kleid anhaben und sie in die Finsterniß werfen. — Die Moral, daß „Viele berufen, aber nur Wenige auserwählt seien," dürfte auch unter den Klassikern der Neuzeit eine strenge Auswahl treffen.

Auch an die damaligen Zustände des Theaters knüpfen sich mir ähnliche glorreiche Erinnerungen, wie jene an die damalige Literatur. Ich entsinne mich, noch einen der letzten Zweige der einst so berühmten Döblin'schen Gesellschaft, eine bereits bejahrte, aber noch immer treffliche Schauspielerin gleichen Namens, Anfangs der neunziger Jahre in Rollen gesehen zu haben, wie sie gegenwärtig unsere Lindner spielt. Das war noch in dem alten unscheinbaren Schauspielhause zu Berlin, dessen gediegene und vollendete Vorstellungen in beiden, seitdem an seine Stelle neu erbauten Häusern, ungeachtet all' ihrer äußeren Pracht und ihres inneren Glanzes, wohl kaum mehr erreicht, noch weniger aber übertroffen worden sind. Iffland, Fleck (unübertrefflicher Held), Beschort, Unzelmann, Kaselitz, Mattausch, Gern, Lemm, sowie die Damen Baranius, Bethmann-Unzelmann, Fleck, Eunicke (Meyer) u. s. w. bildeten ein Ensemble, wie es seit jener Zeit kaum irgendwo wieder beisammen gewesen, und denkt man, daß damals jene dramatischen Meisterwerke, die heute noch so unübertroffen dastehen, meistens zur ersten Aufführung kamen, so wird man die Bedeutung um so mehr begreifen, welche der Berliner Bühne beizulegen war.

Diese glorreichen Erinnerungen machen mich oftmals unduldsam gegen die heutigen Aufführungen eben dieser Meisterwerke aus jener Zeit, die so oft langweilen, weil ihnen so gänzlich die Weihe der Darstellung abgeht. Der Geist ihres Zeitalters, die richtige Auffassung der Charaktere, wie sie einst gedacht, die Wahrheit des Costüms fehlt ihnen fast überall, und damit ist auch der richtige Tact ihrer Harmonie verloren gegangen, ohne welche sie nicht mehr ansprechen können.

Die Bühne ist allerdings stets am wahrsten als Spiegel ihrer Zeit; es bleibt jedoch nicht minder ihre Aufgabe, sich mit möglichster Treue zurück in die Vergangenheit zu versetzen und jede Zeit sorgfältig zu studiren, die sie darstellen will. Unbegreiflicher Weise wird nun jetzt gerade jene Periode, von der hier die Rede ist, so gänzlich mißgriffen, daß sie denen fast fratzenhaft erscheinen muß, die einst Zeuge waren, wie tief sie dachte, wie warm sie fühlte und wie wahr sie zu charakterisiren verstand. Die heutige, dafür an die Stelle getretene Effecthascherei kann diese Vorzüge unmöglich ersetzen; würde man aber heute noch nur eines jener Stücke, wie z. B. „Clavigo, Emilia Gallotti, Kabale und Liebe" oder auch Iffland's „Jäger", die „Hagestolzen" u. s. w., in oben erwähnter Besetzung über unsere Bühnen gehen sehen: der Rost, der sich über diese Reliquien gelegt, würde sich bald in den hellsten Glanz verwandeln. —

Es ist allerdings nicht zu bestreiten, daß zur Zeit das Schauspiel durch die Oper arg bedrängt und am frischen Wiederaufblühen behindert wird. Aber auch damals hatte es die mächtige Concurrenz von Mozart, Winter, Weigl u. s. w. sammt der des Auslandes auszuhalten, und wenn es dabei dennoch siegreich bestand, so entscheidet das ebenso über die Gediegenheit der damaligen Dichtungen, als über das Talent der Mimen, die darin auftraten.

Jede Epoche dramatischer Meisterwerke erzeugt oder weckt übrigens von selbst die Talente, sie in ihrem Geiste darzustellen; wenn uns also jene einst wiederkehren sollte, wird sie auch wohl der Letzteren nicht entbehren, die sie durch ihre Darstellung uns zu verherrlichen im Stande sind.

Auch in der Musik haben sich seitdem die geistigen Schöpfungen mehr in Routine und technische Fertigkeiten aufgelöst, bei denen der Effect auf Kosten der Harmonie eine hervorragende Rolle übernommen. Der Genius Mozart's, Beethoven's u. s. w. hat sich in den neuen Schöpfungen noch nicht wieder bemerkbar gemacht; dagegen aber hatte die damalige Zeit noch keine Idee von den durchgebildeten Fertigkeiten eines Paganini, Lißt's oder den Leistungen einer Malibran, Sonntag, Lind u. s. w., und das Geniale in der Kunst hat also auch hier dem Künstlichen das Feld geräumt.

Außer dem Theater belebte sich während des Winters in Berlin auch das große Opernhaus wieder, das sonst das ganze Jahr über verödet stand. Die Königlichen Hof-Opernsänger, unter Mitwirkung des Ballets und der Capelle, hatten zwölf Gratis-Vorstellungen zu geben, nach deren Beendigung sie wieder für lange auf ihren Lorbeeren ruhen konnten.

Das konnte man eine wahrhaft königliche, freilich aber auch sehr kostspielige Verschwendung nennen; denn die Zahl der dabei angestellten Musici, Sänger und Tänzer war bedeutend und ihre Besoldung ansehnlich. Indessen zweckmäßiger organisirt, könnte man sich eine solche auch wohl heute noch gefallen lassen. — Es lag etwas Großartiges in diesen theatralischen Festen, die den Geschmack und die Bildungsstufe des Hofes in tonangebender Weise repräsentirten und ihn mit dem Nimbus der Classicität umgaben. Dabei bekam das größere Publikum doch auch einmal etwas Gutes gratis zu sehen und zu hören, was sich heute nur zu zwei- und dreifach erhöhten Eintrittspreisen erkaufen läßt, unter welchen sich kein Talent von Ruf mehr zur Schau stellt. — Die heutige Munificenz der Höfe führt dem größeren Publikum nur noch die militärischen Schauspiele, aber auch diese nur so lange gratis auf, bis ein neues welthistorisches Drama ein Abonnement suspendu erheischt, was ihm dann oftmals theuer genug zu stehen kommt. —

Der Zutritt zu jenen Opern-Vorstellungen war nicht schwer zu erlangen, und jedes schriftliche Gesuch bei der königlichen Intendantur um Eintritt-Billets, wurde bereitwilligst berücksichtigt. Wenn ich jedoch der Vorstellungen selbst gedenke, so möchte ich den heutigen Eindruck gewahren können, den eine solche gegenwärtig hervorbringen würde. Es wurde allerdings viel Gediegenes, wenn auch mit namhaftem Zopf Verbrämtes geleistet; entschieden widerlich aber waren die, gerade in den Hauptfächern der Helden u. s. w. mitwirkenden Halbmänner (Castraten), die mit Stimmen à la Catalani ihre Partieen sangen. Manche ihrer Leistungen würden allerdings aus einer weiblichen Kehle Bewunderung erregt haben, wie denn auch wirklich ein junger Mann sich in eine solche Stimme sterblich verliebte, die er belauschend einem schönen Munde entströmend wähnte, bis ihn die Nachtmütze des

singenden Italieners enttäuschte. Auf der Bühne aber machten diese Fleischmassen, zu welchen sich in der Regel diese unglücklichen Sänger ausdehnten, einen höchst widrigen Eindruck auf den Hörer; er hätte denn während ihres Gesanges die Augen schließen müssen.

Die pikantesten Erinnerungen von daher haben mir die Ballets hinterlassen, in denen ich noch die Reifröcke mit toupirten Coiffüren und in Schuhen mit hohen Absätzen tanzen gesehen. Man darf sich das durchaus nicht so absurd vorstellen, wie uns dergleichen heut zu Tage reproducirt zu werden pflegt. Im Gegentheil hatte das ebensowohl seine luftigen Reize, wie die heutigen gepauschten kurzen Gaçe-Röckchen à la Pepita, die am Ende auch nur jener Zeit entlehnt sind.

Eine Tänzerin aus Paris, Madame Vigano, machte dem Reich der breiten Hüften damals ein Ende. Sie war die Erste, die im Ballet der großen Oper in kurzer Taille à la grecque, ungepudertem Tituskopfe und Schuhen ohne Absätze tanzte und Furore damit machte. Es war dieses ein tiefer eingreifendes Ereigniß für Berlin, als man es damals geahndet; denn einmal dem, die Köpfe in Ordnung haltenden Friseur entronnen, gingen mit den Locken auch die Ideen allmälig so auseinander, daß sie 1848 kaum mehr im Zaume zu halten waren.

Die Zeit restaurirt Alles wieder, selbst auch die Hüften der Damen, die sich mit den wieder in Mode gekommenen jupes crinolines aufs Neue so breit machen, daß selbst die vornehmen Routs der Neuzeit ihre Einladungen beschränken müssen, um denen vorzugsweise mehr Platz einzuräumen, die sich wieder am breitesten darin machen. —

Zwischen je zwei Opernvorstellungen wurde in dem, dann dazu hergerichteten Opernsaale auch eine Redoute abgehalten, zu der ebenfalls Jedermann freien Zutritt hatte, der im anständigen und ballmäßigen Costüme vorfuhr. — In diesem Vorfahren und der Beaufsichtigung der Toiletten lag eine gut ausgedachte Manier, den zu großen Zudrang abzuwehren, wiewohl es dabei auch nicht an Umgehungen fehlte. Doch geben diese öffentlichen, Jedem, der mit Anstand aufzutreten wußte, zugänglichen Maskenbälle, bei denen auch nicht selten der ganze Hof erschien, den damaligen Sitten und dem Geiste der Hauptstadt ein beachtungswerthes und günstiges Zeugniß, da man sich unbe-

sorgt einer Mummerei hingeben konnte, die in dieser Form heute nicht mehr gut möglich ist.

Es unterliegt übrigens keinem Zweifel, daß mit der mehr und mehr geschwundenen Etiquette in Bezug auf Moden und Costüme der feine Gesellschaftston eine nicht geringe Beeinträchtigung erfahren hat, da die Nonchalançe der äußeren Erscheinung sich nur zu leicht auch auf die Sitte überträgt. Das so feine habit-habillé, wie man es zur Zeit Louis XVI. getragen, habe ich nur noch bei Hoffesten an mir vorüberrauschen sehen, wenn ich im Schlosse ein Plätzchen finden konnte, mir die höchsten und hohen Herrschaften bei ihrer Ankunft im Vorübergehen zu betrachten. Doch war dasselbe schon damals nicht mehr in jener Reinheit, in der es dem feinen Weltmann so höchst bezeichnend anstand. Weniger graziös, besonders in Bezug auf den Kopfputz, erschienen die Damen; doch darf man nur nicht glauben, daß selbst jene Bizarrerieen, wenn sie sich mit dem rechten Schick verwendet sahen, einer graziösen Figur nicht auch ihre pikanten Nüancen verliehen hätten. Man hat darüber keine rechte Vorstellung mehr, da die richtige Weise, sich so zu costümiren, nicht mehr vorhanden ist. Daß inzwischen eine festliche Reunion damals, besonders was die Herren betrifft, in einem viel coquetteren und bei weitem mehr Abwechselung bietenden Glanze erschien, wie die monotone, farblose Außenseite unserer heutigen Routs, wenn nicht etwa die Uniform darin dominirt, unterliegt keinem Zweifel.

Die Uebergänge von diesen, sich als ein wirkliches Costüm ausprägenden Anzüge zu den Abnormitäten der französischen Revolution hatten viel Fades im Gefolge. Mit den Incroyables jedoch kam wieder mehr Originalität in den Moden. Es war etwas durchaus Radicales in dem Schnitt derselben, der mit Beibehaltung der kurzen, aber mit Knieschleifen versehenen Beinkleider und des Puders in den, übrigens nicht mehr toupirten und steifbelockten Haaren, jene breiten, kurzen Schöße sammt den großen Revers oder Umschlägen an Rock und Weste einführte; den Hals in dicke, mit großem Schlupp versehene Cravatten hüllte, die Ohren mit Ringen verzierte und die Füße mit großzwickeligten und geblümten seidenen Strümpfen und Schnabelschuhen versah. Es war immer doch noch ein Gedanke in dieser, wenn auch

bizarren Tracht, die das alte Regime total über den Haufen zu werfen strebte, und eine wohlgewachsene Figur vermochte noch etwas aus ihr zu machen, während unser heutiger sackartiger Paletot mit den schlotternden Beinkleidern von selbst schon auf jede Eroberung verzichtet, die früher jeder pikanten äußeren Erscheinung in Aussicht stand.

Berlin behielt während der Dauer meiner Lehrzeit eine ziemlich stationäre Außenseite. Nach Beendigung derselben kehrte ich mit dem Anfang des neuen Jahrhunderts abermals nach Hamburg zu meinem schon oben erwähnten väterlichen Freunde August Campe zurück, der inzwischen mit seinem Bruder Friedrich eine neue Buchhandlung dort errichtet und ein literarisches Museum damit verbunden hatte, das, nach einem den Anforderungen der Zeit entsprechenden Maßstabe angelegt, sich sehr vortheilhaft bemerkbar machte.

Man fing bereits an, bei neuen Unternehmungen das Hergebrachte zu verlassen und die Bahn des Fortschritts zu betreten, die übrigens immer noch langsam genug zu Erfolgen führte.

Hamburg war indessen um Vieles glänzender und durch den Aufenthalt einer Masse von französischen Emigranten ungemein belebt geworden. Ich hatte nun Gelegenheit, während eines längeren Aufenthalts die Eigenthümlichkeiten und das innere Leben dieser Weltstadt näher kennen zu lernen, wobei sich mir die originellsten Contraste bemerkbar machten.

Der großartige Handel erzog den Hamburger zum Weltbürger, der sich überall heimisch fand, wohin ihn seine, den Ocean durchmessenden Schiffe trugen. In seinen Mauern aber blieb er der eigenthümlichste Philister, und weder der unaufhörliche Wechsel ab- und zuströmender Fremden, noch das Kreisen ihrer zugebrachten neuen Ideen vermochten eine merkliche Aenderung des einmal Gewöhnten und Hergebrachten zu bewirken. Es bedurfte irgend eines nachhaltigen Anstoßes, um die Hamburger aus der Indolenz ihres Bürgerthums aufzurütteln, was jedoch selbst Napoleon mit seinem radicalen Decret vom 13. December 1810 noch nicht fertig bringen konnte, welches das Hamburger Gebiet in ein französisches umschaffen sollte. Erst als der Himmel dreißig Jahre später Feuer über die Stadt kommen ließ, das den größten Theil derselben

in Asche legte, wurde es Tag in ihren Mauern, wie in ihren Verhältnissen. Die Stadt ist glänzend wie ein Phönix aus ihrer Asche neu erstiegen, und längst schon hat es mich gelüstet, mich einmal in dem neuen Stadtviertel umsehen zu können, welches die Million neu erbauen half, womit Frankfurts patriotischer Eifer der guten Schwesterstadt damals zu Hülfe eilte.

Ob dieselbe ihre noch immer nicht definitiv geregelten Verfassungswirren endlich mit einem ähnlich kühnen Griff beschließen wird, wie wir Frankfurter ihn unlängst in dieser Beziehung gethan, ist zur Zeit noch abzuwarten. Damals jedoch würde jeder Angriff, selbst auf die barockeste Form der Stabilität, den entschiedensten Widerspruch erfahren haben.

Noch immer verkündete eine althergebrachte, unter dem Namen der „Burensproake“ (Bauernsprache) bekannte öffentliche Gesetzverlesung alljährlich vom Stadthause herab den Bürgern die merkwürdigsten verrostetsten Verordnungen, wie z. B. auch die, daß „dem Gesinde wöchentlich nicht öfter denn zweimal Lachs zu essen gegeben werden dürfe“. Welcher Lachsüberfluß dieses culinarische Verbot hervorgerufen, ist mir unbekannt geblieben, nur das erinnere ich mich noch, daß ich es bereits sehr theuer zahlen mußte, wenn mir einmal die Lust überkam, mich mit solchen Leckerbissen zu regaliren.

Noch immer bezog allabendlich die Bürgerwache, unter Anführung roth uniformirter Offiziere, Tambours und Pfeiffer, sonst aber in der krüppelhaftesten, buntschäckigsten Zusammensetzung, die Stadtwälle, auf denen es längst nichts Erhebliches mehr zu bewachen gab.

Das in der Nacht ankommende preußische Postfelleisen wurde wegen der Consequenz der Thorsperre, noch immer durch eine eigens dazu angebrachte Vorrichtung, mit vieler Mühe über das Stadtthor und den Wall hinüberprakticirt.

Die sogenannten „reitenden Diener“, eine Art mehrere öffentliche Functionen verrichtender Beamten, erschienen bei entsprechenden Veranlassungen, wie z. B. bei Leichenbegängnissen, noch immer in vollständig mittelalterlichem Costüm, mit kurzen Mänteln, Pluderhosen, schwarzem Wams und gesteiften Halskrausen, welcher Anzug mir stets den ergötzlichen Gerichtsdiener im „Don Juan“ ins Gedächtniß rief.

Das Glockenspiel auf den Stadtthürmen wimmerte alle Viertelstunde ein Stück geistlicher Melodie, das mit jedem Viertelschlage länger wurde, bis es beim Vollschlagen das ganze, sich ins Unendliche wiederholende Klagelied vollständig abklimperte und so jeden Einwohner fortwährend an die Abbüßung seiner Sünden erinnerte, wozu es selbst das Seinige redlich beitrug.

Die Nachtwächter machten mit einbrechender Nacht einen Höllenlärm mit ihren großen Schnarren und langen eisenbeschlagenen Stöcken, womit sie auf das Pflaster und an die Hausthüren stießen, um deren Verschluß zu überwachen, und der Hamburger Berg schloß einen wahren Sündenpfuhl rohester Sittenlosigkeit in sich, der in merkwürdigster Weise mit der Ehrbarkeit damaliger Zeit contrastirte. —

Alles das ertrug der weitgereiste Hamburger mit stoischem Gleichmuth, während Andere wieder, die in ihren ausgedehnten Handelsgeschäften Schiffe nach allen Weltgegenden befrachteten, in ihrem Leben nie selbst das Weichbild der Stadt Hamburg überschritten hatten und jeden Fremden als einen „Butenminsch" (soviel als ein Hergelaufener) bemitleideten.

Neben diesem colossalen Philisterthum zog sich übrigens doch auch für Alle, die es aufzusuchen verstanden, ein frisches, heiter aufblühendes Leben, wie es damals nicht so leicht andere Städte darboten. Es gewährte ein wahrhaft poetisches Vergnügen, an schönen Sommerabenden am stets belebten Alsterpavillon eine Gondel zu besteigen, um sich auf dem sanft bewegten weiten Alsterspiegel dahin gleiten zu lassen. Oder man machte Ausflüge in die mit netten Landhäusern sich schmückende hübsche Umgegend. An Sonntagen steuerte Alles durch das nahe Altona dem damals schon sehr berühmten Rainvil'schen Garten zu, der stets von Fremden wimmelte. Hier war der Sieg des Zeitgeistes über das Philisterthum am sichtbarsten, und jeder überließ sich seiner individuellen Stimmung. Auf der einen Seite wurde die Marseillaise, auf der anderen god save the king gespielt, um den verschiedenen Gesinnungen ihr Recht widerfahren zu lassen, und General Dumouriez, der hieher seine Retirade genommen, ging als ein Stück Zeitgeschichte im Garten spazieren und schnupfte aus einer großen Dose neue

Pläne gegen die Republik, der er so entschieden den Rücken zugekehrt. Abends strömte dann Alles wieder heimwärts, um dicht vor dem Thore in einem Kaffeehause, dem sogenannten „Trichter", den letzten Trommelschlag zur Thorsperre abzuwarten, und dann massenhaft mit ihm wieder in die alten Mauern einzuziehen, die sogleich beim Eintritt alles wieder in den Nebel alter Gewohnheiten hüllten.

So verstrichen zwei Jahre, nach deren Ablauf ich mich nach Königsberg wenden wollte. Bei meiner Durchreise durch Berlin ließ mich jedoch die alte Anhänglichkeit meines mir freundlich gesinnten früheren Lehrherrn, Oehmigke, nicht weiter ziehen. Ich mußte aufs Neue wieder in sein Geschäft treten, und ich ließ mir diesen Wechsel meiner Bestimmung gerne gefallen. Ich war zwanzig Jahre alt geworden, und die sich damit steigernde Lebenslust wußte die Fortschritte bald heraus zu finden, die Berlin unter dem neuen Throne seitdem so sichtlich in dieser Beziehung gemacht hatte.

Der herangewachsenen Generation war effektiv der Kamm gestiegen. Der Puder war mit sammt dem Zopfe verschwunden und die an ihre Stelle getretenen Tituskögpfe formten sich auf den Scheiteln in der That zu einer Art Hahnenkamm, der, je sorgfältiger cultivirt er sich emporsträubte, je mehr als ein untrügliches Zeichen aufwärtsstrebender Genialität, die darunter verborgen, zu betrachten war. Auf Bällen erschien ein solches haarsträubendes Haupt mit dem französischen Claquehut des jungen Kaiserreichs unter dem Arme, und sorgte beim Eintreten vor Allem dafür, daß sein Kammtoupée nicht aus der Façon gerieth.

Die Menuett, diese alt-graciöse Einleitung aller Tanzfreuden, an der seit anderthalbhundert Jahren ihres Bestehens Alt und Jung Theil nehmen konnte, wenn es sich mit dem nöthigen Anstand zu bewegen vermochte, hatte ebenfalls eine, der jugendlichen Beweglichkeit mehr zusagende Reform erlitten, und das veränderte schon um Vieles die Physiognomie der Gesellschaft. Man tanzte nämlich zuerst sämmtliche Touren im alten Style durch, und wiederholte sie dann im Pas des Contretanzes; man nannte das eine Menuet gentil, welche Gentillesse jedoch die älteren Beine vollständig in Ruhestand versetzte. Die erste Eroberung jugendlichen Sichselbstbewußtwerdens über die Gravität des Alters. —

Eine ähnliche Beweglichkeit war auch über die Armee gekommen. Der alte siegreiche Zopf des siebenjährigen Kriegs hatte dieselbe zwar noch nicht ganz verlassen, allein er war mobiler geworden und marschirte jetzt unter Trommlen und Pfeifen nach dem sogenannten „Quickmarsche", einem Fortschritte, den man, glaube ich, dem französischen Exercier-Reglement entlehnt, was allgemein als ein Evenement betrachtet wurde.

Das neue Schauspielhaus wurde eröffnet, und Schillers „Jungfrau von Orleans" ging zuerst darin mit außergewöhnlicher Pracht über die Bühne. Die Meyer-Eunicke excellirte als Jungfrau, und Iffland, der unter all' den Geharnischten keinen ihm zusagenden Platz finden mochte, begnügte sich mit der einfachen Rolle des Thibaut d'Arc, womit er übrigens das Stück in glanzvollster Weise einleitete.

Glänzende Subscriptionsbälle im Theater, vom Adel und den reicheren Kaufleuten veranstaltet, an welchen auch, zum erstenmale unter ähnlichen Verhältnissen, der Hof Theil nahm, belebten die Wintersaison und wurden als eine dem Bürgerthum gemachte Concession betrachtet.

Prachtvolle Schlittenfahrten wurden abgehalten, bei denen besonders die in der Armee dienenden Cavallerieoffiziere viel Luxus im Costüme ihrer zahlreichen Vorreiter entfalteten.

Prinz Louis Ferdinand erschien leuchtend am Horizont chevaleresker Genialität und umgab sich mit Künstlern wie Dussek, Himmel, Moser 2c., und mit schönen Frauen wie die Wichmann, Unger 2c.

Ein jugendlicher Muth fing an, die Armee zu durchwehen, der, gleich dem feurigen Roß, zuweilen störrig auf die Stange biß und in Uebermuth ausartete. Ein Intermezzo originellster Art gab Zeugniß davon. Werner's „Weihe der Kraft" kam auf die Bühne und wurde mit vielem Glanz gegeben. Iffland war unübertrefflich als Luther, und die Fleck, die Wittwe geworden und ein sehr angenehmes Haus machte, war die schönste de Bora, die man sehen konnte. Das Stück machte Furore, fand aber auch viele Widersacher, die an Luther's Erscheinung auf der Bühne Anstoß nahmen.

Da öffnete sich an einem schönen Sommerabende, wo Alles unter den Linden spazierte, der nahe Gendarmeriestall und ein Schlitten, von

vielen Vorreitern mit Fackeln umgeben, fuhr im Galopp heraus und die Linden hinauf. — Eine Schlittenfahrt mitten im Sommer war etwas Unerhörtes, und sie täuschte beim ersten Anblick um so mehr, da die kleinen Räder, auf welchen der Schlitten lief, durch herabhängende Decken nicht sichtbar waren. Drinnen aber saß Doktor Luther und sein Famulus, und hinten drauf Frau de Bora in himmellanger Gestalt und flatterndem Gewande, unter dem ein Paar bespornte Dragonerstiefel sichtbar waren. Diese übermüthige Parodie wurde indessen vom Könige sowohl wie im Publikum als ein Scandal betrachtet, der sofort durch einige Versetzungen der Betheiligten in unwirthbare Gränzörter, wie auch sonst noch, die ihm gebührende Ahndung fand.

Inzwischen hatte die friedliebende Politik des Ministers Haugwitz und dessen Nachgiebigkeit gegen das, den Kopf hoch tragende neue Kaiserreich, nach und nach doch eine solche Mißstimmung in einflußreichen Kreisen erzeugt, daß ein Zerwürfniß mit Frankreich immer sichtbarer hervortrat und endlich der Krieg, selbst gegen den Rath des alten achtzigjährigen Feldmarschalls Möllendorf, der doch einst die Franzosen bei Roßbach jagen half, beschlossen wurde, wobei ihm die betrübte Satisfaction werden sollte, daß er in seinen Befürchtungen recht gesehen hatte.

Der Entschluß, den Krieg zu beginnen, hatte den König in eine ernste, ich möchte sagen, feierliche Stimmung versetzt, die ihren Grund wohl in dem Bewußtsein der schweren Aufgabe haben mochte, deren Lösung er übernommen. Das Volk hingegen gab bei sich darbietenden Veranlassungen sein freudiges Vertrauen zu erkennen, und ich bewahre noch heute eine interessante derartige Kundgebung.

In der nahen Umgebung Berlins findet nämlich alljährlich im August ein sehr belebtes Volksfest, der sogenannte Stralauer Fischzug, Statt, bei welchem zwar weniger Fische gefangen, als vielmehr auf einer hinter dem Dorfe Stralau gelegenen Wiese ungemein viel Kaffee und andere Getränke nebst Zuthaten im Freien vertilgt werden. Das Fest war gerade in diesem Jahre (1806) sehr belebt und der König mit der Königin sammt ihrem Hofstaate waren ebenfalls dabei erschienen. Nach kurzem Aufenthalt setzte der Hof in einem Nachen nach

dem am entgegengesetzten Ufer der Spree gelegenen Dörfchen Treptow über. Ein stürmisch jubelnder Zuruf der Volksmenge begleitete die Ueberfahrt, den der König, in ernster Haltung grüßend, zwar dankend erkannte, aber dabei auch wohl andeuten mochte, daß es damit nicht allein gethan sein werde. Von diesem in der That feierlichen Moment ergriffen, erwachte mein altes Compositionstalent; ich entwarf eine ziemlich umfassende Zeichnung dieser Scene, die ich noch heute bewahre und deren charakteristische Zusammenstellung mich seitdem oftmals in jene alten Zeiten zurückversetzt hat.

An den bald darauf erfolgten Ausmarsch der Armee knüpft sich eine andere, zwar gewiß zufällige, aber doch eigenthümliche Erinnerung. Es war Sonntag Abends als ich von einem Spaziergang zum Potsdamer Thor hereinkommend, in der Leipziger Straße eine gewisse Aufregung unter den Leuten bemerkte, die erschrocken auf eine in der That seltsame Lufterscheinung deuteten, in welcher man die Vorzeichen eines unglücklichen Kriegsereignisses erblicken wollte. Der Himmel war theilweise von dicken schwarzen Wolken überzogen, in deren Mitte sich wirklich zwei blutroth erleuchtete Wolken bemerkbar machten, welche die erregte Phantasie der Zuschauer zu zwei sich bekämpfenden Adlern gestaltete. Der eine derselben unterlag alsbald und löste sich in rothe Nebelstreifen auf, während der andere seine Gestaltung länger behauptete, dann aber endlich auch verschwand.

Das sollten nun die Vorbedeutungen verlorener Schlachten und schwerer Zeiten sein, und in der That erreichte uns nur zu bald die erschreckende Nachricht von dem blutigen Zusammenstoß am 10. October bei Saalfeld, der dem genialen, hier aber zu stürmisch vorangehenden Prinzen Louis Ferdinand das Leben kostete.

Das war jedoch nur das Vorspiel der allgemeinen Niederlage, welche am 14. October erfolgte und welche unter dem Namen der unglücklichen Schlacht bei Jena bekannt genug ist. Man hat mit Unrecht den Verlust dieser Schlacht und den darauf in voller Verwirrung erfolgten Rückzug der Armee als eine Schmach derselben verschrieen. Dieser Vorwurf ist ein durchaus ungerechter. Die Truppen hatten sich im Gegentheil tapfer geschlagen, und wären nicht durch die nachtheilige Affaire

bei Saalfeld und durch die gleich im Anfang erfolgte Verwundung des, das Obercommando führenden Herzogs von Braunschweig, Verwirrungen in Angriff und Vertheidigung entstanden, so würde der Ausgang der Schlacht zu Gunsten der Franzosen vielleicht selbst noch zweifelhaft gewesen sein.

Indessen das Unglück war da. Berlin wurde davon durch die bekannte Proclamation des Fürsten Hatzfeld, damaligen Gouverneurs der Stadt, benachrichtigt, welche „Ruhe als die erste Bürgerpflicht" anempfahl. — Wir sollten uns inzwischen bald in der getreuen Befolgung dieses wohlgemeinten Rathes gestört sehen; denn ganz unerwartet sprengte an einem hübschen Herbstnachmittage eine Recognoscirung französischer Husaren zum Hallischen Thore herein, die in der von Truppen gänzlich entblößten Hauptstadt, nicht den mindesten Widerstand fanden. Man ließ uns keine Zeit, um uns von der ersten Bestürzung zu erholen; denn schon am anderen Tage folgte die ganze französische Avantgarde unter dem Commando des Marschalls Davoust, und General Hüllin, bekannt als Präsident des Kriegsgerichts, welches den Herzog d'Enghien erschießen ließ, nahm als Commandant der Stadt sein Quartier unter den Linden.

Berlin konnte vor Ueberraschung und Verwunderung nicht zu sich selbst kommen; Alles war plötzlich anders geworden, und das Neue und nie Gekannte, was uns überall entgegentrat, machte uns im ersten Augenblick selbst das Traurige unserer Lage vergessen.

Die Franzosen benahmen sich Anfangs ziemlich bescheiden; sie mochten sich wohl erst der friedfertigen Gesinnungen der Bevölkerung versichern wollen, von denen sie sich übrigens sehr bald überzeugten. La Garde nationale, d. h. die von den Bürgern im buntesten Aufzuge besetzten Wachen, wurden mit allen honneurs militaires abgelöst, und bald sah man die capots gris Arm in Arm durch die Stadt schlendern, als seien sie immer dagewesen.

Der Berliner vermag selbst im Unglück nicht, seine Witze zu unterdrücken, und so erhielt denn auch bald das Davoust'sche Corps den Spottnamen „die Löffelgarde"; denn jeder Soldat hatte auf seinem dreieckigen Hütchen neben dem Boubon seinen blechernen

Suppenlöffel stecken, den sämmtliche Inhaber auch mit großer Fertigkeit zu handhaben verstanden.

Außer dem Uniformsrocke war dabei von sonstigen übereinstimmenden Montirungsstücken nicht viel die Rede. Capots, Beinkleider und Fußbekleidung waren von verschiedenartigsten Farben und Façons und nur ein kurzer dicker Zopf nebst vielem Puder auf den Krägen, machte sich ziemlich allgemein in allen Reihen geltend. Uns Preußen, denen der Spitzname „der Kamaschenknöpfer“ nicht ganz mit Unrecht gebührte, war dieses sans gène etwas nie Erlebtes; am meisten aber staunten wir über die Affabilität der Offiziere aller Grade gegen den Soldaten, welcher Letztere uns seither stets nur in tiefster Abhängigkeit vom spanischen Rohre erschienen war.

Acht Tage später hielt der Kaiser seinen Einzug in Mitten eines glänzenden und gewählten Truppen-Corps, und ich werde den Eindruck nie vergessen, den dieses großartige, aber auch das preußische Nationalbewußtsein erdrückende Schauspiel auf uns machte. Nie hat mir das dumpfe Geläute der Domglocke schauerlicher geklungen, als damals, wo es das Zeichen gab, daß der Sieger die Thore der Hauptstadt erreicht und im Begriff war, uns den Fuß auf den Nacken zu setzen.

Alles ging entmuthigt umher und frug sich, was nun werden sollte. Es blieb uns vor der Hand nur der stille Ingrimm, der in einer mir noch erinnerlichen charakteristischen Aeußerung eines mir befreundeten Professors am Gymnasium seinen, mit dem allgemeinen Gefühl übereinstimmenden Ausdruck fand. Derselbe begegnete mir gleich nach dem Einzuge, ergriff meine Hand und flüsterte mir zu: „Freund, könnte ich diese Franzosen mit einem einzigen Stockschlage von der Erde vertilgen, es würde mir die größte Wollust sein!“ Dieser Gedanke muß nach und nach alle Preußen durchdrungen haben; denn er wurde in sofern zur That, als durch sie eben der Anstoß gegeben wurde, der die Franzosen wenigstens aus Deutschland vertilgte.

Anders war es mit dem Eindrucke, den die erste Heerschau auf uns machte, die der Kaiser über die inzwischen eingerückten Armeecorps abhielt. Es war an einem trüben Novembermorgen, als wir den Kaiser zu Pferde und von seinem Generalstab umgeben, zum ersten

Male aus dem Schloßhofe kommen sahen, vor welchem sich die Truppen auf dem Lustgarten aufgestellt hatten. Er trug das historische Hütchen und den grauen Ueberrock über die Uniform und wurde von seinen Soldaten mit enthusiastischem, von rauschender Musik begleitendem „Vive l'Empereur!“ empfangen. Schon das war uns Philistern etwas Neues, nie Gesehenes, da wir seither das Militärleben nur aus den einförmigen steifen Wachtparaden oder den nicht viel mehr belebten größeren Manövern kennen gelernt, bei denen der stumme Gehorsam jede derartige Kundgebung beherrschte.

Der Kaiser stieg vom Pferde, das er seinem Leibmameluken Roustan übergab, und begann die Inspection. Grenadiere der alten Garde bildeten Spalier, um den Zudrang der Menge zu hindern; allein die Courtoisie der alten Schnauzbärte gestattete gerne den Frauen oder denen, die sich darum bewarben, vorzutreten, um ihren Kaiser in der Nähe zu sehen, und auch ich fand zwischen zwei Grenadieren Platz, die mir freundlich erklärten, was vorging.

Der Kaiser durchschritt langsam alle Reihen, betrachtete sich fast jeden einzelnen Soldaten, sprach mit Vielen und reichte sogar einigen alten Troupiers die Hand. Jüngere Leute musterte er genau und rückte verbessernd an ihrer Montirung. Das dauerte sehr lange; dann begab er sich, wieder zu Pferde gestiegen, der Fronte gegenüber. Ein höherer Stabs- oder Ordonnanzoffizier verlas mit lauter Stimme den Tagesbefehl, der die neuen Beförderungen und Ordensverleihungen kundmachte, die der Kaiser bewilligte. Ein jeder dabei Betheiligte, vom höchsten Offiziere abwärts bis zum Tambour, wurde mit Namen aufgerufen und stellte sich nach den Graden in einer Reihe vor die Fronte, worauf ihm seine Beförderung verkündet oder ihm die Decoration des Ehrenkreuzes angeheftet wurde. Hierauf stattete der Commandirende jedem der Belohnten seine Gratulation ab und embrassirte sie der Reihe nach, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, unter dem endlosen Vive l'Empereur! der Truppen und den rauschenden Fanfaren der Musik.

Das war ein ächt kriegerisches Schauspiel, was einen grellen Contrast zu der Behandlung bildete, die wir seither an unseren Soldaten gewohnt gewesen; es fiel uns wie Schuppen von den Augen. — Den

preußischen Soldaten kannten wir nur als einen in mehr wie einer Beziehung geschlagenen Mann, bei dem eine fast überstrenge Disciplin jedes Selbstbewußtsein im straffsten Zaume hielt. Hier sahen wir nun auf einmal diesen, uns in so tiefer Abhängigkeit erschienenen Stand mit allem Lüstre militärischen Ehrgefühls umgeben und lernten begreifen, daß eine von solchem Geist belebte Armee leichter zum Siege zu führen sei, wie ein unter steter Fuchtel gehaltener Soldat. Und doch hatten unsere Leute ihre Haut willig zu Markte getragen und muthvoll für eine Sache gefochten, die, den geworbenen Söldnern wenigstens, eine ihnen mehr oder weniger fremde gewesen. Eine derartige Hingebung des Kriegshandwerks, das nur dem Solde dient, ist allerdings das Ergebniß des kriegerischen Geistes, der sich bei vielen Menschen so leicht anfachen und steigern läßt, wenn ein thatkräftiger Führer sie an seine Fahne fesselt. Allein eine solche Hingebung wendet dann auch schnell genug jedem sich ereignenden Bedrängniß den Rücken, und daher hat Preußen in dieser Beziehung das lehrreiche Beispiel des Kaiserreichs zwar sehr theuer erkauft, aber demselben gewiß auch einen großen Theil seines neu erblühten Kriegsruhmes zu danken.

Ich hatte nun öfters Gelegenheit, den großen Kaiser in der Nähe zu sehen und zu beobachten, und wenn derselbe auch mir, als einem acclimatisirten Preußen, nur im Lichte eines uns feindlichen Elements erscheinen konnte, so mußten wir ihm dennoch als Kriegshelden und Staatsmann die volle Anerkennung widerfahren lassen, die seine überwiegende Geistesfähigkeit sich überall eroberte. Während seines vierwöchentlichen Aufenthaltes in Berlin fehlte es nicht an charakteristischen Zügen, die dieses Urtheil bestätigten und so Vieles in den Schatten stellten, was wir seither für unfehlbar gehalten. Dabei diente die so überaus glänzende Prestige der kaiserlichen Umgebung zu jener verführerischen Folie, die der Menge den Zauber seines Glücks um so strahlender erscheinen ließ. Sie diente aber auch dazu, ihn selbst in dem Glauben an die Unwandelbarkeit desselben in einem Grade zu bestärken, die ihn die kluge Mäßigung vergessen ließ, die sich in jener Zeit vielleicht sicherere Erfolge erobert haben würde, wie neue Waffenthaten. Nur zu leicht lernen Männer von so glänzenden Eigenschaften die

Menschen als eine Masse betrachten, deren Geschicke sich willkürlich leiten und bestimmen lassen, wobei sie über das tief wurzelnde Nationalgefühl leicht hinweg zu kommen wähnen. Dieser Irrthum, der sich schon so oft verderblich in seinen Folgen erwiesen, trieb auch den Kaiser zu dem Uebermuthe, der in Preußen alles Maß überschritten, und damit den Grund zu der Erhebung legte, die nur eines Anstoßes bedurfte, um sich sofort in einer Weise über ganz Deutschland zu verbreiten, wie sie in der Geschichte fast ohne Beispiel ist.

Berlin hatte einstweilen als erste Calamität des Kriegs eine so ungeheure Einquartirungslast zu tragen, daß deren Ueberwindung den Wohlstand zum großen Theil vernichtete und die weniger Bemittelten fast dem Bettelstande zutrieb. Die Anwesenheit so vieler ungebetener Gäste, die sichs wohl sein ließen, setzte allerdings viel Geld in Umlauf; allein der leichtfertige Erwerb ging schnell in den Bedürfnissen derer wieder auf, die ihn herbeigeführt.

Bald mußten wir auch Zeuge jener Demüthigung sein, die eine Anzahl preußischer Cavallerie-Offiziere zu ertragen hatte, welche in Folge der bei Prenzlow erfolgten Capitulation des Hohenloh'schen Corps als Gefangene nach Berlin geführt wurden. Es befanden sich mehrere der glänzendsten Persönlichkeiten darunter, die noch ganz kürzlich zu der fleur militaire unserer Garnison zählten, und es mochte wohl nicht ohne Absicht geschehen sein, daß man sie in ihrem trostlosen Zustande vor dem Schlosse absitzen und ihre Pferde am Zügel halten ließ, bis der vom Kaiser gesandte Marschall Duroc ihnen ihr Urtheil verkündete, das sie nach Spandau verwies. —

Das Verletzende, was uns darin für die Nachkommen der Sieger bei Roßbach zu liegen schien, ging uns Allen tief zu Herzen und regte mich an, wenigstens dem Muth, der unseren ritterlichen Prinzen Louis Ferdinand in den Tod getrieben, dem Feinde gegenüber öffentlich ein Zeichen patriotischer Anerkennung zu widmen.

Unter den in unserem Hause Einquartierten befand sich auch ein Husar des französischen Regiments, das bei Saalfeld mitgefochten. Er hatte mir den Hergang, so viel er davon wußte, oftmals erzählen müssen, und meine Phantasie setzte diese unvollkommenen Berichte, so gut es gehen

wollte, in Scene. Ich zeichnete zwei ziemlich umfassende Blätter, den Heldentod des Prinzen und seine unter den militärischen Ehren des Feindes erfolgte vorläufige Beisetzung darstellend, die ein mir befreundeter Künstler in Kupferstich herausgab, und von denen ich noch die beiden Abdrücke besitze, auf welche mir der damalige französische Commandant, Pierre Hüllin, die Verkaufserlaubniß durch seine eigenhändige Unterschrift ertheilte.

Unter den oftmaligen getäuschten Hoffnungen auf eine glücklichere Wendung der Geschicke Preußens, bei denen der bekannte Major Schill eine so interessante Rolle zu spielen begann, war inzwischen der Tilsiter Frieden (1807) herbeigekommen, nach dessen Abschluß die systematische Aussaugung des Landes unter der Herrschaft französischer Commissäre begann, an der es sich langsam verblutet haben würde, wenn es auf der anderen Seite nicht eben dadurch um so schneller zu jenem verzweifelten Muthe herangereift wäre, der die Wunder Alles opfernder Anstrengung vollbringen half, womit Preußen später die französische Unterjochung abschüttelte.

Wer diese für Deutschland so verhängnißvolle Zeit mit durchlebt hat und Zeuge des erwachenden, nach und nach sich zum höchsten Enthusiasmus steigernden Nationalgefühls gewesen ist, der wird noch heute nicht ohne patriotische Aufregung daran zurückdenken können, aber zugleich auch innigst beklagen müssen, daß eine Reihe von Ereignissen dieses, zu so völliger Reife gediegene Bewußtsein nationaler Kraft, wieder zu der Herabstimmung gebracht, die es zu den bedrohlichen Verwickelungen der spätern Zeit geführt.

(1808—1810.)

Die Siegesgöttin war vom Brandenburger Thor zu Berlin verschwunden und wohlverpackt nach Paris gewandert. Der Frieden mußte mit Verlust von nahezu der halben Monarchie erkauft werden, deren Reste sich außerdem zum großen Theil noch fortwährend sammt der Hauptstadt von 150,000 Mann Franzosen occupirt sahen, welche die Herren darin spielten. Das war der Ausgang eines Kampfes, den Preußen mit so viel Selbstvertrauen begonnen. So lange er gewährt, hatte die Hoffnung auf eine Wendung des Kriegsglücks den Muth nicht sinken lassen. Nun er geendet, hinterließ er nur die Aussicht auf eine trostlose Zukunft, die mit Preußens Fall unfehlbar über ganz Deutschland hereingebrochen wäre.

Seitdem ist ein halbes Jahrhundert darüber hingegangen. Die Siegesgöttin steht wieder an der alten Stelle, und was die Franzosen an Preußen und Deutschland verschuldet, ist ihnen, wenn auch nicht in gleichem Maße, aber doch reichlich vergolten worden. Die seitdem herangewachsene Generation weiß nichts mehr von der Schmach, die ihre Väter zu erdulden hatten; ich aber entsinne mich ihrer noch wohl, sowie auch der Trauer darüber, daß das Land meiner Jugend einer beginnenden Laufbahn, wie der meinigen, wenigstens vor der Hand keine Chancen mehr zu bieten schien, da Handel und Gewerbe entmuthigt darnieder lagen. Ich sehnte mich fort und nach dem Rheine zurück, für den die Erinnerungen der Mutter (aus Bendorf) die heimathlichen Gefühle stets wach in mir erhalten, und so folgte ich mit Freuden der sich darbietenden Gelegenheit, hier in das Geschäft des biedern Friedrich Wilmanns einzutreten, der mir später zum wohlwollendsten Freunde geworden.

Ich hegte schon längst eine Vorliebe für Frankfurt, die sich besonders durch die mir so oft wiederholten, mit den wärmsten Farben ausgemalten Schilderungen gesteigert, welche mir, ein mit dem Primatischen Contingent nach Berlin gekommener Militärarzt, Namens Hahn, entwarf, den ich dort kennen gelernt. In eigener Sehnsucht nach der lieben Vaterstadt, versicherte er mich oftmals, daß wenn ich nur erst einmal auf der Sachsenhäuser Brücke stehen und rechts und links den Main auf- und abwärts schauen würde, ich mich sicher des bewundernden Ausrufs: „Herr Gott, wie schön ist deine Welt!" nicht würde erwehren können. —

Im November des Jahrs 1808 schickte ich mich an, Berlin auf immer zu verlassen und mir Glück und Heimath wo anders zu suchen, für welche mir die stets düsterer werdende Physiognomie der Hauptstadt wenig Hoffnung mehr übrig ließ.

Ich brauchte volle acht Tage, um Frankfurt mit dem Postwagen zu erreichen und hatte Muße genug, alles Merkwürdige in Augenschein zu nehmen, was sich mir auf meinem Wege dahin darbot.

Wir sahen die, von einem trüben Herbstnebel gleich wie mit einem Leichentuche überhüllten Schlachtfelder von Austerstädt und Jena, auf denen uns Deutschlands Freiheit und Selbstständigkeit für lange Zeit eingesargt zu liegen schien. Spähten in Weimar, dem deutschen Athen, voll Neugierde nach den stillen Musensitzen unserer großen Dichter die dort weilten; bestiegen in Erfurt den schönen Dom bis zum luftigen Hause seiner Riesenglocke und jubelten freudig der romantisch gelegenen Wartburg entgegen, die alle Erinnerungen in uns auffrischte, welche sich an dieses so höchst interessante Denkmal des Mittelalters knüpfen.

Der Dintenfleck war noch immer sichtbar, den Luthers Schreibzeug an der Wand seiner Zelle zurückgelassen, als er es voll Zorn dem Teufel an den Kopf schleuderte. Der Teufel scheint jedoch nur mit einer leichten Schramme davongekommen zu sein, denn er spuckt heute noch in demselben Geiste wie damals unter uns und das Dintenfaß ist seitdem zur unerschöpflichen Quelle seiner Anfechtungen geworden.

Mit dem Eintritt in das Reich, wie man zu jener Zeit noch das südliche Deutschland nannte, machte sich uns alsbald ein höherer Cultur-

zustand bemerkbar, der uns um so wohlthuender überraschte, je mehr er gegen die damals noch reizloseren Gegenden des Nordens und ihrem geringeren Comfort abstach. Bei weitem bequemere Postwagen (Diligencen) nahmen uns auf, die auf chaussirten, mit Obstbäumen bepflanzten Straßen dahinrollten, was auf uns, nicht daran Gewöhnten, einen neuen, uns heiter stimmenden Eindruck machte. Alles nahm einen südlicheren, lebensfroheren Charakter an, der sich auch uns um so lebendiger mittheilte, je mehr uns das „Eile mit Weile" unseres Postwagens Zeit ließ, uns sorglos den Genüssen hinzugeben, die uns die pittoresken Abwechselungen unseres Weges in so mannigfaltiger Weise bereiteten.

Vor Allem waren es die gemüthlichen Herbergen an der Landstraße, in denen uns das Poetische unserer Reise in den buntesten Gestaltungen erschien und wo wir uns oftmals von den originellsten Gruppirungen umgeben sahen, wie sie heute fast nur noch in der Phantasie des Malers leben. Unser Conducteur hatte Recht mit seiner Vorhersagung, daß mit dem Lande, wo man anfange, mit Kreuzern zu zählen, der Lebensgenuß erst beginne, und er ließ in eigner froher Laune keine Gelegenheit vorüber, uns davon zu überzeugen. Der Schoppen und das Römerglas, die uns sonst die rothwangige Kellnerin so freundlich credenzte, vertauscht sich leider täglich mehr und mehr gegen die trostlose Frage: „Wasser g'fällig?" womit gegenwärtig speculante Gallopins die heranbrausenden Eisenbahnzüge umschwärmen.

Nachdem wir im „Goldenen Engel" zu Vilbel noch einmal auf „eine glücklich vollbrachte Reise!" angestoßen und das letzte Glas geleert hatten, rollten wir dem nahen Ziele zu, das wir bald von der Höhe der Friedberger Warthe überschauen konnten. Unser munterer Postillon setzte sich fester in die Bügel und seine Pferde in schärferen Trab und begrüßte das sich inmitten seiner schönen Umgebung vor uns ausbreitende Frankfurt mit einer schmetternden Fanfare, in welche sich die Mittag läutenden Glocken des alten Doms mischten, dessen ehrwürdige Außenseite uns sofort daran erinnerte, daß wir uns bald auf einem geschichtlich so interessanten Boden befinden würden.

Alles das versetzte mich in eine Stimmung, durch welche das Vorgefühl hindurchdämmern mochte, daß ich hier meine zweite Heimath finden würde und darum schaute ich mit um so größerem Interesse nach Allem aus, was die ersten Eindrücke meines Einzuges zu einem übersichtlichen Bilde gestalten konnte.

Frankfurt bot zu jener Zeit dem Ankommenden einen von heute noch sehr verschiedenen Anblick in seinem Innern dar, der weder durch den Geschmack der seitdem entstandenen vielen Neubauten zu imponiren vermochte, noch das Auge durch den Glanz der vielen Läden und Gewölbe blendete, von denen man sich gegenwärtig von allen Seiten umstrahlt sieht. Von den prunkvollen Ausstellungen nach heutiger Art war noch nichts zu sehen und in letzterer Beziehung ist mir nur der kleine Mohr im Gedächtniß geblieben, der vor dem Tabacksläbchen auf der Vilbeler Gasse mit seiner thönernen Pfeife im Munde so lange seinen Platz behauptete. — Auch er ist längst in den Fluthen der Neuzeit untergegangen, während sein erster Eindruck ihn so zur historischen Figur bei mir gemacht, daß ich mich noch immer nach ihm umsehe, wenn ich zufällig an seinem ehemaligen Standort vorübergehe.

Im Vergleich zu dem unlängst erst verlassenen flachen Berlin erschien mir Frankfurt dagegen im ersten Totalüberblick, inmitten einer mit allen Reizen geschmückten Landschaft gelegen, in einer eigenthümlichen, mir bis daher fremd gewesenen Originalität. Der Unterschied zwischen den sandigen Ufern der Spree und den üppigen Fluren des Mains war damals wohl noch bei weitem bemerkbarer, wie er jetzt dem daher Kommenden erscheinen mag, wo im Norden die Kunst so Vieles verschönert hat.

Ein auffallend südlicher Typus schien mir über unsere alte Reichs- und Handelsstadt verbreitet, in deren Inneren dem Fremden aus den ernsten Formen vieler noch vorhandener alter Baudenkmäler sofort ein interessantes Stück früherer Geschichte entgegentrat. Auch ihre Bewohner zeigten diese charakteristische Außenseite in so mancherlei Sitten und Gebräuchen, die sich aus alter Zeit erhalten, nun aber durch die Alles zersetzende Luft moderner Civilisation längst verweht sind. Es lag noch etwas Ganzes, Zusammengehöriges in dem Totaleindruck

dieses mir neuen Bildes; etwas Eigenthümliches, was die Grenzen des Hergebrachten und Gewöhnten noch nicht überschritten hatte.

Die alte freireichsbürgerliche Nationalität war noch frisch und ungebeugt, ungeachtet der über sie hereingebrochenen, wenn auch sonst noch milden Fremdherrschaft des Fürsten-Primas und ungeachtet der vielen bereits erlittenen Drangsale und der fortwährenden Durchzüge unzählbarer Kriegsschaaren. Die Bürgerschaft fügte sich in das Unabwendbare, ohne jedoch ihr Selbstvertrauen aufzugeben, und im einigen Zusammenstehen hielten sie noch fest an der Väter Sitte und an dem, was durch Herkommen bei ihnen zum Recht geworden.

Von dem schimmernden Glanze des öffentlichen Lebens, wie es heute durch unsere Gassen wogt, war noch wenig bemerkbar. Kein unvorsichtig daherrasender Fiaker drohte den sorglos Einherschreitenden niederzurennen und kein strahlendes Gaslicht beleuchtete am Abend die Herrlichkeiten unzählbarer Läden und Lädchen, von denen die glänzende Außenseite zum Theil den mühevollen Gewinn des Inneren verzehrt. Dagegen machte sich ein florirender Groshandel durch ein colossales Frachtfuhrwesen bemerkbar, was in sechs- und achtspännigen Güterwagen die reichen Ladungen aus allen Ländern ein- und ausführte und viele thätige Hände beschäftigte und reichlich nährte.

Statt der Ladys und Gentlemen, die gegenwärtig die Hauptrolle in unseren Hotels spielen, waren hier die Frachtfuhrleute die willkommensten Gäste ihrer damaligen Inhaber und der commandirende Hausknecht eines belebten Gasthofes, der mit der rothen Schürze und dem schwarzen Lederkäppchen die vierbeinigen Herrschaften aus- und anschirrte und ihren Führern beim Verladen an die Hand ging, war eine gewichtigere Person im Hause, wie gegenwärtig der geschmeidige Oberkellner im schwarzen Frack und weißer Cravatte. Dabei fielen die Zechen nicht eben viel geringer aus, wie bei der heutigen Eisenbahneneile, die so oft und schnell das Publikum der Gasthäuser wechselt, während ein auf frische Ladung wartender tüchtiger Fuhrmann es seinem Sechsgespann im Stalle an nichts fehlen ließ und sich selber auch nicht dabei vergaß.

Der damalige Weidenhof, gegenwärtig das Haus Mozart, der Schwan und der Weidenbusch waren außer ihrer bedeutenden Fremdenfrequenz zugleich die Matatore der Fuhrmannswirthschaften, neben denen jedoch auch die Gasthäuser zweiten Ranges (und es gab deren zu jener Zeit über siebenzig) auf der Schäfergasse, Friedberger- und Fahrgasse, sowie in Sachsenhausen nicht minder stark besetzt waren. Das rothe Haus, jetzt die Taxis'sche Post, der römische Kaiser und der englische Hof nahmen dagegen vorzugsweise die fashionable Reisewelt auf; überall aber fand man nach damaligen Ansprüchen einen trefflichen Tisch und ein gutes Glas Wein zu billigen Preisen, und waren die leckeren Bissen auch noch nicht mit den Tönen unserer heutigen rauschenden Blechmusiken durchwürzt, so wurden diese reichlich durch den hellen Klang der Gläser ersetzt, die in gemüthlichen Kreisen fleißig die Runde machten.

Noch hatte das Bild im Allgemeinen nicht viel von der Aehnlichkeit mit jenem verloren, welches uns Göthe aus seinen Jugenderinnerungen von seiner Vaterstadt hinterlassen und das in so anziehender Weise von ihm staffirt wurde. Waren auch in der Wirklichkeit seit der Zeit manche Ergänzungen hinzugekommen und sonstige verschönernde Retouchen darin vorgenommen worden: die eigentliche Entpuppung der Stadt hatte doch kaum erst begonnen. Mit der Demolirung der Befestigungswerke, deren Wälle zwar schon theilweise die Stadtgräben ausgefüllt, war nur erst der Raum zu all' dem modernen Schimmer gewonnen worden, womit wir uns heute umgeben sehen; doch machten sich auch schon Anlagen aller Arten bemerkbar, die bereits schonungslos Alles zu verdrängen drohten, was an deren Stelle ihrer Ausdehnung entgegenstand.

Dieses Streben nach unbeengter Erweiterung mochte sich allerdings durch die gemachten Erfahrungen bei der Einnahme der Stadt durch Cüstine (1792), sowie später bei dem Bombardement derselben durch General Kleber (1796) in besorglicher Weise gesteigert haben. Man wollte die Befestigungswerke und damit die Furcht vor einer erneuerten Belagerung unter allen Umständen los sein. Konnte man ihr doch ohnehin keine genügende Vertheidigung mehr entgegensetzen, seitdem die

Franzosen unsere Zeughäuser geleert und unsere Kanonen von den Wällen mit sich genommen hatten. Es blieb daher nur, eine Entschädigung dafür an Raum und frischer Luft zu nehmen, denen die unnütz gewordenen Wälle und Gräben hindernd entgegenstanden. Freilich ging damit auch so manches schöne alterthümliche Baudenkmal zu Grunde, was uns wohl hätte erhalten werden können, ohne daß der beabsichtigte Zweck dadurch besonders beeinträchtigt worden wäre. Das Meiste war indessen bei meiner Hieherkunft davon noch vorhanden und erregte um so mehr mein Interesse, als das modernere Berlin nur wenig dergleichen Zeugen einer älteren Geschichte aufzuweisen hatte.

Noch zu Anfang desselben Jahres (1808) konnte man sechsundvierzig verschiedene Thürme und Thürmchen um Frankfurt und siebenzehn um Sachsenhausen zählen, die mit deren Ringmauern verbunden waren. Ihre so pitoresken Zinnen und Mauerkronen, die so lange der Vergänglichkeit getrotzt, mußten sich leider ohne Urtheil und Recht unter dem Hammer der Zerstörung zerbröckeln lassen, und mit ihnen stürzte viel malerischer Schmuck zusammen. Aehnliche Schutzwehren gegen die ungezügelte Kraft des Mittelalters, im Innern der Stadt, waren übrigens bereits früher schon aus dem Wege geräumt worden, und ein forschender Alterthümler würde sich vergebens nach so Manchem umgesehen haben, was dem alten, aus der Vogelperspective aufgenommenen Merian'schen Plane der Stadt seiner Zeit ein so höchst interessantes Ansehen verlieh.

Die alte Catharinenpforte zum Beispiel, welche die gleichnamige, so belebte Straße sperrte, war schon 1790 abgetragen worden, und da, wo auf dem, derselben nahen sogenannten Graben sich sonst die wehrhaften Stahlschützen im Bolzenschießen übten und selten ihr Ziel verfehlten, bietet heute Fortuna's verlockendes Glücksrad in seinem Umschwunge nur noch ausnahmsweise einen belohnenden Treffer.

Dem Brückenthurme, der nahe an 500 Jahre den Zugang zur Fahrgasse gehütet und den Zug der Meßfremden begrüßte, die am Geleitstage, von unserm ehrenfesten Corps der Geleitsreiter eingeholt, unter dem jubelnden Zudrange des Volks über die Brücke einzogen, war zwar eine weitere zehnjährige Frist gewährt worden; aber auch er

mußte Anfangs dieses Jahrhunderts den Erweiterungen Platz machen, die auf dem angränzenden Fischerfelde, dem ersten Stadtquartiere, seine heutige Ausdehnung anbahnten. Von der blanken langgestreckten Häuserreihe der schönen Aussicht waren bei meiner Hierherkunft nur noch erst wenige Gebäude nach der Mainstraße hin vorhanden; das übrige Terrain harrte noch als Bauplätze seiner heutigen Bestimmung entgegen.

Von den alten Stadtthoren, die als Chroniker der wechselnden Begebenheiten stets ein besonderes Interesse für mich haben, waren das Allerheiligen-, Bockenheimer- und das Gallus-Thor mit ihren Thürmen, Thorwölbungen und Zugbrücken noch unversehrt, während die Friedberger- und Eschenheimer-Thore ihre neuen, nach antikem Muster zugeschnittenen Costüme bereits angelegt hatten.

Das alte Allerheiligen-Thor war früher eines unserer imponirendsten Baudenkmäler und besonders noch durch die hübschen Anlagen über seiner Thorwölbung interessant. Die Ueberreste der letzteren bilden merkwürdiger Weise heute den eleganten Salon eines darüber erbauten modernen Hauses, durch den hinweg sich sonst die Straße an jener alten Linde vorüberzog, die noch gegenwärtig gleich links am Eingang der Promenade die Stelle bezeichnet, wo sie mit ihrem Laubdache das in ihrer Nähe gestandene Wachthaus beschattet, zu welchem man über eine Zugbrücke gelangte.

Hier war es, wo ich bald nach meiner Ankunft bei einem frohen Abendschmause, den mein Hauswirth als wohlbestellter Fähndrich des Quartiers seinen ihn auf der Wache besuchenden Freunden gab, zum ersten Male mit jenen classischen Originalen bekannt wurde, deren charakteristische Persönlichkeiten uns nur noch zuweilen im „alten Bürgercapitain" auf der Bühne vorgeführt werden. Das über sie gekommene Franzosenthum hatte damals weder ihren Reichsbürgersinn beeinträchtigt, noch ihren Freimuth oder ihre gute Laune gelähmt, und da es an jenem Abende dem lustigen Kreise weder an einem Capitaine, noch an seinem Millerchen fehlte, so konnte ich das Alles in ergötzlichster Weise hier in Scene gesetzt sehen.

Auch diese Ur-Physiognomieen, die wie die Erzstufen ihre edlen Stoffe hinter einer rauhen und unscheinbaren Außenseite bargen, waren

für mich, eben aus der Residenz Gekommenen etwas durchaus Neues. Sie haben seitdem im Legiren mit anderen Stoffen ebenfalls eine glänzendere Politur angenommen; aber der Werth des ursprünglich Aechten, dem man unbedingt vertrauen konnte, hat sich damit um eben soviel vermindert. Solche Antiquitäten werden immer seltener unter uns und ihr so origineller Humor erblaßt mehr und mehr unter der zunehmenden Beimischung fremder Elemente. Es liegt viel Wahres in der Idee, die J. J. Rousseau seiner Zeit in der Schrift verfochten, die ihm den Preis und seinen Ruf erwarb, daß nämlich die sich mehr und mehr verfeinernde Civilisation, Treue und Biederkeit und damit auch die Wohlfarth des Menschengeschlechts nur bis zu einem gewissen Grade fördere. —

In altbürgerlichen Familien jenes Schlages findet man hin und wieder noch als eine Reliquie jener Zeit die Abbildung der, einst so viel Schrecken verbreiteten Ueberrumpelung des Bockenheimer-Thors durch den General Lefevre (22. April 1797) aufgehängt, von der die noch lebenden Zeitgenossen noch so viel zu erzählen wissen. Die Stadt war damals von Oesterreichern besetzt, und nur durch die Entschlossenheit des wachthabenden Lieutenants Berzinsky, der den Zugang sperrte, wurde das Eindringen der Franzosen gehindert. Glücklicher Weise traf in demselben Augenblick die Nachricht eines Waffenstillstandes zwischen Oesterreich und Frankreich ein, die allen Feindseligkeiten und damit auch dem uns bedrohenden Drangsale ein Ende machte.

Dieses uns durch den Griffel irgend eines gleichzeitigen Künstlers aufbewahrte Denkmal einer jener französischen Gewaltthätigkeiten, die darauf abgesehen waren, die Stadt nach Willkühr zu brandschatzen, versetzt mich immer wieder lebhaft in jene Zeit, wo das Bockenheimer-Thor und seine Umgebungen noch nichts von dem Glanze ahnen ließen, der sich seitdem hier entfaltet. Durch die tunnelähnliche Thorwölbung ins Freie gelangt, fand man sich der, seitdem durch den Grafen Schönborn so splendid restaurirten Villa gegenüber, der man damals wegen ihrer eigenthümlichen Dachform den Namen „Gänseleberpastete“ beigelegt hatte. Von hier folgten die Spaziergänger, um zur Warthe

und nach Bockenheim zu gelangen, meistens die Chaussee links lassend, noch dem alten Fußwege, dicht an den Gontard'schen und Sarasin'schen Gartenhäusern hin, deren jetzige Vorgärten nur noch Gemüsefelder waren.

Obgleich unserer Gränze bei weitem noch nicht so nahe gerückt, war die Straße dahin doch von jeher schon eine sehr belebte, ungeachtet weder ein „Sommertheater", noch die so beliebten „süßen Jungfern" dazu ihre verlockenden Anziehungskräfte bereits geltend machen konnten. Im Gegentheil war es früher der Gottesdienst, der Wagen und Fußgänger dahin in Bewegung setzte, da die hiesige reformirte Gemeinde bis zur Erbauung ihrer Bethäuser sich der dortigen Kirche bediente. Wie hat sich die Scene auf diesem Terrain seitdem verändert! Die wenigen, damals meistens unscheinbaren Gartenhäuser bilden sich hier mehr und mehr zu einer der reizendsten jener Vorstädte aus, von denen unsere Stadt bald ganz umgeben sein wird. Gönne man ihnen so lange wie möglich ihren Jugendschmuck und störe nicht den idyllischen Eindruck, den namentlich die Straße nach Bockenheim gegenwärtig auf einen Jeden macht, der im Schatten ihrer dichtbelaubten Kastanien dahin wandelt, durch sich überstürzende Pläne, Etablissements hieher zu verlegen, die ihrer Natur nach dem Centrum des öffentlichen Lebens angehören, und demselben, nach allen Richtungen der Stadt hin, stets gleich nahe gerückt sein müssen. —

Wie haben überhaupt die so überaus raschen Entwickelungen der Zeit nicht das Bild früherer Zustände schon fast so gänzlich verwischt! Selbst denjenigen, die damit aufgewachsen, ist dasselbe im Laufe der, unter ihren Augen vorgegangenen Umbildungen bereits so aus dem Gedächtniß gekommen, als sei es früher nie dagewesen. Wer jetzt, sich lebhaft in die Vergangenheit versetzend, am Ende der Gallusgasse die neue Mainzerstraße auf und nieder schaut, dem erscheint das Vorhandene gleichsam wie durch Zauberei dahin gekommen, so durchaus hat sich die Scene hier verändert.

Mit dem alterthümlichen Gallusthore, was an der Stelle der vier palastähnlichen Gebäude stand, die gegenwärtig rechts und links die Gallusgasse schließen, fiel eines unserer malerischsten und geschichtlich

denkwürdigsten Alterthümer. Hier hielt mancher deutsche Kaiser, der zur Krönung nach Frankfurt kam, seinen Einzug. Von der Höhe seiner Warthe erspähte der Wächter die Ferne des Gallusfeldes, von woher die Stadt stets am meisten mit Ueberfällen bedroht war und auf dem manche blutige Fehde ausgefochten wurde. Die ganze Romantik früherer Jahrhunderte knüpfte sich besonders an diesen Stadttheil, bis zum Main hinab, und in der That trat sie uns, selbst in ihrem letzten Momente, noch sehr sichtbar entgegen.

Wer heute noch die Abbildung des alten Gallusthors betrachtet, die uns unser genialer Prestel in Aquatinte-Manier als sein letztes Werk hinterlassen, denn er überlebte die Zertrümmerung seines Lieblingsgegenstandes nicht, wird gestehen, daß viel Poetisches damit zu Grunde gegangen, was sich über seine ganze Umgebung verbreitete. Unter seiner Thorfalle hindurch betrat man eine hübsche Anlage innerhalb der ehemaligen Wälle, auf deren Terrain sich jetzt die neue Mainzerstraße erbaute. Sie diente an schönen Abenden den Liebenden zur Seufzer-Allee, während bereits am frühen Morgen die Göttin Hygiea hier ihre Heilquellen denjenigen zum Genusse bereit hielt, die sich zum Brunnentrinken auf den Spaziergängen einfanden. Diese recht artige Anlage zog sich bis zu dem noch heute erhaltenen äußeren Gallusthore, zu dem hinaus man bei den Gärten an den Windmühlen vorüber nach den uralten Linden des Grünbrunnens lustwandelte, deren Göthe als mit den Reizen einer idillischen Scenerie umgeben gedenkt. Heute bilden sie das Pivot des dort sich gestalteten champ de mars, und statt des harmlosen Blöckens hier einst weidender Heerden, ruft uns das weit tönende „habt Acht!" der Oesterreicher, oder das gedehnte „faßt das Gewehr an!" der Preußen — fortwährend die eiserne Gegenwart ins Gedächtniß.

Alles im Vaterland hat sich prosaisch gestaltet,
Ach! und hinter uns liegt weit die idillische Zeit. —
Schiller.

Weiter hinunter nach dem Maine gelangte man vom äußeren Gallusthore zu dem pittoresken Mainzer Thürchen mit seinem kleinen Thurme und der Ueberbrückung des ehemaligen Festungsgrabens. Ueber

demselben befand sich die wegen ihrer schönen Aussicht viel besuchte Bastion des alten Mainzer Walls, die einst Kurfürst Maximilian von Cöln bei seiner Anwesenheit so lieb gewonnen, daß er sich öfters am Abend den Thee hier serviren ließ. Von hier sich links Main aufwärts wendend, hatte man den damals so beliebten und vielbesuchten Schneidwall mit seinen hübschen Gartenanlagen vor sich, denen der von ihnen umgebene alt-ehrwürdige Mainzer Thurm, sowie der freie Ueberblick über den Main und seine Ufer noch ein ganz besonderes Interesse verlieh. Auf diesem einst so romantischen Terrain hat sich seit der Zeit die allerdings sehr heitere Umgebung des Untermainthors und der Quais erbaut: aber alle Diejenigen unter uns, die an jene alten geschichtlichen Denkmale einst noch hinaufgeschaut, welche gewissermaßen die Chronik unserer Stadt illustrirten, theilen gewiß mit mir den Wunsch, daß sie wenigstens theilweise hätten erhalten und mit in die neuen Bauten verflochten werden können. Die heutige Zeit ist etwas gerechter gegen dergleichen alte Erinnerungen geworden, an die sich die vaterländischen Gesinnungen so gerne, wie das Ephen am alten Gemäuer hinaufranken; wenigstens glaube ich nicht, daß man jetzt noch auf den Einfall kommen könnte, den alten Eschenheimer Thurm aus dem Wege zu räumen, ungeachtet er sich ziemlich breit darin macht. Auch er war damals schon zu Pulver und Blei condemnirt worden, und verdankt merkwürdiger Weise seine Erhaltung der Fürsprache des französischen Gesandten, der ihn in Affection genommen. Der alte Leonhardsthurm, der sonst sich dicht an die gleichnamige Kirche angelehnt und ihr alterthümliches Ansehen noch um soviel pikanter machte, war bereits abgetragen; sein pittoreskes Andenken ist unlängst durch eine hübsche Aquarelle des hiesigen Malers Becker wieder aufgefrischt worden, die es durch den Augenschein darthut, daß dergleichen einst nicht zur Unzierde dagestanden.

Oberhalb der Leonhardskirche, da wo gegenwärtig der deutsche Zollverein seine begehrlichen Hände aufhält, nahm der sich gegen das Fahrthor hin erstreckende Weinmarkt, nicht wie jetzt nur dem Namen nach, sondern thatsächlich seinen Anfang. Hier war der altherkömmliche Stapelplatz der, besonders aus Franken hier ankommenden

Weine, die in Fässern unter dem kühlen Schatten dicht belaubter und niedrig gehaltener Bäume im Freien lagerten. Die eigenthümliche Belebung dieses Platzes durch die dort Hantirenden und Probirenden gab Zeugniß, daß Bacchus unsere schöne Umgegend bereits zu den Domainen seines heitern Reiches zählte, und in der That durfte er uns, in mehr wie einer Beziehung, mit zu seinen, ihm am eifrigsten ergebenen Vasallen betrachten, denn überall lud ein aushängender Rebenkranz den Vorübergehenden ein, hier in die ihm geweihten Hallen einzutreten und ihm mit frohen Becherklängen zu huldigen.

Diese, dem edlen Rebensaft noch von grauer Zeit her hier verliehene heitere Oeffentlichkeit hat sich seitdem ausschließlich in die dumpfen Keller geflüchtet, gleichsam um nicht über die ihm erwachsene Concurrenz des Bieres zu erröthen, womit Held Gambrinus ihn in der neuesten Zeit hier so erfolgreich bedroht.

In der Nähe solcher ergiebigen Quellen fröhlichen Humors fehlte es demselben auch keineswegs an Gelegenheit, sich oftmals in ergötzlichster Weise zu äußern. Besonders war es das, regelmäßig jeden Morgen um 10 Uhr unter dem Trompeten-Signal des Pfarrthürmers abfahrende und Nachmittags 4 Uhr ankommende Mainzer Marktschiff, was dazu Veranlassung gab und darum auch stets vom lebhaftesten Zudrange einer neugierigen Menge empfangen und geleitet wurde. Die ganze Romantik ehemaliger Wanderjahre segelte mit dieser leibhaftigen Arche-Noé, die in ihrem Inneren für alle Abstufungen der Menschen-, Thier- und Gemüs-Gattungen Raum hatte. Der belustigende Gesang irgend eines fahrenden Troubadours erheiterte die, unter diesem Durcheinander sich bewegenden Reisenden, denen während sechs vollen Stunden alle Zeit blieb, den so dahinsegelnden Humor zu genießen und dabei unterwegs noch ihren Volkswitz zu bereichern, der sie überall begrüßte, wo angehalten und ausgestiegen wurde. Das war denn auch jedesmal hier der Fall, und nirgends konnte man den nationalen Typus des Frankfurter Volks besser studieren, als am Landungsplatze dieses Schiffes, dem es selten an irgend einer ein- oder aussteigenden Originalität fehlte, an der es seinen Muthwillen auslassen konnte. Dazu gab es auch förmliche Habitués, die sich jahre-

lang regelmäßig einstellten, bis der alles unter seine Herrschaft bringende Dampf auch dieser Bürgerfreude ein Ende machte.

Noch zwei andere, den oben erwähnten ähnliche Denkwürdigkeiten aus dem Mittelalter waren grade in ihrer Metamorphose begriffen, wenngleich Beide nach einer sich ganz entgegenstehenden Richtung hin. Ich meine nämlich die hiesigen Klöster und die alte Judengasse. — Die französische Revolution hatte die Riegel der ersteren gesprengt und ihre frommen Bewohner in alle Welt zerstreut. Hier war man humaner und ließ Mönche und Nonnen aussterben; die ehemaligen Wohnsitze dieser Gläubigen jedoch, mit ihren Kirchen und Kreuzgängen, Refectorien und Zellen sehen sich den profanen Händen des Handels, der Mauth und des Kriegsvolks überantwortet, unter denen sich jede Spur ihrer einstigen Bestimmung verwischte. Dieselbe umstürzende Gewalt sprengte auch die ehemaligen Thore und Riegel der alten Judengasse durch die glühenden Kugeln des Generals Kleber bei der Belagerung von 1796; aber aus der Asche der dabei niedergebrannten Gebäude ging an der Stelle des alten Schmutzes der Anfang eines Glanzes neu hervor, dessen Herrlichkeit sich seitdem in üppigster Weise weit über die Stadt verbreitet. — Israel hat sich zwei Tempel erbaut, gegen welche manche unserer christlichen Kirchen erröthen müßten, wären nicht Maurer und Tüncher requirirt worden, ihre auffälligsten Blößen zu bedecken. Immer noch aber hat es die christliche Pietät nicht über sich gewinnen können, den ärgerlichen Wurst- und Schinkenkram vom Dome zu entfernen und damit dem imposantesten unserer Gotteshäuser den ihm gebührenden freien Raum zu gewähren. —

Ich war neugierig eine Straße zu sehen, deren Bewohner, wie man mir erzählt hatte, während der Nacht abgesperrt wurden; ich fand jedoch nichts mehr davon, wenn sich auch sonst, in den übrigen Verhältnissen zwischen Juden und Christen noch eine ziemliche Absperrung bemerkbar machte. Fürst Primas that zwar den ersten Schritt, die seitherige Abhängigkeit der Ersteren durch die neue Stättigkeit und Schutzordnung zu mildern, die er ihnen im Jahre meiner Ankunft ertheilte, deren 151 Paragraphen jedoch auch noch nicht besonders viel Humanität athmeten. Erst als man 1811 die alte Frankfurter Ver-

fassung gänzlich nach französischem Muster ummodelte, gelang es der jüdischen Gemeinde vermöge einer Ablösungssumme von 440,000 Gulden ihre bürgerliche Gleichstellung anzubahnen, die auch wohl tiefer greifende Wurzeln gefaßt haben würde, wenn sie nicht mit dem Aufgehen des Großherzogthums Frankfurt plötzlich wieder den Boden verloren hätte. Die Keime derselben sind inzwischen wohlerhalten darin zurückgeblieben und bei Geduld und richtiger Pflege werden sie seiner Zeit wohl auch noch zur erwünschten Blüthe kommen.

Unter diesem Bilde ungefähr erschien mir unsere Stadt bei meiner Hierherkunft. Sie war, wie aus dieser oberflächlicher Skizze zu ersehen, fast noch vollständig mit dem alterthümlichen Schmucke angethan, den ihr eine lange und inhaltsreiche Vergangenheit verliehen. Aber schon regten sich die geschäftigen Hände, sie nach und nach davon zu entkleiden und sie einem moderneren Glanze entgegen zu führen. Der leitende Gedanke bei diesen mitunter sehr radicalen Umwandlungen war der Directorial-Rath Guiolett, übrigens ein Mann voll Thätigkeit und durchgreifender Energie, dem als Schöpfer unserer schönen Promenaden mit Recht das Denkmal gebührt, das man ihm darin gestiftet. Unter seinem Einfluß legte damals schon unser genialer Stadtgärtner Rinz den Grund zu den herrlichen Blumengärten, die gegenwärtig noch unter derselben Pflege unsere Stadt so reizend einfassen, und die ich nach und nach unangetastet, weil nur dem „Schutz und der Achtung des Publikums" empfohlen, entstehen und gedeihen sah. Ein sprechender Beweis, daß oft ein richtig gegebener Impuls hinreicht, das Volk auch ohne strenge Beaufsichtigung zum Rechten zu erziehen.

Mit den hier skizzirten äußeren Umrissen unserer Stadt übereinstimmend, tritt in derselben originellen Färbung auch das Bild des socialen Lebens in meine Erinnerungen, wie es mir vor nun fast fünfzig Jahren zuerst hier erschienen. Zu einer sprechenderen Aehnlichkeit desselben würde freilich eine geübtere Hand und eine intimere Bekanntschaft mit den hiesigen Familienverhältnissen erforderlich gewesen sein, wie sie sich mir, als einem damals so jungen Manne, darboten oder ich sie mir zu erwerben sofort im Stande war. Wer indessen als Zeitgenosse

jene Periode mit mir durchlebt, wird auch in den wenigen Zügen das Charakteristische der verschiedenen Classen damaliger Gesellschaft nicht darin verkennen.

Mit dem, was ich darüber hier aus dem Gedächtniß niederschreibe, gebe ich übrigens, wie schon früher erwähnt, nur dem Drange nach, vor dem gänzlichen Entschwinden der fliehenden Ereignisse noch einmal einer Zeit zu gedenken, die nahe daran ist, gänzlich der Vergessenheit zu verfallen, ungeachtet sie zu so Vielem den Grund gelegt; was sich heute so stolz im Glanze brüstet.

Im Genusse des Besitzes weiß es unsere Generation ja kaum mehr, wie der Großvater es angefangen, eben diesen Grund dazu zu legen, und wenn die heutigen Mittel zum Erwerben so himmelweit verschieden von den damals eingeschlagenen Wegen sind, so mag es gut sein, inmitten des uns überkommenen Speculationstaumels wieder einmal auf den Ernst jener Zeiten zurückzusehen und die Frage an uns zu richten, ob, wenn sie je wiederkehrten, sie uns noch eben so gerüstet finden würden, ihnen mit gleicher Energie und Ausdauer entgegenzutreten? darum möge dieser Lichtstreifen über jene bereits so ins Dunkle getretene und doch so interessante Periode unserer Geschichte zur Veranlassung werden, sie bald vollständiger und geistreicher behandelt zu sehen.

Zu jenen Erinnerungen zurückkehrend, finden mich dieselben unter der Regierung des Fürsten Primas, die mir damals als eine im Ganzen wohlwollende, viel Gutes anbahnende geschildert wurde, obgleich sie sich leider nur allzusehr dem Einflusse ihres Schöpfers, des allmächtigen Kaisers der Franzosen, unterworfen sah, was der Stadt oftmals schwere Kosten verursachte und uns das traurige ihrer Abhängigkeit damit noch um so fühlbarer machte.

Mir konnte das Haupt derselben natürlich nur in den äußeren Umrissen erscheinen, wie dieselben zur Zeit durch die, im Allgemeinen einfachen, näheren Umgebungen des Fürsten durchschimmerten. So viel ich mich davon erinnere, so zählten zu derselben vor Allem sein Minister, der Graf von Beust; sodann der Hofmarschall von Ferette und die beiden Kammerherren von Jungheim und von Boschi. Unter den Damen des kleinen Hofes machten sich besonders die Frau

von Meldau, Schwester des Grafen von Beust, sowie die Fürstin von der Leyen mit ihrer Tochter, der nachmaligen Gräfin Tascher de la Pageri, bemerkbar, wovon Erstere später aus zärtlicher Anhänglichkeit für ihre Tochter bei dem furchtbaren Brande ihr Leben einbüßte, welcher bei dem Balle des Fürsten Schwarzenberg in Paris, zu Ehren der neuen Kaiserin Marie Louise, den Festsaal zerstörte.

Außerdem sahen sich auch noch manche der hiesigen Einwohner bevorzugt, die der Fürst in seine Nähe zog, und zwar besonders der Directorialrath Guiolett und der Finanzrath Steitz, die ihm Beide als umsichtige Geschäftsmänner große Dienste geleistet, sowie auch der churpfälzische Regierungsrath Belli, der ihm in uneigennütziger Weise ergeben war. Als der Fürst demselben eine Senatorsstelle antrug, schlug er sie mit der Bitte aus, damit seinen Vetter, den Herrn von Guaita, zu bedenken, der sich denn auch später als Schöff und mehrmaliger Bürgermeister hier in Frankfurt einer langen und einflußreichen Wirksamkeit zu erfreuen hatte.

Die an dem Fürsten mit Recht oft gerühmte Humanität und Leutseligkeit äußerte sich in mannigfacher Weise und unter Anderm auch dadurch, daß er gleich bei seinem Regierungsantritt der hiesigen Judenschaft sofort den Besuch der öffentlichen Promenaden gestattete, der denselben bis daher gänzlich versagt gewesen. Ebenso war die Gleichberechtigung der drei christlichen Confessionen im Senat eine seiner ersten Neuerungen, sowie er denn überhaupt auch seine Popularität dadurch zu fördern strebte, daß er sich gern von den Gebildeteren der hiesigen Bürgerschaft umgeben sah, die er öfters zu seinen Hoffesten einladen ließ.

Daß hier die Etiquette keine allzustrenge war, ist mir noch durch eine Anekdote erinnerlich. Die damalige Frau Kellner, geb. Heyder, nämlich, die in ihrer ungenirten Originalität gern am Hofe gesehen war, ließ einst die ganze zum Diner geladene Gesellschaft ungebührlich lange auf sich warten und setzte den Hofmarschall dadurch in die größte Verlegenheit, bis sie endlich mit der laut vorgetragenen Bitte in den Saal stürmte, Königliche Hoheit möchte gnädigst entschuldigen, der Perückenmacher habe sie sitzen lassen, welcher triftige Grund denn auch wohlwollende Anerkennung fand.

Zu meinen Erinnerungen aus dem Palais gehört auch das Galla-Diner, welches der Fürst dem Kaiser Napoleon zu Ehren veranstaltete, als derselbe 1809 bei seiner Durchreise zur Armee nach Oesterreich hier anwesend war.

Es war dem Publikum gestattet worden, dabei als Zuschauer zu assistiren, um den gefeierten Helden von Angesicht sehen zu können, was übrigens für mich nichts Neues mehr war. — Die Kaiserin Josephine, die ihren hohen Gemahl bis Mainz geleitet, kam etwas später ebenfalls herüber und wurde vom Fürsten durch ein solennes Ballfest im hiesigen Theater fetirt, wozu die Angesehensten der hiesigen Bürgerschaft zugelassen wurden, nachdem sie der Kaiserin vorher im Palais vorgestellt worden waren. Sie wurden von derselben mit der so oft an ihr gerühmten liebenswürdigen Herablassung empfangen, wovon mir ein sprechender Zug bekannt geworden ist.

Die Kaiserin erschien in Begleitung der Großherzogin Stephanie von Baden und der Königin Hortense, welche den gegenwärtigen Kaiser Louis Napoleon als kleinen Prinzen an der Hand führte. Unter den vorgestellten Damen befand sich auch Frau Franz Gontard mit ihrer Tochter, der jetzigen Frau Belli-Gontard, die als ein schönes junges Mädchen der Kaiserin auffallen mochte; sich derselben freundlich nähernd, machte sie ihr die wohlwollende Bemerkung: „Il faut changer de toilette, ma chère Demoiselle, votre robe à queue vous gènera en dansant au bal.“ Das neue Schleppkleid mochte dem jungen Mädchen indessen wohl lieber als ein paar Tanztouren im Gedränge gewesen sein, denn sie erschien, ungeachtet des erhaltenen gütigen Winkes, dennoch mit dem Schleppkleide auf dem Ball, wo der Zufall sie abermals in die Nähe der Kaiserin führte. Diese erinnerte sich ihrer sofort und trat mit den Worten auf sie zu: „Eh bien, Mademoiselle, vous n'avez pas suivi mon conseil, vous portez toujours votre robe à queue“ u. s. w. Das junge Mädchen, darüber verlegen, wußte nicht sogleich eine passende Antwort zu finden und half sich mit dem bewundernden Ausruf, indem sie auf den prachtvollen Perlenschmuck der Kaiserin deutete: „Ah, votre Majesté, que ces perles sont magnifiques!“ — Die Kaiserin lächelte herab-

lassend und erwiederte sanft: „**Oui, ma chère, tout cela est très beau, mais cela ne rend pas heureux.**" — Beinahe sollte man glauben, diese Aeußerung sei ein schmerzliches Vorgefühl gewesen, daß sie bald darauf ihren Platz auf dem Thron und an der Seite ihres kaiserlichen Gemahls einer Andern werde einräumen müssen.

So viel ich mich entsinne, machte sich unter dem damals hier lebenden Adel keineswegs das Bestreben bemerkbar, irgend eine besonders bevorzugte Stellung einzunehmen, sondern es stand derselbe zu dem Bürgerstande in angenehmen geselligen Verhältnissen, wobei die eingeborenen Patrizier-Familien gleichsam als ein vermittelnder Uebergang zu betrachten waren. Auch in jener Zeit erschienen die Frauen als das tonangebende Element in der Gesellschaft, und darum erwähne ich vor Allem, als zu den hervorragendsten Gliedern derselben gehörig, die hier noch im frischen Andenken stehende Gräfin Westphalen, die sich damals als eine schöne imponirende Gestalt auszeichnete. Neben ihr machte sich eine andere, zwar weniger imponirende, aber doch in höchstem Grade originell erscheinende Dame, die alte Fürstin Stollberg, bemerkbar, die mit ihrer Tochter, der Prinzessin Gustavine, in allen Gesellschaften gesehen wurde. Sie stand damals schon im hohen Alter und erschien mit sorgfältig geschminkten Wangen im Costüm einer **robe à la Dubarri**, sowie auch sonst in ihrem Benehmen als eine noch vollkommen wohl erhaltene Repräsentantin des Zeitalters Louis **XV.**, dem sie in allen Aeußerlichkeiten durchaus treu geblieben. Es war in der That merkwürdig, wie diese so hochbejahrte Dame mit einer nicht zu erschütternden Ausdauer noch an allen Gesellschaften Theil nahm und selbst auf Bällen, wo ältere Personen in der bloßen Conversation selten mehr eine ausreichende Unterhaltung finden, war sie dennoch stets eine der letzten, die den Saal verließen. Ihre Tochter, die bereits ebenfalls im vorgerückten Alter stehende Prinzessin Gustavine, war ihre beständige Geleiterin, und in der Gesellschaft überall durch ihr freundliches und wohlwollendes Benehmen allgemein geehrt.

Außerdem nahmen auch die Landgräfin von Rothenburg mit ihrer Prinzessin-Tochter, die Gräfinnen von Ingelheim, Schönborn, von der Leyen, sowie die Fürstin von Nassau nebst Prin-

zessinnen-Töchter und andere Damen vom Stande nicht minder Theil an dem geselligen Leben, was, ohne sich in streng abgeschlossenen Cirkeln zu bewegen, sein belebendes Element vorzugsweise in unserem bemittelteren Handelsstande fand.

Schönheit und Anmuth haben nicht minder ihre Prärogative, die unter allen Ständen und Verhältnissen stets die willigste Anerkennung gefunden und das Andenken an diejenigen frisch erhalten haben, welche einst mit diesem reizenden Vorrechte ausgestattet unter uns erschienen. Daher sind mir denn auch jene Frauen im Gedächtniß geblieben, die sich in dieser Beziehung damals hier besonders bemerkbar machten, und ich glaube, daß wenn sie heute wieder unter uns erscheinen würden, man ihnen nicht weniger wie zu jener Zeit willig den Preis zuerkennen würde.

Ohne besondere Bevorzugung erwähne ich nur, was damals hier im Ruf des Schönen und Interessanten stand und denselben auch mit vollem Recht in Anspruch nehmen konnte; so z. B. die Frau von Willich nebst ihren beiden, mit der Mutter rivalisirenden wunderschönen Töchtern, Frau Friederike Metzler, geb. Heyder, die sich nicht weniger durch Anmuth, wie durch Herzensgüte auszeichnete, Fräulein Helene Gontard, nachmalige Frau Dr. Schlosser, eine eben in Blüthe stehende Schönheit, Fräulein Meline Brentano, jetzige Frau Schöff von Guaita, die damals zu den anmuthigsten Erscheinungen zählte, Frau Koch-Metzler, ebenso interessant wie geistreich, Frau Therese Bernus, geb. Chamot, Frau von Holzhausen, geb. von Zigesar, Frau Mumm von Scheibler, Frau von Färber, geb. von Kettenburg, Frau Marie Brentano, geb. Schröder von Bergen, Fräulein Marie Gontard, jetzige Frau Belli, Frau von Fichard, geb. von Boltog, Fräulein Henriette Plitt, nachmalige Frau Günther, und noch viele andere Schönheiten bildeten einen Kranz von Damen, der als schönster Schmuck der Gesellschaft glänzte und der später noch einen interessanten Zuwachs an der leider zu früh verstorbenen Frau von St. George, geb. Bethmann-Hollweg, besonders aber an Frau Moriz von Bethmann, geb. Boode, erhielt, die sich als eine seltene Schönheit in ihrer Blüthezeit (1810) von Amsterdam hieher dem damals bedeutungsvollsten Manne der Stadt ver-

wählte und sich ungewöhnlich lange in ihrer Liebenswürdigkeit zu erhalten gewußt.

Es wiederholt sich nicht oft, daß gerade die höheren Stände einer Stadt sich durch so hervorragende Schönheiten begünstigt sehen, und darum mag es wohl geschehen sein, daß mir dieser damals so lieblich blühende Damenflor als eine seltene Erscheinung in lebhaftem Andenken geblieben ist.

Die so lange bestandene Regierung der freien Reichs- und Krönungsstadt Frankfurt, welche während den so oft zu ihr herüberwehenden Stürmen der französischen Revolution das Staatsschiff derselben so glücklich und wohlbehalten zwischen den mancherlei Klippen und drohenden Gefahren hindurchzulaviren gewußt, hatte, wie schon erwähnt, 1806 ihre Flagge gestrichen und ihre bis daher geübte Machtvollkommenheit in die Hände des Fürsten-Primas niedergelegt.

Die nothwendig damit verknüpften Veränderungen griffen Anfangs nicht eben allzu tief in die innere Organisation unseres städtischen Wesens. Mit der Zeit steigerte sich das jedoch mehr und mehr und bei dem fortwährenden Andrängen des französischen Kaisers, der das neugebildete Großherzogthum mehr als ein natürliches Hauptquartier seiner Avantgarden zu betrachten schien, wurde uns das Ungewohnte der dadurch herbeigeführten Reformen nach französischem Zuschnitt immer fühlbarer. Eine gänzliche Umgestaltung der alten Verfassung konnte nicht ausbleiben, und mit dem Jahre 1810 sah sich daher der Senat sowohl wie das 51ger Colleg gänzlich beseitigt, der Code Napoleon eingeführt und die ganze Organisation des Großherzogthums auf französischen Fuß eingerichtet. Dies war ohne Zweifel mit eine der Hauptursachen, warum ungeachtet der sonst guten Eigenschaften des Fürsten eine aufrichtige Anhänglichkeit an denselben im Allgemeinen hier unter der Bürgerschaft niemals recht Wurzel fassen wollte.

Bei meiner Hieherkunft waren übrigens noch viele der Männer in ihrem Amte, in welchem sie ihre Wirksamkeit im Dienste der freien Reichsstadt früher begonnen und die sie im Geiste der alten Institutionen fortzusetzen noch fortwährend bemüht waren. Es gab indessen auch schon Manchen, der sich bereits der neuen Sonne zugewendet

und ihr als Trabant bereitwilligst folgte. Der alte ächte Bürgersinn jedoch und das sich gegenseitig kundgebende Vertrauen darauf, war im Ganzen noch rein erhalten geblieben, und die früheren Machthaber entbehrten durchaus noch nichts von dem Ansehen, was sie sich einst durch ihre patriotische Hingebung bei der Bürgerschaft erworben, wenngleich sich dieselbe stets nur streng im Kreise des Althergebrachten zu bewegen gewußt hatte.

Dieses sich so häufig bewährende Ansehen der leitenden Behörden mochte allerdings zum Theil auch in der langbestandenen eigenthümlichen Zusammensetzung derselben fußen. Im Römer nämlich hatten meistens nur solche Männer zu Rathe gesessen, denen es, als aus alten Patriziergeschlechtern stammenden oder sonst angesehenen Bürgern, weit mehr der Ehre wegen um einen Platz auf den Rathsbänken zu thun war, wie wegen des damit verbundenen Einkommens, und das verbreitete jenen natürlichen Nimbus der Unabhängigkeit um ihre Häupter, welcher der Würde eines in einer freien Reichsstadt im Amte Sitzenden um so mehr zu Statten kommt, je mehr sich jeder Bürger darin berufen fühlt, mehr oder weniger ein Wort mitzusprechen. Diese mehr patriotische Betheiligung der höheren und unabhängigen Stände an der Leitung des städtischen Wohls diente ebensowohl zur Erhaltung des patriarchalischen Elements darin, als es demselben auch das ihm gehörende Uebergewicht sicherte und zum guten Beispiel für die andern Stände wurde. Wie so manche wohlthätige Stiftung hat nicht ihre Entstehung dem langjährigen Vertrauen zu verdanken gehabt, das irgend ein Bevorzugter bei der Bürgerschaft genossen, während auf der andern Seite eine solche Bevorzugung auch nur durch eine offenkundige und uninteressirte Hingebung für das Volkswohl sich seinen Einfluß auf die Bürgerschaft verschaffen konnte.

Vertrauen ist von jeher der Alles vermögende Talisman einer Volksregierung gewesen, und die Wahrheit, wie streng sie auch auftreten mag, stets als das einzige Mittel befunden worden, sich denselben dauernd anzueignen.

Aus den alten Patriziergeschlechtern haben sich in der That auch viele in den von ihnen bekleideten Aemtern wahrhaft verdient um das

Wohl der Stadt gemacht und stehen in dieser Beziehung die Namen der von Holzhausen, Glauburg, Fichard, Adlerflicht, Günderode u. s. w. in gefeiertem Andenken, besonders aber der Letztere durch seinen Maximilian von Günderode, mit dem das Amt der hiesigen Stadtschultheißen erloschen und der in schwer geprüften Momenten eine Hingebung und einen patriotischen Muth bewiesen, wie die Geschichte der neueren Zeit uns kein Beispiel mehr aufweisen kann.

Unter den bürgerlichen Gliedern der Verwaltung machte sich dagegen die gediegene Tüchtigkeit und Intelligenz und zwar besonders in den Personen des damaligen Justizraths und später oftmals wiedererwählten Bürgermeisters Dr. J. W. Metzler, sowie der früher gewesenen Syndici Dr. Seeger, Dr. Büchner, Dr. C. F. W. Schmidt, Dr. Danz und anderen markanten Männern geltend, die mit lobenswerthem Eifer der Stadt ihre Dienste widmeten. Wieder Andere lohnten das ihnen gewordene ehrenvolle Vertrauen der Bürgerschaft durch ansehnliche Vermächtnisse, wie z. B. Brönner, Bethmann, Fleck u. s. w. An dem 51ger Colleg aber waren vorzugsweise die Angesehensten der hiesigen Kaufmannschaft betheiligt, die es als eine Ehrensache betrachteten, hier an ihrem rechten Platze über die pecuniären Interessen der Stadt zu wachen. Von dem gesetzgebenden Körper jedoch, mit dem das Element der Beredsamkeit in unsere Organisation gekommen, wußte man dazumal noch nichts. Derselbe ist ein Kind der Ergänzungsacte, das erst im Jahre 1815 mit ihr unter uns auftrat und vierzig Jahre später das Costüm der Mutter schon so altfränkisch fand und so lange und oft bemüht war, ihr ein neues anzuprobiren, bis es endlich am 15. Februar 1855 das rechte für sie gefunden zu haben glaubte. —

Die mit dem Großherzogthume neu hinzugekommene Aristokratie übte eben noch keinen besonderen Einfluß auf die Stellung des damaligen Handelsstandes, der noch immer den ihm gebührenden ersten Rang unserer Staatsgesellschaft auf die würdigste Weise zu behaupten wußte. Ich übersehe stets noch mit einem eigenthümlichen, fast an Trauer über soviel dahingegangene Gediegenheit gränzenden Gefühle die lange Reihe ehrenwerther Firmen, welche hier vorzugs-

weise die verschiedenen Handelszweige repräsentirten und von denen nun schon so manche erloschen ist, ohne daß sich im Verhältniß, wenigstens nicht unter dem christlichen Elemente, ein entsprechender Ersatz dafür herangebildet hätte. Ich will hier unter den damaligen Notabilitäten des Handelsstandes (1808) nur derjenigen erwähnen, die mir als besonders hervorragend im Gedächtniß geblieben, wie z. B. die Bethmann, Metzler, Gontard, du Fay, Gogel, Heyder, Meyer, Mühlens, Leonhardi, Brevillier, Hebenstreit, Lemme, Stern, Kellner, Brentano, Seufferheld, Mainoni, Behrens, Passavant, d'Orville, Bernus, Wichelhausen, Bonn, Fingerlin, Goll, Zickwolff, Guaita, Andreae, de Bary, Bolongaro, Mumm, Schweizer, Günther, Lindheimer, Sueß, Schwendel, E. Müller, Souchay, Steitz, Hauck, Koch, de Neufville, Berna, Scharff, Bansa, Jordis, Eyffriedt, Bernard, Osterrieth, Fellner, Eyßen, Sarasin, Manskopf, J., J. F. und P. N. Schmidt, Fuchs, Catoir, Keßler, Städel u. s. w., sowie noch viele Andere, die an der soliden Reputation unseres Platzes den ehrenvollsten Antheil hatten.

War auch nicht zu leugnen, daß ein großer Theil dieser Häuser sich bereits auf eine alte und glorreiche Existenz stützte, so darf man es dennoch den meisten der damaligen Repräsentanten derselben zum Ruhme nachsagen, daß gerade sie es waren, deren umsichtige Thätigkeit das Ansehen derselben, sowie überhaupt den merkantilischen Glanz unserer Stadt in einer Weise zu erhalten und zu steigern wußten, wie sich dieselbe in dem Maße nicht überall auf die Nachkommen fortgeerbt. Es verdient dieses um so mehr hervorgehoben zu werden, je mehr die damaligen politischen Verhältnisse die Thatkraft sowohl wie die richtige Auffassung des Moments oftmals auf harte Proben stellten, die mit derselben Umsicht zu bestehen, für unsere darin so unerfahren gewordene Gegenwart gewiß eine noch härtere Aufgabe sein dürfte.

Der Genuß, der sich stets im Gefolge zunehmenden Reichthums findet und naturgemäß sich darin auch finden soll, war in diesen Kreisen noch nicht so zu der heutigen Verweichlichung übergegangen, die sich überall in häuslicher Opulenz, Equipagen, Toilette, Dienerschaft u. s. w.,

sichtbar macht, sondern beschränkte sich meistens nur auf jene allerdings splendiden Diners und Soupers zu Ehren des Hauses, dessen Repräsentation sich darin zu spiegeln strebte. Lange haben dieselben selbst noch mit ihren späteren diplomatischen Rivalen concurrirt und das Gefühl merkantilischen Stolzes beurkundet, der in den Regionen der Börse, im Bewußtsein ihrer bewegenden Kraft und Solidität jedem Comtoir zum Paladium geworden.

Es dürfte schwer sein, im Gegensatz zu dem soeben hier nur in flüchtigen Umrissen entrollten Bilde, ein Gleiches, sich eben so scharf ausprägendes von unserem gegenwärtigen Handelsstande zu entwerfen, dessen Physiognomie mit den nach und nach eingetretenen Conjuncturen eine so total veränderte Gestaltung gewonnen hat, daß kaum nur noch einige Aehnlichkeit mit den früheren Grundzügen derselben darin aufzufinden sein dürfte. Dem alten Stamme sind seitdem so viele neue Zweige erwachsen, die regellos an ihm emporgewuchert, daß seine ehemalige Außenseite kaum mehr erkennbar darunter hindurchschimmert.

Dennoch sollte man meinen, müßte sich mindestens der Genus als vorzugsweise dominirend darin erhalten haben, dem er ursprünglich entstammt und der in der oben nachgewiesenen lebenskräftigen Veräſtung sich bereits zu einer so stolzen Krone gebildet. Allein auch das ist kaum mehr der Fall, seitdem das ihm allerdings schon damals aufgepropfte israelitische Element einen so gedeihlichen Wachsthum aus seinen Säften gesogen, daß schon jetzt kaum mehr zu unterscheiden ist, wer von Beiden dereinst die Oberhand darin behaupten wird.

Im Allgemeinen kann es für eine Handelsstadt allerdings gleichgültig sein, welches Element die Lebendigkeit des Umsatzes darin bewegt und in gedeihlichem Flor erhält, wenn ihr derselbe überhaupt nur darin erhalten wird. Da sich jedoch nun einmal zur Zeit noch zwei confessionell getrennte Elemente als dabei rivalisirend gegenüberstehen, so gehört das Resultat beiderseitiger Anstrengungen auch einigermaßen der öffentlichen Beurtheilung an.

Hier nun läßt es sich nicht verkennen, daß das einheitliche, stets nach einem und demselben Ziele gehende Streben der hiesigen Israeliten seit den letzten dreißig Jahren einen Einfluß errungen, der dem

der Christen nicht allein fast gleichsteht, sondern denselben in manchen Beziehungen selbst schon überwiegt, und die Nachkommen unserer alten, so lange die Vorhand behauptenden Häuser werden in der That ihre ganze Kraft und Intelligenz zusammenzunehmen haben, wenn sie sich von dem Glanze ihrer Ahnen das erhalten wollen, was ihnen davon noch übrig geblieben.

Freilich war in jener Zeit von dem mächtigen Zauber, den der Name Rothschild so lange auf die hiesige Börse geübt, noch keine Rede. Der Ahnherr des gegenwärtigen Hauses zählte zwar allerdings, mit einigen Anderen seines Glaubens, wie z. B. die Speyer, Elissen, Spanier u. A., bereits zu den Vermögenden; doch war noch keiner derselben zu einer solchen Notabilität erwachsen, die Titel, Orden und überwiegenden Reichthum in die Wagschale zu legen vermochte. Eben so wenig wußte man damals etwas von dem mächtigen Hebel, zu dem die israelitische Intelligenz das Maklerwesen nach und nach hier heranzubilden und für sich auszubeuten verstanden hat. In den Jahren 1808 und 1809 gab es hier Alles in Allem nur vierzehn bis sechzehn christliche Makler. Heute giebt es deren nur noch sieben, dagegen aber circa fünfzig hinzugekommene israelitische, durch welche vorzugsweise die schwungreichen Fonds-Geschäfte betrieben werden, die ihnen mehr oder weniger die Fäden der ganzen hiesigen Handelsbewegung in die Hände geben und manchen unter ihnen eine Rolle von solchem Einfluß in den angesehensten christlichen Häusern spielen lassen, wie es sich die Vorfahren derselben wohl niemals träumen ließen. —

Dampf und Elektromagnetismus sind als die zwei mächtigen Faktoren eingetreten, die mit den unserem Handel zugeführten gesteigerten Bewegungen zugleich eine völlige Umgestaltung desselben veranlaßten. Andere Wege und andere Vermittler sind ihm damit geschaffen worden, als die, für welche Frankfurt so lange als ein Haupt-Centralpunkt gegolten, und mit dem dadurch eingebüßen größten Theile seines Groß- und Speditionshandels ist ihm allerdings eine seiner bedeutendsten Erwerbsquellen versiegt. Immer hat es jedoch auch in diesen neuen Verhältnissen seine ihm gebührende Stellung und seine sich erworbene Bedeutung zu erhalten gewußt, und es kommt nun

darauf an, daß eine heranwachsende Generation dieselben fest im Auge behalte und die Vortheile richtig beurtheile, welche die veränderte Situation zur Ausbeute darbietet.

In dieser Richtung hat sich auch bereits eine rühmliche Thätigkeit entfaltet, die besonders einen überaus reich assortirten Detailhandel ins Leben gerufen, der mit den meisten größeren Städten des Continents rivalisirend aufzutreten vermag. Möge man nicht anstehen, noch einen Schritt weiter auf das Feld einer geeigneten Industrie überzugehen, zu deren Ausbildung hier ein eben so günstiges Terrain wie die erforderlichen Mittel vorhanden sind. Noch sind die größeren Capitalien beisammen, welche aus den Händen der Vorfahren direkt auf die gegenwärtigen Besitzer übergingen; die heranwachsende Generation aber wird dieselben schon vielfältig theilen und damit natürlich auch schmälern; daher dürfte es um so mehr an der Zeit sein, neue Wege anzubahnen, auf denen verminderte Capitalien wieder erfolgreich vorangehen können.

Uebrigens sind die soliden Grundsätze noch nicht hier erloschen, die unsere Vorfahren auf ihre Nachkommen vererbten; davon geben die Institutionen des unlängst hier errichteten Bank-Instituts Zeugniß, welche jenen leichtfertigen Chancen einen Damm entgegenstellen, denen sich die, gleich einer Sturmfluth über einen großen Theil Europas hereingebrochenen Credit-Anstalten preisgeben. Einen imaginären Gewinn anticipirend, treiben sie die Kräfte des Handels nur den unsichern Wegen der Börse zu, deren Speculationen von jedem Wellenschlage der Zeit abhängig sind, während unsere Bank gerade den letzteren eine sichere Stütze entgegenzustellen vermag und nicht minder geeignet ist, der oben angedeuteten Idee in vielen Beziehungen zu Hülfe zu kommen.

Es ist schon oben der einflußreichen Stellung erwähnt worden, in welcher sich viele der Persönlichkeiten zu erhaltn wußten, die an der Spitze der verschiedenen hiesigen Handelshäuser standen. Auch hier war wieder jener Nimbus nicht zu verkennen, unter welchen dieselben bei der hiesigen Bürgerschaft erschienen, und dem man um so lieber eine gewisse Hochachtung nicht versagte, je mehr die darin Erscheinenden bemüht waren, ihn auch durch ihre ächt patriotischen und bürgerfreundlichen Gesinnungen zu rechtfertigen.

Für die Wohlfahrt einer Stadt wie Frankfurt ist es von großer Bedeutung, wenn sie Männer zu ihren Bürgern zählt, die das öffentliche Vertrauen besitzen und sich desselben auch durch eine uninteressirte Hingebung würdig zu machen wissen; und Männer der Art waren damals hier eben nichts Seltenes unter den höheren und begüterten Ständen. Man kannte die erst später hier aufgekommene Rubrik „der Geldsäcke" noch nicht, und gar Viele, die sich durch Fleiß und Glück damit gesegnet sahen, widmeten sich demungeachtet bereitwilligst dem Gemeinwohl mit jenem besonnenen Eifer, der die Interessen der Bürgerschaft zu fördern und sie aber dabei auch vor dem Unpraktischen zu bewahren weiß.

Viele unserer angesehenen hiesigen Handelsleute zählten zu verschiedenen Zeiten zu der Kategorie, die sich in diesem Sinne ausgezeichnet und überall gern bei der Hand waren; die größte Popularität der Art hatte sich jedoch unstreitig unser Moritz von Bethmann erworben, und leider hat sich diese einst so einflußreiche Erscheinung seit ihrem Hinscheiden auch nicht im entferntesten mehr unter uns wiederholt. — Unter den glänzenden Verhältnissen, die ihn umgaben, blieb er vorzugsweise Frankfurter Bürger durch und durch, und obgleich schon damals berechtigt, ein von vor seinen Namen zu setzen, machte er von diesem Prädikate doch erst dann einen allgemeineren Gebrauch, als es die hiesigen Verhältnisse erheischten, sich nicht selbst darin zurück zu setzen. Das hielt ihn jedoch nicht ab, mit seiner, von seinem Dienstpersonal bedienten Hausspritze sofort auf dem Brandplatze zu erscheinen, wenn die Feuerglocke vom Dome herab zum Helfen rief, so wie es auch sonst die Bürgerschaft nicht anders gewohnt war, als zuerst auf ihn zu sehen, wenn es sich um die Wahrung irgend eines ihrer Interessen handelte. Dafür gab es aber auch Zeiten für ihn, wo er sich der allgemeinsten Anerkennung und dankbarer Zuneigung der Bürgerschaft zu erfreuen hatte, und wer ihn näher gekannt, läßt dieselbe seinem Andenken noch heute zu Theil werden. —

In der literarischen Sphäre war es in jener Zeit ziemlich düster hier in Frankfurt; nicht daß es demselben an geistreichen, ja bedeutenden Männern gefehlt hätte, die es mit Stolz zu den Seinigen

zählen konnte; das war nicht der Fall; aber jener sich überall fühlbar machende Druck der eisernen Hand des französischen Kaisers ruhte mit gleicher Schwere auch auf der deutschen Presse, soweit sie sich in ihrem Bereiche befand, und das war hier in dem von ihm so abhängigen Großherzogthum Frankfurt ganz besonders der Fall.

Von einer eigentlichen freien literarischen Bewegung war demnach hier zur Zeit keine Rede. Goethe, Klinger, Feuerbach, Clemens Brentano lebten im Auslande; Börne war noch auf der Universität und Bettina (Frau von Arnim) träumte wohl damals noch erst all' die süßen Bilder, die sie zwanzig Jahre später in ihrem Briefwechsel zur Anschauung brachte.

So konnte sich denn das literarische Leben hier nur auf die Fachwissenschaften beschränken, die dafür um so glänzender durch die Männer vertreten waren, welche ihnen noch aus besseren Zeiten her angehörten. Die gefeierten Namen Hufnagel, Kirchner, Sömmering, Wenzel, Grotefend, Purmann, Fichard, Feierlein, Vogt, Gerning und Andere sind uns Allen noch in lebhaftem Andenken und legen Zeugniß ab, daß das damalige Wissen und seine Gründlichkeit von der nachgekommenen Zeit wenigstens nicht übertroffen worden ist, so vielfältig auch die schriftstellerische und publicistische Bahn hier betreten wurde, sobald die Presse mit der Befreiung des Vaterlandes wieder zu Athem kam. Man hat ihr denselben seitdem oft genug wieder verkümmert und erst neuerdings ihr wieder einen neuen Vernunftzwang unter den härtesten Androhungen diktirt; Göthe aber sagt:

> Fortzupflanzen die Welt sind alle vernünftige Discurse
> Unvermögend; auch kommt durch sie kein Kunstwerk hervor, —

und dem könnte man ergänzend voransetzen:

> Nimmer zwingt ihr den Geist, Vernünftiges nur zu gebären:
> Lähmen aber könnt ihr ihn sicher damit. —

Den Buchhandel dagegen fand ich hier immer noch in einem sehr respectabeln Zustande, ungeachtet ihm bereits durch die Aufhebung der Klöster eine seiner Haupt-Absatzquellen versiegt war. Wo aber sind die so gediegenen und classischen Bücherlager hingekommen, welche damals die Räume der Varrentrapp und Wenner'schen, der Hermann'-

schen und Andreä'schen, Jäger'schen, Brönner'schen und Eßlinger'schen Buchhandlungen füllten? und wo die ausgebreitete Kundschaft, die von alten Zeiten her gewöhnt war, ihren Bedarf aus unserer Buchgasse zu beziehen, die zwar dem Namen nach noch existirt, aber längst schon ihre literarische Bedeutung eingebüßt hat, mit der sie noch bei meiner Hieherkunft so glanzvoll zu prunken vermochte! — Nicht die Zeitumstände allein haben das Alles zersplittert, sondern zum großen Theil that es auch die geringe Unterstützung, welche man den langjährigen Anstrengungen des hiesigen Buchhandels zugewendet, den man einem Antiquarhandel zum Opfer fallen ließ, der überall, wo er nicht von Oben in seinen Schranken gehalten wird, nur vernichtend auf den ersteren wirken wird. — Was ihm derselbe noch übrig gelassen, werden zu strenge gehandhabte Preßgesetze und die dem Auslande alles zum Opfer bringenden internationalen Verträge bald vollends dem Verfalle zuführen.

Inmitten dieser literarischen Bedrückungen, die wir, wie eben erwähnt, von Seiten des französischen Einflusses so lange zu ertragen hatten, machte hier dennoch der Drang nach geistiger Ausbildung damals einen Fortschritt, der in seiner ersten Entstehung als eine seiner edelsten und schönsten Blüthen betrachtet werden konnte. Ich meine damit die Stiftung des Museums (1808). —

In den Grundzügen der reinsten Humanität angelegt, erfreute es sich der wärmsten Unterstützung des Großherzogs und seines Bruders, und erhielt sich während einer Reihe von Jahren im gedeihlichsten Flor. Kunst, Musik, Literatur und Eloquenz waren nach dem ursprünglichen Plane die Elemente, die sich hier einer bereitwilligen Aufnahme und würdigen Vertretung erfreuen sollten. Zeit und Verhältnisse haben davon nur noch die Musik auf die Gegenwart übertragen; aber da die Idee des Instituts noch nicht erloschen, so mag auch die Hoffnung noch nicht aufgegeben sein, dasselbe unter einer kräftigen Leitung und unter günstigeren Umständen wieder neu aufblühen und seiner ursprünglichen Bestimmung wieder näher gebracht zu sehen.

Außer dem Museum war auch die so lange hier bestandene Lesegesellschaft in nicht minder blühendem Flor, und wenn ich mit

Erwähnung derselben dem damaligen Geistesleben sein Recht widerfahren lasse, so darf ich dabei auch diejenigen Personen nicht übergehen, die, ohne gerade zum Stande gelehrter Notabilitäten zu zählen, sich dennoch des wohlverdienten Rufes geistreicher Männer erfreuten, wie z. B. Geheime-Rath Willemer (mit Göthe näher befreundet), der Baron von Leonhardi, von Meyer, Dr. Thomas, der edle Städel, Dr. Ehrmann, Dr. Jassoi, Dr. Schlotmann (letztere Beide später die Herausgeber von „Welt und Zeit") u. s. w., und endlich auch Frau von Panhuis, geb. von Barkhausen, die von einem längeren Aufenthalt in den holländischen Colonien, wo ihr Gemahl einst Gouverneur war, eine sehr interessante Sammlung von Scenerien dortiger Natur aufgenommen und mit herüber gebracht hatte und auch sonst mit Recht im Rufe einer geistreichen Frau stand.

Alles das sind Namen, an welche sich Erinnerungen an eine gewisse geistige Gediegenheit knüpfen, die immerhin erwähnenswerth ist, da sich seitdem eine solche in den erwähnten Kreisen hier wenigstens nicht in dem Maße gesteigert hat, wie man es von einer freier voranschreitenden Geistesbewegung zu erwarten wohl berechtigt sein dürfte. —

Am schwächsten auf dem geistigen Gebiete war in jener Zeit wohl die ausübende Kunst hier vertreten. Die Zahl ihrer Jünger war noch eine sehr geringe, denn die Musen verbargen sich schüchtern vor dem unausgesetzten Kriegslärmen der Napoleonischen Schaaren, und von damaligen bedeutenden hiesigen Malern wüßte ich nur die, allerdings rühmlichst bekannten Namen Schütz, Morgenstern, Prestel und Radl auszuzeichnen. Von diesen gehört der Zweite zu den Seltenen, bei denen sich ein ausgezeichnetes Talent durch drei Generationen, vom Großvater auf Sohn und Enkel, fortgeerbt, und mir wurde die gewiß eben so seltene Gelegenheit zu Theil, der Ausübung desselben durch die Persönlichkeiten eben dieser drei Generationen oftmals beiwohnen zu können. Radl war schon damals der gemüthliche Künstler, als welchen wir ihn bis in sein hohes Alter hier unter uns weilen sahen, und bildete mit seinen Freunden, den hier wohl noch in der Erinnerung lebenden Maler Peroux und Schalhaas, dem Führer der Prestel'-

schen Kunsthandlung, das tägliche unzertrennliche Kleeblatt im Adler zu Bornheim.

Von auswärtigen Kunstnotabilitäten war es besonders der gegenwärtig so hoch stehende P. Cornelius, den ich bei seiner Ankunft hier, als jungen Mann, im Hause meines Principals, Friedr. Wilmans, näher kennen lernte, und die Portraits des Letzteren und seiner Gattin waren wohl die ersten Bilder, die der damals so bescheiden auftretende junge Künstler hier ausführte. — Außerdem machte Stieler als Portrait- und Schönberger als Landschaftmaler hier großes und verdientes Aufsehen.

Bewegte sich demnach das damalige hiesige Kunstleben auch in einem weit engeren und beschränkteren Kreise wie gegenwärtig, so war dagegen der eigentliche Sinn für die Kunst, nach meiner Ueberzeugung, weit gediegener und auch für den Künstler verlässiger wie heute. Die Schwierigkeiten, die ein Talent in jener Zeit zu bekämpfen hatte, um sich auszubilden und sich zu einer gewissen Berühmtheit emporzuarbeiten, waren allerdings größer; eine dauerndere Anerkennung seiner Leistungen ihm dagegen um so gewisser. — Selten kann eine nur bis zu einem gewissen Grade gelangende Anerkennung unter einer größeren Masse von Kunstproductionen auf langen Bestand rechnen, da sich die aufsprießenden Talente einander fortwährend überbieten, und neben ihren Bewunderern auch sofort eben so viele tadelnde Kritiker finden. —

In dieser Beziehung gleicht daher die heutige Kunst in ihrer vielseitigen Entfaltung fast den bunten Blumenbeeten, deren Farbenschmuck für den Augenblick ergötzt, aber im Ganzen nur weniges aufbringt, was den Reiz der Blüthenzeit nachhaltig zu überdauern im Stande wäre. Wo dagegen die Kunst als Resultat des inneren, unabweisbaren Dranges hervorgeht, sich zur Anschauung zu bringen, werden ihre Ergebnisse auch ihre Zeit dauernder überleben, und je seltener derartige, aus der Tiefe hervorgehende Erscheinungen auf diesem Gebiete zu Tage kommen, je mehr wird sich unter ihren Verehrern das Verlangen kundgeben, solche Schätze an sich zu bringen und zu sammeln. In jener Zeit bewährte sich dieses durch die vielen bedeutenden Privatsammlungen, welche hier in Frankfurt existirten und gegen welche unsere Ge-

genwart keinen Vergleich mehr aushält. Ich erwähne hier nur die Vorzüglichsten im Besitze der Herren Städel, Grambs, de Neufville, v. Barkhausen, Lausberg, Brentano, Ettling, Chandelle, Gerning, v. Holzhausen, Leerse, Rothnagel, Wilmanns, Hohwiesner, Mack-Wiegel, Prehm, Scheel, Schütz, Spelz, Brönner und Anderen, von denen die meisten reich mit werthvollen Bildern ausgestattet, oder wenigstens doch im Besitz einiger vorzüglichen Kunstschätze waren, die sich oft durch eine lange Reihe von Jahren als kostbare Reliquien in den Familien forterbten.

Vor allem aber brachte eben diese innigere Zuneigung, welcher sich die Kunst hier zu erfreuen hatte, den patriotischen Entschluß unseres nicht genug zu verehrenden Städel zur Reife, hier ein Kunst-Institut zu gründen, das, wenn es nach einer nun dreißigjährigen Verwaltung sich bis heute seiner eigentlichen Bestimmung noch nicht nähergeführt sieht, deßhalb seinen edlen Stifter gewiß nicht anzuklagen hat, der sich bis in seinen alten Tagen mit dem süßen Traume wiegte, in seiner Vaterstadt der wahren Kunst für immer ein dauerndes Asyl begründet zu haben. —

Nachdem eine Reihe bedrängnißvoller Kriegsjahre der Kunst im Allgemeinen hart zugesetzt und die Erweiterung schon bestehender oder die Anlage neuer Privat-Sammlungen sehr erschwert hatten, versuchte man nach wiederhergestelltem Frieden, den Sinn dafür durch die Errichtung von Kunst-Vereinen neu zu wecken und damit dem so sehr gesunkenen Kunstfleiß wieder aufzuhelfen. Die damit verbundene Absicht war unbezweifelt eine sehr löbliche; die Resultate jedoch haben, nach meinem Dafürhalten, in Folge der dabei eingeschlagenen Wege, der eigentlichen Kunst mehr geschadet wie genützt. Statt die beabsichtigte Wiederbelebung einer mehr naturgemäßen Entwicklung zu überlassen, hat der erleichterte Umsatz sowohl, als besonders die so fabrikmäßige Gestaltung der neueren Kunstschulen diese Entwicklung in einer Weise gesteigert, welche der Kunst zwar eine Unzahl unberufener Jünger herangebildet, sie selbst jedoch damit nur mehr und mehr in die Breite, nicht aber in die Tiefe führte.

Unstreitig sind damit auch Talente geweckt worden, denen wir Vieles wahrhaft Schöne zu danken haben, und unser Frankfurt ist dabei keineswegs leer ausgegangen. Eine ihrer Aufgabe mehr gewachsene Leitung der hiesigen Kunstbestrebung aber würde mit den vorhanden gewesenen und noch vorhandenen Kräften sicher ein bedeutenderes Resultat erzielt haben, als das, worauf wir zurückzusehen vermögen. In der That hat die Kunst in neuerer Zeit hier fast Schlimmeres von ihren Freunden wie von ihren Widersachern zu erdulden gehabt, denn bei aller Unterstützung, die ihr in so reichlichem Maße und in den besten Absichten zu Theil wurde, hat sie unter der Experimentirkunst, welche die sich zu ihrer Pflege herbeigedrängten Dilettanten bald in dieser, bald in jener Richtung an ihr versuchten, stets nur gekränkelt.

Der bereits 1829 sich auch hier gebildete Kunst-Verein hätte nach seiner Grundidee zu etwas ganz Ersprießlichem herangebildet werden können. Nachdem ihn jedoch während den fünfundzwanzig Jahren seines Bestehens eine Reihe von Mißgriffen nie zur rechten Blüthe kommen ließ, hat die neueste, an ihm versuchte Restauration ihn auf ein Terrain geführt, auf dem ihm bis daher auch nur der gute Wille als alleiniges Resultat zu erblühen scheint. Die Schaulust sieht sich allerdings vollkommen dabei befriedigt; ob aber die dazu herbeiströmende Masse von Mittelgut geeignet ist, den wahren Kunstsinn zu heben und damit die Kauflust zu steigern, dürfte zu bezweifeln sein, da sich die Kunst selten durch die Quantität, sondern stets nur durch die Qualität empfiehlt. Am meisten aber sieht sich der eigentliche Zweck des Vereins, nämlich die Unterstützung der hiesigen Kunst, auf diesem Wege gefährdet, da dieselbe nicht allein eine größere Concurrenz zu bestehen hat, sondern ihr der für nöthig erachtete äußerliche Aufwand auch einen großen Theil der ihr von Kunstfreunden zugewendeten Subventionen entzieht. Mögen Diejenigen, die sich damit verdient zu machen glaubten, nicht aufs neue einer getäuschten Hoffnung entgegen gehen, und es ihnen nicht vorbehalten sein, einst, wie „Schiller's Talbot", von dem Glanz des Daseins mit der Betrachtung scheiden zu müssen, daß ihnen nichts davon geblieben, als:

„Die Einsicht in das — Nichts!
„Und herzliche Verachtung alles dessen,
„Was so erhaben schien und wünschenswerth.“ —

Von den oben erwähnten, aus alter Zeit stammenden Kunstsammlungen sind die meisten schon längst unter den Händen der Erben wieder verschwunden, da nur wenige von ihnen die Pietät und den Kunstsinn mitererbten, sie zu conserviren. Mit Ausnahme dessen, was davon in die Städel'sche Sammlung übergegangen, hat sich der frühere so reelle Werth dieser trefflichen Kunstschätze großentheils in jene tausenderlei Phantasiegebilde verwandelt, die an die Stelle ehemaligen, nur an dem Aechten festhaltenden Kunstgeschmackes hier getreten sind. —

Wenn es nun der Leitung des hiesigen Kunstfleißes während der letzten dreißig Jahre leider nicht nachgerühmt werden kann, daß sie mit den ihr zu Gebote gestandenen, so überaus reichlichen Mitteln demselben zu einer ihm gebührenden Anerkennung oder selbst nur zu einer Basis verholfen, die ihm den Ehrenplatz als Ziel in Aussicht gestellt hätte, den die hiesige Kunst von rechtswegen einnehmen müßte, so beweist dagegen unser Handwerksstand im engen Zusammenhalten eine um so größere Energie in der Wahrung seiner wohlverstandenen Interessen. Zwar haben viele der früheren Mißbräuche aufgegeben werden müssen und wohl noch Manches wird zeitgemäßer einzurichten sein; aber die Idee einer unbegränzten Gewerbefreiheit mit ihrem Proletariat im Gefolge hat bis daher hier noch nicht Platz greifen können.

Dabei ist es merkwürdig, wie die alten Familien unseres Handwerkstandes ihre seitherige Autorität oben zu erhalten gewußt haben. Bis daher war die Aristokratie derselben immer noch im Rathe oder als Gewerks-Geschworne wiederzufinden, deren Ahnen bereits vor fünfzig Jahren und länger im Römer ihren Sitz eingenommen oder jene Functionen auszuüben berufen waren, und es ist gewiß eine seltene Erscheinung, die wohl wenig andere Städte mit uns theilen mögen, daß in Mitten so großer Umgestaltungen und ungeachtet fortwährenden, aus der Fremde uns zufließenden Bürgeraufnahmen, von denen ein guter Theil den Gewerken angehört, sich fast in allen Zweigen derselben

die Geschäfte im Flor erhalten haben, welche einst von den Urvätern begründet wurden.

Vom Vater auf den Sohn sich forterbend, sehen wir dieselben immer noch in derselben Ehrenhaftigkeit bestehen, und finden darin den thatsächlichsten Beweis, daß da, wo man in diesem Stande gewußt hat, den eigentlichen und rechten conservativen Geist, das heißt, die Grundsätze reeller und pünktlicher Bedienung, sowie einer anhänglichen Ergebenheit an Diejenigen festzuhalten, welche dem Geschäfte Arbeit und Verdienst zuführen, sich auch das alte Vertrauen zu denselben erhalten hat, welches die Basis alles Betriebes, besonders aber die des Handwerksstandes ist.

Das Verlassen dieser soliden Grundsätze wird, wie es denn auch wohl leider schon geschehen, freilich auch hier Lücken unter den Nachkommen brechen, die sich da um so schwieriger wieder herstellen lassen werden, wo sich das Handwerk bereits mehr auf das Terrain der Speculation begeben hat, bei welcher stets nur das Glück endgültig entscheidet; der damit reichgewordene Handwerker wird auf dieser Bahn entweder einer ihm bisher fremd gewesenen Sphäre oder im Fall des Mißlingens gar den milden Stiftungen zugedrängt, wogegen der am goldenen Boden festhaltende die Reputation seiner Vorfahren erhält und fortpflanzt.

Der bisherigen so ehrenhaften Gesinnung unseres Handwerksstandes haben wir unbestritten auch manches Gute und wahrhaft Patriotische zu verdanken, wie z. B. seine lebhafte Betheiligung an der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste, als dem einzigen großartigen Institute der Neuzeit, das in seinen verschiedenen Abzweigungen eine anerkennenswerthe gemeinnützige Thätigkeit entwickelt, wobei sich vorzugsweise der Gewerbestand verdient zu machen strebt.

Ebenso beweist derselbe bei den gegenwärtigen Erweiterungen der Stadt durch den Unternehmungsgeist seiner Bauprofessionisten eine Rührigkeit, die in vielen Beziehungen selbst den Handelsstand überflügelt, und der allerdings namhaften Gewinn in Aussicht stellt, wenn es verstanden wird, sich denselben durch ein richtiges Maßhalten in diesen Unternehmungen zu sichern.

Nicht weniger war es auch wieder der Handwerksstand, der bei den verschiedenen Veranlassungen der Sänger-, Buchdrucker- und Göthe-Feste die Ehre und den Bürgersinn der Stadt durch ein ihm würdiges und geniales Auftreten zu beurkunden wußte und der den dazu gegebenen Impuls so freudig auffaßte und in einer Weise durchführen half, die jedesmal das vollständige Gelingen zur Folge hatte.

Möge sich dieser lobenswerthe Geist noch lange in den verschiedenen Corporationen unserer Gewerke erhalten und die alles verflachende Zeit nicht auch hier ihre Zersetzungen allzu schnell bewerkstelligen.

Die hier gegebene kurze Charakteristik der verschiedenen Stände, wie mir dieselben damals in ihrer socialen und geschäftlichen Wirksamkeit im Vergleich zu ihrem heutigen Bilde erschienen, vergegenwärtigt mir im Zusammenhange damit auch die geselligen Zustände wieder, in welchen sich das öffentliche Leben jener Zeit bewegte. Gastmähler, Bälle, Theater, Concerte, routs, damals in bürgerlicherer Weise als „süße Gesellschaften" bezeichnet, bildeten nebst anderen öffentlichen Lustbarkeiten auch hier wie überall und zu allen Zeiten die Vehikel der Geselligkeit, nur daß die Physiognomie derselben freilich noch eine weit reichsstädtischere war, wie sie die heutige Bundesstadt zur Schau trägt. Bei einem Rückblick darauf kommt es besonders darauf an, welchen Einfluß eine sich steigernde Lebenslust auf die Sittlichkeit, Bildung und den Wohlstand der sich daran Betheiligenden geübt und in wieweit es ihr gelungen, eine glückliche Mischung der verschiedenen Stände zu befördern. In dieser Beziehung mag besonders der Mittelstand einen ungemeinen Aufschwung genommen haben; denn von der Lebenslust, die heute mit der Devise „frisch, fröhlich, frei" die Säle unserer renommirten Wirthslokale und Kaffee's, sowie der verschiedenen Harmonien und Bürger-Vereine, sammt den wie die Pilze emporgeschossenen Felsenkellern durchzieht, war damals noch keine Spur vorhanden.

Das damalige gesellige Leben bewegte sich in noch bei weitem engeren Kreisen, und der Luxus darin gehörte fast ausschließlich nur zu den Prärogativen des Reichthums, dem es auch wohl ansteht, zum Nutzen der Erwerbenden davon Gebrauch zu machen. Eine Hauptrolle dabei

war den verschiedenen confessionellen Coterieen zugewiesen, was übrigens der heiteren Physiognomie solcher Cirkel im Allgemeinen keinen wesentlichen Abbruch that, da sich noch nirgends ein Element darin bemerkbar machen konnte, was ein sich angemaßtes Uebergewicht in Anspruch zu nehmen hatte, als allenfalls das Geld. Da jedoch der bei weitem größere Theil der Vermögen erst kaum erworben und noch nicht ererbt war, so haftete noch immer das Bewußtsein des sauren Schweißes daran, während das Erbgut gewöhnlich den Geldstolz im Gefolge hat, der unter Allen der unleidlichste ist.

Vor Allem aber war es die Familie, welche zu jener Zeit noch eine bei weitem einflußreichere Rolle spielte, als ihr die Gegenwart angewiesen. Dieser so lange festgehaltene Anker, der die häusliche Wohlfahrt nicht selten in andringenden Stürmen geschützt, fängt ebenfalls sich zu lockern an, und die nachwachsende Generation findet es bereits langweilig, ihm die edle Zeit zu opfern, die in tausend lockenden Gestaltungen zu anderen Genüssen einladet. Möge sie dabei nicht übersehen, daß auch ihr einst die Zeit kommt, wo sich der Genuß wieder auf die häuslichen Räume reducirt, und daß sie es schmerzlich bereuen dürfte, den Rest des sich bis daher hier noch erhaltenen Familienlebens nicht sorgfältiger bewahrt zu haben.

Als das Palladium damaliger Geselligkeit war übrigens vor Allem das kurz vor meiner Hieherkunft (1802) errichtete Casino zu betrachten, das als öffentliche Reunion alles concentrirte, was unter dem Adel, dem Handelsstande und der Beamtenwelt zur haute volé zählte. Es gab im Gesellschaftlichen den Ton an, und die Liste seiner Mitglieder galt als Maßstab, wonach sich die Einladungen zu allen Festen richteten, welche die feine Welt repräsentiren sollten. Dafür aber hatten sich die zur Aufnahme Befähigten auch einer so strengen Ahnenprobe ihrer Solidität und nicht selten auch ihrer Moralität zu unterwerfen, daß sich während einer Reihe von Jahren vorzugsweise nur das pure sang darin am Ruder erhalten konnte.

Dieses strenge Regiment und das mitunter Lästige der damit verbundenen Förmlichkeiten mögen wohl mit eine der Veranlassungen gewesen sein, welche unter demselben Dache mit dem Casino, nur ein

Stockwerk tiefer, den heute noch bestehenden Abendzirkel ins Leben riefen, in welchem eine ungenirtere Geselligkeit adoptirt wurde, die man lange Zeit als eine Opposition gegen das aristocratische Princip über ihrem Haupte betrachtete.

Außer den Hoffesten vereinigten die Bälle, welche das Casino in den höchst anständigen Räumen des rothen Hauses veranstaltete, Alles, was Rang, Ansehen und Vermögen, oder Jugend, Schönheit und Toilettenglanz in die Wagschale zu legen vermochte. Hier ließ man die straffen Zügel der Legitimität etwas lockerer und gestattete in weiser Berücksichtigung, daß Anstand und Grazie einem Ballfeste stets mehr Reize wie Stern und Ordensbänder verleihen, einem Jeden den Zutritt, der mit dieser Legitimation sich um eine Eintrittskarte bewarb. Dies gab jenen Bällen ein Colorit, was um so anmuthiger erschien, je mehr sich die exclusiven Elemente darin verwischten, deren Prätensionen in der Regel die heitere Außenseite eines Festes nicht erhöhen.

Mit dem Casino concurrirend, veranstaltete die damals (1808) sich hier gebildete Musik-Akademie in demselben Lokale wie jenes während des Winters mehrere Bälle, die sich eines nicht minder starken und gewählten Besuchs erfreuten und ihrer Bestimmung vollkommen zu entsprechen wußten, wenn gleich die an der Spitze stehenden weniger ihre Ebenbürtigkeit, als vielmehr nur ihre Intelligenz und ihren Takt dabei geltend machen konnten.

Von den späteren Cavallerie-, Weißbusch- und Freiwilligen Jäger-Bällen wußte man damals noch nichts, und gehören dieselben der Militär-Spielerei an, in welche ein lange andauernder Friede nach und nach die einst so ernste und nationale Idee des Landsturms bis zu dem Grade auflöste, der sie endlich mit dem Andrange des Jahres 1848 spurlos verschwinden ließ.

Jene bereits oben gerügten, uns überkommenen Verweichlichungen haben übrigens auch die hiesige Geselligkeit fast gänzlich ihres früheren, so eigenthümlichen Charakters beraubt. Das pure sang ist längst aus dem Casino geschieden und hat eine exclusivere Stellung eingenommen, und was sonst dieser einst das Haupt so hochtragenden Reunion noch geblieben, wird aller Energie bedürfen, um zwischen Leben und Sterben

wieder ein sicheres Terrain zu gewinnen, auf dem sich sein ehemaliger Glanz neu auffrischen läßt.

Unsere früheren, allen Elementen der sogenannten guten Gesellschaft zugänglichen Bälle, auf denen ein frisches, heiteres Leben in pikanter Mischung auf und nieder wogte, haben sich gänzlich in die Privat-Salons zurückgezogen, in denen sie nun, je nach der Kategorie des Festgebers, unter seltenen Ausnahmen, mehr oder weniger die bleiche Färbung der hier sich beständig wiederholenden Coterieen annehmen.

Nur der Bürgerstand hat einen geselligen Aufschwung durch die Gründung der Bürger-Vereine genommen, die einen eigenthümlichen Contrast zum Casino bilden, dessen trübe Beleuchtung Abends bereits am Verlöschen ist, wenn dort die glänzende Fensterreihe des Mühlens'schen Palastes erst recht beginnt, ihre strahlende Hellung auf die Vorübergehenden zurückzuwerfen. — Die Bürgerschaft hat dem Zustandekommen dieser Vereine im großartigen Maßstabe in der That bedeutende Concessionen zum Opfer gebracht; ob jedoch in den weiten Räumen derselben die alte frühere Gemüthlichkeit mit eingezogen ist, möchte ich darum bezweifeln, weil dieselbe überhaupt mehr und mehr aus der Oeffentlichkeit zu verschwinden scheint.

Früher baute sich dieselbe hier gar mancherlei Hütten, über welche die Erinnerung selbst bis zu jenen alten Trinkstuben hinaufreicht, die einst hier eine so einflußreiche Rolle spielten. Später gingen wohl aus denselben jene einzelnen College hervor, von denen einige die alten Gewohnheiten und mit ihnen auch wohl das Philisterthum selbst bis auf mehrere Generationen übertrugen. Eine Hauptursache ihres dauernden Bestehens mochte wohl in den politischen Verhältnissen begründet sein, die einestheils die Bürger in engeren Kreisen zusammenhielten, um nach Umständen deren Einfluß in dieser oder jener Richtung zu concentriren, andererseits aber auch eine freiere Meinungsäußerung gestatteten, als es, bei dem öfteren Wechsel der hier herrschenden Gewalten, Mancher öffentlich zur Schau zu tragen für gut hielt.

Den originellsten Charakter des damaligen geselligen Lebens trugen hier unstreitig jene bereits oben erwähnten Schoppen-Clubbs der verschiedenen renommirtesten Gasthäuser, von denen die des Weidenhofes,

des Schwanen, Römischen Kaisers und des Weidenbusches, sowie auch des Alten Schwabens obenan standen. Alles, was mit dem so regen Verkehr in diesen Häusern in irgend einer Vortheil bringenden Beziehung stand, oder sonst sich behaglich darin fühlte, versammelte sich dort wöchentlich einigemal, um sich durch den Genuß eines Schoppens zu erheitern oder seinen pflichtschuldigen Tribut abzutragen, und es konnte nicht fehlen, daß sich aus dieser bunten Mischung der verschiedenartigsten Interessen für die beobachtenden Zuschauer ein höchst charakteristisches Bild zusammenstellte.

Eine jede dieser originellen Gesellschaften hatte ihre besonderen Wortführer, unter denen sich natürlich diejenigen am meisten Gehör zu verschaffen wußten, die es verstanden, durch Witz und Humor die Lacher auf ihre Seite zu ziehen. Dabei spielte auch der Wirth eine Hauptrolle, die mitunter um so einflußreicher war, jemehr sich die Persönlichkeit desselben durch ein verständiges Benehmen geltend zu machen wußte. In den damaligen kriegerischen Zeiten, wo die darauf bezüglichen Bewegungen jeden Augenblick etwas Neues brachten, was meistens den Weg seiner Verbreitung zuerst durch die Gasthäuser nahm, hatte der Inhaber eines solchen eine schwerere Aufgabe zu lösen, wie heut zu Tage. Der ganze Organismus dieser großen Herbergen, nicht blos des Fremden-, sondern auch des Waarenverkehrs, war ein anderer, und ihr Einfluß auf den Handel, das öffentliche Leben und die erwerbenden Classen von weit entschiedener Bedeutung wie heute, wo sie meistens mehr den Charakter großer **Hôtels garnis** und **Restaurants** angenommen haben.

Besonders zeichnete sich in diesem Sinne der Weidenhof aus, dessen Inhaber, Johann Carl Schnerr, mir stets als das Bild eines vollkommenen Wirths in der Erinnerung geblieben. Ohne jenen Servilismus gegen seine Gäste, der nur mit der Zeche liebäugelt, widmete er ihnen die redlichste und wohlgemeinteste Aufmerksamkeit, und sein grades, offnes und verständiges Benehmen bei allen Gelegenheiten, wo es galt, den uneigennützigen Bürgersinn zu bethätigen, verschaffte ihm einen so hohen Grad von öffentlichem Vertrauen, daß die allabendlichen Verhandlungen seiner Schoppen-Gesellschaft sich wirklich zu einer

Art Autorität erhoben, die seinem Einflusse nicht fremd blieb. Dabei lenkte er mit seinem klugen, Alles übersehenden Blick die aufmerksamste Bedienung der langen, von Gästen dicht besetzten Tafel, an deren Mitte er an der Seite des, die Unterhaltung belebenden Elements, des Palais-Verwalters Dehnhardtner, zu präsidiren pflegte, und ein Kellner aus seiner Schule brauchte um sein weiteres Fortkommen nicht besorgt zu sein, wenn er sich die Zufriedenheit dieses Meisters in seinem Fache erworben.

Uebrigens war das Bedürfniß allabendlicher Zerstreuungen außer dem Hause noch bei weitem kein so unabweisliches unter der Bürgerschaft wie heute. Der Ernst der Zeit hielt die Familie zusammen, die mit dem Feierabend-Geläute Meister und Gesellen um den historischen Kartoffelsalat versammelte, der jetzt freilich nur noch in spöttelnder Erinnerung steht. Nach der neunten Stunde, besonders zur Winterszeit, pflegte es schon sehr ruhig auf den Gassen zu werden, und nur hie und da ließ sich das warnende Schellchen der Hausthüren vernehmen, das die Kommenden und Gehenden annoncirte.

Für die Wirthe und Weingärten innerhalb der Stadt war der damals noch übliche Einlaßbatzen an den Thoren, der je nach der Jahreszeit früher oder später am Abend erhoben wurde, eine sehr ergiebige Quelle. Die Bürger scheuten diese kleine Abgabe, weniger der beschränkten Freiheit, als des Betrags wegen, der bei einer zahlreichen Familie das Vergnügen allerdings um so viel vertheuerte. Da war es nun vor Allem der „Schneidwall", der an schönen Tagen seine Ernte hielt. Seine durch eine Brücke mit der Main-Insel (damals Mühlschanze) in Verbindung stehenden Gärten gewährten durch ihre erhöhte Lage, als ein Theil ehemaliger Befestigung, eine überaus reizende Aussicht auf den Main, und die trefflich organisirte Gartenwirthschaft wußte zu sehr mäßigen Preisen ihre zahlreichen Gäste auf das beste zu befriedigen. Dieses eigenthümliche Etablissement gehörte unstreitig zu denen, welche die damalige Frankfurter Geselligkeit am interessantesten charakterisirten, und in seiner Art ist es selbst von unserer heutigen Mainlust nicht übertroffen, die mit Recht zu den öffentlichen Orten zählt, die noch eine gewisse nationale Färbung an sich tragen.

Von den großartigen Ausflügen per Eisenbahn, die an jedem Sonntag Tausende von Menschen und Gulden in die weiteren Fernen der Umgegend führen, hatte man noch keine Ahndung. Die Braumann'schen Pfannenkuchen in Hausen und der Schäffer'sche Aepfelwein in Ginheim genügten noch vollkommen als Ziel ländlicher Excursionen, wenn sich dieselben weiter als auf unseren nahe gelegenen Wald erstreckten. Hier aber war es besonders das Forsthaus, was den beliebtesten Sammelplatz der bemittelteren Stände bildete. Und dazu trug vor Allem die Wirthin desselben, die Frau Oberförsterin Vogel, rühmlichen Andenkens, bei, die mit seltenem Geschick und mit einem anerkennenswerthen Takt die Wünsche und Bedürfnisse des hier sich zahlreich versammelnden Publikums zu befriedigen verstand.

An jedem Sonntage war hier eine zahlreiche und glänzende table d'hôte zu finden, wozu sich die Theilnahme meistens schon Tags zuvor anmeldete. Eine weit buntere Menge aber strömte zu Roß und Wagen nach dem Essen herzu, so daß an schönen Tagen hier die elegante Welt von Frankfurt mit einem Blick zu überschauen war. Eine derartige concentrirte öffentliche Geselligkeit trägt ungemein dazu bei, der Physiognomie einer größeren Stadt jenen Ausdruck zu verleihen, der um so interessanter wird, je weniger das sich Verflachende einer nationalen Gesinnung darin abgespiegelt ist.

Eine der wichtigsten und einflußreichsten Rollen im Gebiete öffentlicher Unterhaltung war jedoch zu jener Zeit unstreitig dem hiesigen Theater zugewiesen, das nach mehreren durchlaufenen Stadien in ähnlicher Weise wie gegenwärtig in den Besitz einer Actien-Gesellschaft übergegangen war. Eine vergleichende Untersuchung der damaligen und heutigen Verwaltung dieser Kunstanstalt würde für die gewandte Feder eines sachkundigen Zeitgenossen ohne Zweifel reichen Stoff zu pikanten und belehrenden Ergebnissen bieten; hier jedoch lassen sich nur einige flüchtige Betrachtungen im allgemeinen daran knüpfen.

Die Geschichte des Theaters bildet eins der interessantesten Capitel der Civilisationsgeschichte. Die Glanzpunkte beider fallen in die Zeiten, welche ihnen die Männer erscheinen ließen, die ihren verschiedenen Perioden zum Durchbruch verhalfen. Die Früchte jener Blüthenzeiten

nun zu sammlen, zu erhalten und vor Entartung zu schützen, ist die Aufgabe der Gegenwart. Wir thun Unrecht, sie anzuklagen, daß sie uns nicht ebenfalls ihre Lessing, Göthe, Schiller u. s. w. erzeugt. Sie hatten ihre Zeit, und gleichwie „Theklas" Geisterstimme könnten auch sie uns im Rückblick auf ihren Frühling zurufen:

Wollt ihr nach den Nachtigallen fragen,
Die mit seelenvoller Harmonie
Euch entzückten in des Lenzes Tagen?
Nur so lang sie liebten, waren sie. —

Andere Sänger müssen kommen; und sie werden nicht ausbleiben, wenn die Zeit des goldenen Kalbes einst vorübergehen und ein neuer Frühling über unser deutsches Vaterland kommen sollte, dem sie ihre Lieder entgegen bringen können.

Die Bühne geht überall ihrer Bestimmung als Bildungs-Institut sichern Schritts entgegen, und auch hier in Frankfurt hat man unlängst die Nothwendigkeit erkannt, sie diesem Ziele näher zu bringen. Aus den Banden eigennütziger Speculation erlöst und der Staatsbehörde aufs wärmste empfohlen, hat diese bereitwilligst das ihrige gethan, ihr eine würdige, mit Glanz umgebene Stätte zu bereiten. Ihre mit allem decorativen Schimmer restaurirten Hallen sind nicht allein von den bisherigen, sie drückenden Belästigungen befreit, sondern das Institut sieht sich auch aus Staatsmitteln so dotirt, daß es unter einsichtsvoller und sachkundiger Leitung zum Schauplatz wahrer Kunst werden, der ihren Jüngern eine ehrenvolle und möglichst sorgenfreie Existenz in Aussicht stellen kann.

Die durch diese Restauration herbeigeführte Auflösung der alten Zustände mußte allerdings eine Uebergangsperiode veranlassen, die sich nicht ohne mancherlei Schwierigkeiten wieder ins Gleichgewicht bringen ließ. Unser Publikum hat jedoch einen so richtigen Takt und eine Nachsicht dabei bewiesen, die es der Intendantur und dem ihr beigegebenen Ausschuß der Actionäre nicht allzu schwer machten, die entgegenstehenden Hindernisse zu überwinden. Neue und meistens sehr anerkennungswerthe Kräfte haben die fühlbarsten Lücken ausgefüllt; ein zahlreiches Publikum strömt herbei, ihren Leistungen Beifall zu spenden; die Directoren

haben Muße gehabt, die Fülle der ihnen zu Gebote stehenden Erzeugnisse dramatischer Kunst und Poesie zu sichten, sowie die Erfahrungen einer langjährigen Praxis zu Rathe zu ziehen, und so scheint uns nun der Moment für sie gekommen, ihre Befähigung zu documentiren, unsere so wohlausgerüstete Bühne ihrem Glanzpunkte zuzuführen.

Nie ist dem hiesigen Theater eine Periode günstiger gewesen wie die gegenwärtige. Nie hat eine Direction die Leitung desselben unter glänzenderen Aussichten übernommen, und wenn die früheren Unternehmer es verstanden, unter bei weitem schwierigeren Verhältnissen ihr Publikum dennoch mehr oder weniger zu befriedigen und dabei auch ihre eigene Rechnung zu finden, so hat die Gegenwart ein um so begründeteres Recht, auf den vollkommensten Leistungen und überhaupt auf einem Theaterzustand zu bestehen, der den gerechten Anforderungen an die Kunst in jeder Beziehung entspricht.

Dazu freilich reicht eine bloße Theater-Autocratie nicht aus, die sich darin gefällt, selbst den wohlgemeintesten Mahnungen der Kritik einen stoischen Gleichmuth entgegenzusetzen; sondern es bedarf dazu jener einsichtsvollen Leitung des Instituts, die es versteht, durch ein mit Geschmack und Kenntniß gewähltes Repertoir, durch eine richtige Verwendung der vorhandenen Talente und sorgfältige Ueberwachung aller Leistungen ein Zusammenwirken herzustellen, das in jeder einzelnen Darstellung das Bestreben erkennen läßt, ein harmonisches Kunstwerk herzustellen. Das war es auch, was man durch die so warm befürwortete Intendanz zu erstreben hoffte, und wenn die gegenwärtige Führung unserer Bühne diesem Ziele fern bleibt, so trifft sie eine um so schwerere Verantwortung, da ihr alle Mittel im reichsten Maße zu Gebote stehen, dasselbe zu erreichen.

Was richtiger Takt, Fleiß und Umsicht selbst mit weit geringeren Mitteln zu leisten vermögen, das hat sich in jenen früheren Zeiten bewiesen, wo die Leitung unseres Theaters ebenfalls unter Oberaufsicht eines Ausschusses der Actionäre, dem damaligen Director Ihlee und dem Capellmeister Schmidt anvertraut war, welchem Letzteren das Verdienst gebührt, der Begründer unserer Orchestertüchtigkeit gewesen zu sein. Beide verstanden es vollkommen, das Möglichste aus dem zu

machen, was ihnen zu Gebote stand, und so beschränkt sie sich auch in dieser Beziehung sahen, so vermißte man bei ihren Leistungen wenigstens doch nicht die Weihe der Kunst.

Mit dem lobenswerthesten Eifer und meistens mit entschiedenen Erfolgen wirkten Werdy, Otto, Lux, Haas, Leißering, Heigl, sowie die Damen: Vohs, Großmann, Haßloch, Heinemann und Andere, im Drama. Auf der anderen Seite wußte Capellmeister Schmidt die bescheidenen Kräfte seiner Oper so zu schulen, daß sie wenigstens nie reizlos erschienen, obgleich er bei weitem nicht über die individuellen Tonkräfte der heutigen Zeit zu gebieten hatte. Hill (Tenor), Krämer (Bariton), Berthold (Baß), Lux (Komiker), Leißering u. s. w. waren eben so geübte Sänger wie treffliche Mimen, und die Sängerinnen Mad. Urspruch, Dems. Brandt, Schaffraneck u. s. w. trugen nicht weniger dazu bei, ein Ensemble herzustellen, das, vor allem durch ein trefflich eingeschultes Orchester gehoben, schon damals unserer Oper eine wohlverdiente Reputation verschaffte. Wenn demungeachtet das Institut insofern nicht prosperirte, als die Actionäre stets sehr bedeutende Zuschüsse zu leisten hatten, so lag das in der Ungunst jener Zeit, die uns ernstere Aufgaben zu lösen gab, als unser Theater im Gleichgewicht zu erhalten. Daß es aber trotzdem darin erhalten wurde und man die Opfer dazu nicht scheute, gibt dem Kunstsinne der bemittelteren Stände, welche dieselben damals allein zu bringen hatten, gewiß ein sehr ehrenvolles Zeugniß.

Aber die Ungunst und der Ernst der Zeit lastete außerdem nicht minder schwer auch auf allen sonstigen hiesigen Verhältnissen, und ich kann diesen Abschnitt meiner Erinnerungen nicht schließen, ohne denselben nicht noch durch einige dahin gehörende geschichtliche Momente zu illustriren, die, wenn auch wohl schon längst in Vergessenheit gerathen, immerhin noch verdienen, unserer überschwenglichen Gegenwart als interessante Contraste gegenübergestellt zu werden. Der sich zu einer so fabelhaften Höhe aufgeschwungene Weltschwindel hat auch unserer guten Vaterstadt nach und nach ein so zuverlässiges Selbstvertrauen inspirirt, daß es, bei der uns fortwährend umgebenden politischen Gewitterschwüle, nicht schaden kann, einmal wieder daran zu erinnern, wie tief der Barometer des

ersteren vor noch nicht allzulanger Zeit hier gestanden, und wie nöthig es auch selbst bei den Segnungen des Fortschritts thut, das Woher? und Wohin? nie allzusehr aus den Augen zu verlieren.

Unter den mancherlei darüber gesammelten Curiosas besitze ich auch ein Document, das als ein merkwürdiges Beispiel dient, was der damaligen patriotischen Gesinnung zugemuthet werden konnte. Es ist dieses nämlich jene wohl kaum auf unsere Zeit gekommene, nichts destoweniger denkwürdige Verordnung hohen Raths vom 19. November 1805, worin die Nothwendigkeit dargethan ward, die Stadt durch die baldigste Abtragung der Befestigungswerke vor ferneren Belagerungen und den damit verbundenen Gefahren zu schützen. Nichts erschien einleuchtender, als die dafür angeführten Gründe, die jedenfalls bei weitem alles überwogen, was gegenwärtig für unsere so vielfach angefochtene Verbindungsbahn in die Wagschale gelegt wurde; aber so erschöpft müssen damals die Mittel der sonst so florirenden Reichsstadt gewesen sein, daß die Väter derselben die Bestreitung der Kosten von Seiten des Staats für ganz unmöglich hielten. Heut zu Tage würde man nur eine Unbeholfenheit darin erblicken, ein so dringendes Bedürfniß nicht sofort durch ein Anlehen zu decken; damals aber war es weder so leicht, noch war man so geübt darin, Schulden zu machen, und somit griff man im patriarchalischen Vertrauen zu dem am nächsten liegenden Mittel, das heißt, man forderte merkwürdiger Weise die löbliche Bürgerschaft auf, selbst Hand ans Werk zu legen und quartierweise mit Hacken und Schüppen zu erscheinen, um unter Anleitung dazu bestellter Techniker die Wälle zu ebnen und die Gräben auszufüllen. — So barock ein derartiges Ansinnen heute auch wohl klingen mag, so wurde demselben doch effektiv Folge geleistet, und damit der Beweis geliefert, wie die Uebereinstimmung zwischen Rath und Bürgerschaft selbst umfassendere Zwecke mit verhältnißmäßig geringen Mitteln förderte, und darum Ehre dem gegenseitigen patriarchalischen Vertrauen, auf welches hin eine derartige Verordnung erlassen und, wenigstens theilweise, auch vollführt wurde.

Ein anderes ähnliches Aktenstück schildert uns eine jener oft so sorgenvoll überstandenen Finanznöthen, vor deren Wiederkehr uns der

Himmel bewahren möge. Diesmal wurde dieselbe durch die der Stadt am 4. Februar 1806 von Marschall Augereau bei seinem Einzug mit 9000 Mann, ohne alle weitere Begründung als den Befehl des Kaisers, auferlegte Contribution von vier Millionen Francs veranlaßt, und die Verhandlungen hohen Raths mit der Bürgerschaft darüber beweisen, wie empfindlich diese Verlegenheit für beide gewesen sein muß. In unserer Zeit scheint dergleichen allerdings fast außer den Gränzen der Denkbarkeit zu liegen; immerhin mag es jedoch für die gegenwärtige Generation nicht ohne Interesse sein, wenigstens eine Vorstellung davon zu bekommen, wie dergleichen Calamitäten ganz unerwartet kommen können und mit welchem kurzen Verfahren solche nicht so leicht zu überwindende Verhängnisse damals eingeleitet wurden. Ein kurzes Handbillet reichte dazu aus, und das des Herrn Marschalls lautete wie folgt:

Meine Herren!

Es ist mir durch meinen Souverain, den Kaiser der Franzosen und König von Italien, befohlen, an die Stadt Frankfurt eine Contribution von Vier Millionen Francs zu fordern. Da ich keineswegs zweifle, meine Herren, daß Sie allen guten Willen bezeigen werden, um die Absicht Ihrer Majestät zu erfüllen, so fordere ich Sie auf, sobald als möglich jene Summe in die Hände des Herrn General-Cassirers der großen Armee abzuliefern. Herr Garau, Revüe-Inspektor, welcher Ihnen das gegenwärtige Schreiben zuhändigen wird, ist beauftragt, meine Herren, mein Organ bei dem Rath zu sein und sich mit Ihnen über den Gegenstand der Mission, die ihm anvertraut ist, zu vereinigen. Ich habe die Ehre, mit Hochachtung zu sein

Darmstadt, den 4. Februar 1806.

Der Reichsmarschall:
Commandant en chef du 7e corps de la grande armée,
Augereau.

Soviel Anstrengungen nun auch gemacht wurden, diesen durch nichts verschuldeten so empfindlichen Schlag durch Vorstellungen und Deputationen aller Art abzuwenden, so half das doch Alles nichts; im Gegentheil wurde die Forderung mit der Drohung unterstützt, weitere

10,000 Mann Einquartirung, nebst einem Spital von 400—500 Betten in die Stadt zu legen. Alles, wozu man sich verstand, war eine für die Hälfte der Summe zugestandene Frist, wogegen zwei Millionen sofort eingezahlt werden mußten.

Die desfalls erlassene Verordnung vom 7. Februar 1806 verbreitet sich in merkwürdiger Weise über den erschöpften Zustand des Staatsschatzes und spricht die trostlose Ueberzeugung aus, daß ohne die patriotische Mitwirkung der Bürger derselbe nicht zu bewältigen sei. Es wurde daher ein 5procentiges Zwangs-Anlehen ausgeschrieben und Jedermann dringend aufgefordert, nach Kräften daran Theil zu nehmen, ja selbst in Ermanglung baaren Geldes sein ungemünztes Gold und Silber, also auch sogar das zum Hausrath gehörige Silberzeug, dazu einzuliefern.

Die von dem Patriotismus der Bürger gehegten Erwartungen täuschten übrigens nicht; die Zahlung der zwei Millionen Francs wurde binnen acht Tagen geleistet, womit man sich nun dem süßen Wahne hingab, auf dem Wege der Unterhandlung den Nachlaß des Restes der Contribution erwirken zu können. Vergebliche Hoffnung! Die der Stadt Frankfurt zugedachte Catastrophe war bereits beschlossen, und man hielt nur die Gelegenheit fest, ihr vor Eintritt derselben noch einen kleinen Aderlaß zu appliciren. Am 27. Mai mußten die restirenden zwei Millionen bezahlt werden und drei Monate darauf nahm Fürst Primas Besitz von Stadt und Gebiet.

Wer lächelt heut zu Tage nicht über die Sorge um vier Millionen Francs! Aber sollte sich jemals Schiller's bekannter Spruch:

„Mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten"

auch an uns einst wieder bewahrheiten, so würde man sicher mit Schrecken gewahren, wie auch in dieser Beziehung die Dimensionen nach allen Richtungen hin seitdem gewachsen sind. —

So schwer nun auch diese über Frankfurt hereingebrochenen Prüfungen sein mochten, so hatten dieselben doch auch wieder ihre für Senat und Bürgerschaft gleich rühmlichen Momente. Nachdem vergebens alle Mittel versucht worden waren, durch Negociationen und Deputationen die Freiheit der Stadt zu retten, mußte man sich endlich

in das Unvermeidliche fügen, und da auch bereits am 15. August 1806 die Nachricht eingegangen, daß Kaiser Franz auf die deutsche Kaiserkrone verzichtet, wurde am 19. August im Senat jene denkwürdige Proclamation an die Bürgerschaft beschlossen, welche der letzteren verkündete, was über sie verhängt sei. Mit jenem sich selbst bewußten Freimuth wurde darin gesagt, daß „von Seiten der Regierung nichts versäumt worden sei, die Pflichten gegen Kaiser und Reich stets gewissenhaft zu erfüllen, wie auch das Ansehen, Vermögen und den Credit der Stadt im In- und Auslande aufrecht zu erhalten. Könne man der über dieselbe verhängten Gewalt nicht widerstreben, so beruhige doch die Ueberzeugung, daß weder eigene Schuld noch Mangel an Gemeinsinn der Freiheit dieses Ende bereitet, und Frankfurt gebe dieselbe mit dem Bewußtsein auf, daß es bei den mannigfaltigsten Prüfungen die seltenste, zu jedem Opfer bereite Vaterlandsliebe bewährt habe u. s. w."

Dieses merkwürdige Aktenstück im Angesicht der hier anwesenden französischen Heeresmacht verfehlte nicht, den Zorn sowohl des zur Uebergabe beorderten Commissärs Lambert, als auch des die Truppen commandirenden Marschalls Augereau in heftigster Weise zu wecken. Kirchner meint zwar, der Zorn des Letzteren sei nur fingirt gewesen; nach den darüber vorhandenen Akten aber ließ derselbe die beiden regierenden Bürgermeister zu sich entbieten, verriegelte bei ihrem Eintritt die Thüren und überhäufte sie hier mit den heftigsten Vorwürfen. Er verlangte, binnen vierundzwanzig Stunden den Verfasser der Proclamation zu wissen, welchem Verlangen jedoch der am 28. August in Extra-Rathsitzung gefaßte Beschluß entgegengestellt wurde, daß die Proclamation den gesammten Rath zum Verfasser habe, der sie zu vertreten bereit sei. —

Diese Energie, an der sich damals Adel, Besitzthum und Intelligenz im Senate so rühmlich betheiligten, machte allen weiteren Folgen ein Ende, denen übrigens der in Aschaffenburg weilende Fürst Primas zum Theil auch wohl schon in begütigender Weise vorgebeugt haben mochte. Demungeachtet kann man auf eine sich so bewährende Hingebung nicht ohne den Wunsch zurücksehen, daß es unserer guten Stadt in allen ähnlichen Bedrängnissen nie an Lenkern ihres

Geschickes fehlen möchte, denen die Geschichte einen eben so muthvollen Patriotismus nachzurühmen weiß. —

Noch eine vierte Antiquität besitze ich, die zur Notiznahme auf unsere Zeit zu kommen verdient, und das ist ein von dem chef de l'état major, Rouger, an den regierenden Bürgermeister (1806) gerichtetes Antwortschreiben, worin er demselben auf die Beschwerde wegen zu großen Prätensionen der Einquartirung die Verpflichtungen gegen dieselben erklärte, die dahin lauteten: daß wenn der französische Soldat täglich 1³/₄ Pfund Brod, Suppe, ¹/₂ Pfund Fleisch, Gemüß und eine Maas Bier erhalte, er Ursache habe, sich zufrieden zu stellen. Bedenkt man nun, wie unzählige Mal sich dieser ziemlich splendide Küchenzettel hier wiederholt hat, so dürfte es für unsere, italienische Nächte durchschwärmenden Zeitgenossen ein interessantes Rechenexempel abgeben, herauszufinden, wieviel Schweißtropfen wohl dazu gehört, die Last einer so kostspieligen Fütterung zu tragen, und wie lange sie in ähnlichen Verhältnissen wohl auszudauern gedächten, ohne nicht zu unterliegen? —

Die Hausfrauen hatten dabei den schlimmsten Stand, denn Küche und Keller mußten natürlich stets in Bereitschaft gehalten werden, die von allen Seiten heranziehenden Krieger aller Waffengattungen zu empfangen, die sich überall wie zu Hause zeigten, wo ihnen eine gastliche Stätte bereitet werden mußte. Damit wechselte denn auch beständig die Szene des öffentlichen Lebens, und der eigenthümliche Eclat, mit dem der französische Soldat in allen seinen Bewegungen aufzutreten gewohnt ist, machte sich bald in dieser, bald in jener auffallenden Weise bemerkbar, die Stoff zu den Neuigkeiten des Tages lieferte.

Die Kaffeehäuser, deren es im Ganzen nur erst viere, übrigens heute noch bestehende gab, waren wie gewöhnlich die Haupttummelplätze der durchziehenden Originalitäten, und wir pflegten uns daher gerne am Abend im Roß (heute Holländischen Hof) einzufinden, um uns die neuen Ankömmlinge näher zu betrachten.

Hier, wo stets die meisten Offiziere verkehrten und sich die alten Kriegscameradschaften erneuten, war ich einst Zeuge einer Begebenheit, die mir wegen ihres tragischen Ausganges noch immer in lebhaftem Andenken geblieben.

Zwei Billardspieler nämlich, ein junger schöner Offizier und ein alter schnauzbärtiger maréchal de logis, beide zu einem frisch eingerückten Regiment chasseurs à cheval gehörig, waren über eine Kleinigkeit in Wortwechsel gerathen. Von Seiten des Offiziers wurde derselbe mit so zunehmender Heftigkeit geführt, daß die ihr entgegengesetzte Ruhe und Kaltblütigkeit des alten Haudegens eine Herausforderung nicht verhindern konnte. Der alte Wachtmeister war sichtlich betroffen über diese ihm so unerwartet kommende Provocation, und in schonender Besorgniß um den jungen Mann versuchte er Alles, ihn zu besänftigen, soweit es sein eigenes verletztes point d'honneur zuließ. Umsonst; der junge Heißsporn konnte das Ende der Partie kaum erwarten, griff dann rasch nach Tschacko und Säbel und rief seinem Gegner ein ungeduldiges suivez moi! zu, dem derselbe nur mit Widerstreben Folge leistete.

Es war ein kalter Winterabend und den mit ihren Secundanten Dahinstürmenden leuchtete ein heller Vollmond auf dem Wege zum Schneidwall, dessen Garten man zum Kampfplatz erwählt hatte. Ich war ihnen mit einigen Bekannten dahin nachgeeilt, doch wurden wir beim Eintritt ersucht, uns in der Entfernung zu halten, um keine Störung zu verursachen. Eine höchst charakteristische Scene begann nun sich vor unseren Augen zu entwickeln, die durch den schauerlichen Reiz ihrer eigenthümlichen Umgebung die Beklommenheit der Zuschauer noch erhöhte. Es lag Schnee im Garten, der im hellen Glanz des Mondes fast Tageshelle auf die näher liegenden Gegenstände verbreitete, während die Ferne sich in den unbestimmten Umrissen der Nacht auflöste. Der alte Mainzer-Thurm in der Nähe schaute aus beschneitem Haupte auf die sich zum ernsten Gange bereitenden Kämpfer, die wir sich entkleiden und mit aufgeschürzten Armen ihre Stellung gegen einander einnehmen sahen. Im nächsten Moment funkelten die blanken, sich kreuzenden Klingen und im Augenblick auch sank schon der junge Offizier schwer verwundet zusammen. Mit einem unwirrischen, das Geschick anklagenden sacré tonnère! warf der Alte den blutigen Säbel klirrend in die Scheide und half seinen Gegner in den Saal tragen, wo er aufs Billard gelegt wurde. Man hatte eiligst zum Chirurgus

geschickt, der auch sogleich erschien und die Wunde untersuchte, die sich klaffend quer über die Brust zog und die Lunge verletzt hatte. Der Arzt erklärte sie für unbedingt tödtlich, und nach Verlauf kaum einer Viertelstunde hatte der junge blühende Mann seine übereilte Hitze mit dem Leben gebüßt.

Am andern Morgen sah ich den alten Wachtmeister, der, wie ich vernommen, der beste Schläger im Regiment war, in den Reihen desselben mit militärischem Gleichmuth zum Thor hinausziehen. Bei dem Franzosen haften die Eindrücke derartiger Scenen nicht allzutief, die zu wiederholen er jeder Zeit bereit ist, und in der That waren sie uns hier auch nichts seltenes. Schon kurz darauf war ich in der Nähe des äußeren Gallusthores zugegen, als die Equipage einer Dame, die sich mit ihrer Familie nach ihrem Gartenhause an der Windmühle begeben wollte, von mehreren Offizieren angehalten wurde. Man trug ihr einen schwer verwundeten Dragoner-Offizier entgegen und bat höflichst um die Erlaubniß, denselben im Wagen der Dame zur Stadt bringen zu dürfen. Was war zu thun? Die Menschlichkeit gebot, auszusteigen und die Equipage dem Hülfebedürftigen zu überlassen, der wegen einer damals hier bekannten hübschen Patissière sich am Grünbrunnen auf Tod und Leben geschlagen hatte. Die schönen Patissièren sind hier zwar nicht ausgestorben, doch soviel bekannt, ist bis daher noch keine der in der neueren Zeit hier wieder weilenden ritterlichen Gestalten in Gefahr gekommen, ihr junges Leben unter der Klinge eines eifersüchtigen Concurrenten zu verbluten. —

Neben dergleichen oftmals auch sehr tumultuarischen Scenen, die das fortwährend hier durchziehende fremde Kriegsvolk veranlaßte, machte sich auch das fürstlich Primatische Militär, unter dem Commando des Generals von Zweier, eines Günstlings des Großherzogs, nicht unvortheilhaft bemerkbar. Dasselbe war fast ganz nach französischem Zuschnitt organisirt, und manches ehrliche Frankfurter Bürgerkind diente in seinen Reihen und mußte wohl oder übel den Ruhm theilen, den die französische Kaiser-Armee auf deutschem Boden oder jenseits der Pyrenäen mit unserem Blute erfocht. Daß die Frankfurter Truppen dabei nicht ohne Auszeichnung dienten und sich oftmals, namentlich in

Spanien, als tapfer bewährten, davon zeugte das Kreuz der Ehrenlegion, womit manche Brust geschmückt erschien, ungeachtet der Kaiser eben nicht sehr freigebig gegen seine deutschen Alliirten damit war.

Außerdem aber leistete auch das Bürgermilitär unter dem Commando der vierzehn Quartier-Capitäne in Abwesenheit der Truppen treffliche Dienste bei Besetzung der Wachen oder wo es sonst die Erhaltung der öffentlichen Ordnung erheischte. Wußte diese so einfach auftretende Bürgerwehr auch weder durch glänzende Uniformen noch in sonst einer Weise zu imponiren, so läßt sich doch mehr wie ein charakteristisches Beispiel von ihrem ächten Bürgermuthe erzählen. Das Corps der Urschützen, was sich bereits 1793 in der ernst gemeinten Absicht gebildet, den Dienst auf den Wällen zu thun, wenn die Stadt mit einer neuen Belagerung bedroht werden sollte, erschien noch als die alleinige übereinstimmend uniformirte Infanterie, und zwar in jenen barocken hellgrünen Röcken mit gelben Unterkleidern, die ihm den Spottnamen „Salat mit Eier" zugezogen; um so stattlicher dagegen prunkte die bürgerliche Cavallerie in ihrer dunkelblauen, goldverbrämten Uniform nach altem Schnitt, gelbledernen Beinkleidern, Stiefelmanschetten und goldbetreßtem dreieckigen Hute. Nach ihrer früheren Bestimmung nannte man sie gewöhnlich nur „die Geleitsreiter"; doch fehlte es ihnen damals keineswegs an Gelegenheit, auch ernstere Proben ihrer Dienstbereitwilligkeit abzulegen, und deßhalb standen sie auch bei der Bürgerschaft in gutem Ansehen, und zwar um so mehr, da das Corps meistens aus den Angesehensten derselben zusammengesetzt war. Besonderen Respekt flößte es den französischen Tribulanten wegen Aehnlichkeit seiner Uniform mit jener der französischen Gendarmerie ein, der, wie bekannt, überall der unbedingteste Gehorsam geleistet werden muß.

Im Wandel der Zeit hat diese bürgerliche Wehrkraft seitdem mancherlei Phasen durchlaufen, bis sie zu jener modernen Aeußerlichkeit in Uniformen und paradirenden Aufzügen gelangte, die größtentheils bei der ersten Gelegenheit zerstob, als sich eine ernste Veranlassung zeigte, den militärischen Charakter zu bewähren, den sie so lange zur Schau getragen.

Zum Schlusse meiner Zusammenstellung dieses bunten Lebensbildes füge ich demselben noch eine Gruppe hinzu, die überall und zu allen Zeiten bald unter dieser bald jener Gestalt als eine Plage der Gesellschaft das Gewerbe getrieben, was da zu ernten versucht, ohne gesäet zu haben. Ich meine damit jene Ritter vom Stegreif, zu welchen damals der so berüchtigte Schinderhannes zählte, der durch seine Abenteuerlichkeiten eine Art von Romantik über sich und seine Spießgesellen zu verbreiten wußte. Heut zu Tage ist davon nur noch die rohe Bestialität, verbunden mit einer so abgefeimten Gaunerei und einer Diebsgewandtheit geblieben, gegen welche sich zu schützen weit schwieriger ist, als selbst gegen die damalige offene Gewalt.

Die zu jener Zeit noch so sehr zerstückelten Gerichtsbarkeiten leisteten dem räuberischen Treiben dieser Vagabunden sehr großen Vorschub und erleichterte ihnen die sicheren Zufluchtsstätten, von wo aus ihre Raubzüge unternommen und die öffentlichen Landstraßen unsicher gemacht wurden.

Drei der berüchtigsten dieser Wegelagerer, Damian Hessel, Streitmatter und Fetzer, die ihr Wesen meistens auf dem linken Rheinufer trieben, hatten auch der Stadt Frankfurt eine Probe ihres Unternehmungsgeistes zugedacht, die jedoch durch Zufall verrathen, ihren so lange vergeblich nachgespürten Umtrieben für immer ein Ziel setzte.

Es erschien nämlich auf hiesigem Polizeibureau ein Mann, der seinen Paß nach Mainz visirt zu haben wünschte. Der damalige Polizei-Commissär Dalleus, der ihm denselben abnahm, glaubte in der Miene des Inhabers einige Verlegenheit zu bemerken, und um sich darüber zu vergewissern, erklärte er den Paß für falsch. Das hatte die Folge, daß der Paßträger sich erbot, eine wichtige Mittheilung zu machen, wenn man ihn ungehindert nach Mainz ziehen lassen würde.

Ich weiß nicht, inwiefern man darauf eingegangen; indessen gelangte man auf diesem Wege zu der Anzeige, daß sich der so lange vergebens gesuchte Damian Hessel am nächsten Tage im Gasthause zum Palmbaum auf der Eschenheimergasse bei der table d'hôte

einfinden und wahrscheinlich eine Zusammenkunft mit noch anderen seiner Bande dort haben würde. Kleidung und sonstiges Signalement wurden dabei näher bezeichnet, woraufhin Dalleus am anderen Tage seinen Platz an der Wirthstafel nahm und bald die für ihn freudige Genugthuung hatte, den Damian Hessel im grünen Ueberrock, das Kreuz der Ehrenlegion im Knopfloch und mit dem französischen Uniformshut einer höheren Civilcharge bekleidet, eintreten zu sehen. Seine Arrestation sowie die seiner Spießgesellen erfolgte sofort; sie wurden in sicheren Gewahrsam genommen und der glückliche Fang nach Mainz berichtet, wohin sie abgeliefert werden mußten, da der Schauplatz ihrer Verbrechen meistens zu der französischen Seite des Rheins gehörte.

Diese für die öffentliche Sicherheit so wichtige Arrestation wurde der Frankfurter Polizei sehr hoch angerechnet und machte ungemeines Aufsehen. Ich erinnere mich immer noch, wie die drei Rinaldos unter ungeheurem Zulauf, Jeder auf einen besonderen Wagen geschlossen, an der Hauptwache hielten, von wo aus sie mit zahlreicher Gendarmerie-Bedeckung, den Polizei-Commissär an der Spitze, gleichsam im Triumph nach Mainz geführt wurden. Damian Hessel war früher schon mehreren Arrestationen auf die kühnste Weise entsprungen und schien auch jetzt wieder mit gleicher Zuversicht seinem Schicksale entgegen zu gehen. Für dieses Mal jedoch täuschte ihn dieselbe, denn alle Drei fielen in Mainz nach beendigtem Processe unter dem Messer der Guillotine.

Darf es übrigens für die sittlichen Zustände einer Stadt als ein günstiges Zeugniß angesehen werden, wenn sich Ordnung und Sicherheit darin mit einem verhältnißmäßig beschränkten Polizeiapparat handhaben lassen, so steht das heutige Frankfurt in dieser Beziehung dem damaligen um vieles nach. Uebersieht man das so zahlreiche Personal, was gegenwärtig erforderlich ist, alle die Gebrechen zu überwachen, welche in den verschiedenartigsten Gestalten unter uns auftauchen oder zu uns eingeschleppt werden, so sieht man sich veranlaßt, darin eine Bestätigung zu finden, daß die Moralität leider mit der Verfeinerung der Sitten und dem Aufschwung des öffentlichen Lebens nicht eben gleichen

Schritt hält. Muß man auch dem so Unverhältnißmäßigen des letzteren einen guten Theil der Schuld beimessen, so hat es doch auch in jener Zeit hier nicht an einem lebhaften, der Gaunerei und der Sittenlosigkeit Vorschub leistenden Verkehre gefehlt; doch ist sicher das Raffinement darin, sowie die zahlreichen Abstufungen desselben, erst mit der Abnahme der geprüften tüchtigeren Gesinnung unserer Vorfahren und dem Verlassen ihrer einfacheren Lebensweise, zu der bedauerlichen Höhe gestiegen, die in dieser Progression unserer Stadt einst sicher eine der schwierigsten Fragen zum Erbtheil hinterlassen wird.

In ähnlicher Weise scheint sich auch das hiesige Armenwesen zu gestalten. Erinnert man sich, an wie so Vielen hier in jener bedrängnißvollen Zeit die Noth oft so nahe herangetreten, die alle noch jene wohlthätigen Anstalten entbehren mußten, welche die Humanität seitdem hier ins Leben gerufen, so muß man sich in der That über die Genügsamkeit verwundern, mit der man in diesen Beziehungen Haus zu halten verstanden. Wer wußte damals etwas von dem heutigen segensreichen Wirken des Versorgungshauses, des evangelisch-lutherischen Almosenkastens, der verschiedenen Hülfs- und Wittwencassen, der Heilanstalten für die ärmeren Classen, der Sparcasse u. s. w., und wo dachte man daran, dem heil. Geisthospital, dem Waisenhaus und demnächst nun auch der Irrenanstalt so stolze Räume zu überweisen wie die, welche man ihnen seitdem erbaut? Und mit allen diesen trefflichen Einrichtungen zur Förderung des allgemeinen Wohles scheint die Noth nur mehr und mehr zu wachsen und das Bedürfniß um so viel mehr zuzunehmen, wie dagegen die Sparsamkeit sowohl wie die Dankbarkeit gegen empfangene Wohlthaten abgenommen. —

Auch die so ungemein vermehrte Zahl unserer Advokaten könnte als ein bedauerliches Zeichen, nämlich der verminderten Friedfertigkeit unter uns, betrachtet werden, wenn sich dieselbe auf ein wirkliches Bedürfniß stützte. Bis zu den Jahren 1812—13 theilten sich im Ganzen nur einige und fünfzig derselben in einträglichster Weise in die sämmtlichen hiesigen Rechtshändel, für welche gegenwärtig mehr denn hundert und fünfzig in die Gerichtsschranken treten. Damit hätte sich denn nun auch in diesem Geschäft der G r o ß h a n d e l in einen Detail umgewandelt, der, wie alles seines Glei-

chen, sich nur durch die eigenthümlichen Specialitäten im Flor erhält, womit die Concurrenz sich ihre Kundschaft anzuziehen versteht.

Auch in unserer Gesundheitspflege stellt sich nahezu dasselbe Verhältniß heraus; einige und vierzig Aerzte waren hinreichend, den damals hier so arg herrschenden Typhus sammt den übrigen, durch die aufregenden Zeiten sich gebildeten Krankheitsformen im Zaum zu halten, wogegen jetzt das sich so gesund gestaltete Clima unseres kleinen Staates, das selbst die Cholera von unseren Gränzen fern gehalten, der seitdem sich verdoppelten Zahl dieser Herren so viel Muße gestattet, daß gar manchem derselben hinlängliche Zeit übrig bleibt, sich theils an den politischen Verhältnissen unseres kleinen Staats und dessen Verwaltung eifrigst zu betheiligen oder sich der Literatur, der Poesie und den hiesigen Kunstbestrebungen hinzugeben. Dafür aber zieht seitdem auch ein so bemerkbarer Dilettantismus durch diese Regionen, daß eine kleine Epidemie fast wünschenswerth erscheint, um die Träger des Ersteren wieder auf das ihnen eigenthümliche Feld zurückzuführen.

Hiermit schließen sich meine Erinnerungen aus den ersten zwei Jahren meines Hierseins, die ich über alle Schichten der Gesellschaft und des öffentlichen Lebens zu verbreiten versuchte. Eine Ueberschreitung der Gränzen dieses mir noch vorschwebenden übersichtlichen Bildes damaliger Zeit würde mich zu meinen eigenen Erlebnissen führen, die sich noch in zu engen Kreisen bewegten, um die Wirkung des Dargestellten noch erheblich zu steigern. Läßt nun auch das Ergebniß meiner Aufzeichnungen gewiß noch viele Lücken, so wird man mir doch zugestehen, daß sich die ersten Eindrücke meiner Uebersiedlung hieher in ziemlich frischem Andenken bei mir erhalten. Dazu mag allerdings die für Frankfurt mitgebrachte Vorliebe viel beigetragen haben. Ohne daß ich schon damals hoffen konnte, einst selbst ein Mitglied dieses kleinen Familienstaates zu werden, fühlte ich mich doch so bald hier heimisch und fand so großes Interesse an dessen innern und äußern Entwickelungen, daß ich jetzt noch nur ein Vorgefühl meiner mir bevorgestandenen Zukunft darin erblicken kann.

Ein jener Zeit angehöriger Schriftsteller sagt in einem seiner Werke über Frankfurts ältere Geschichte:

„Fürwahr! nehmt den Fleiß und die Sparsamkeit der „Väter, die Klugheit und den starken Sinn der Vor„fahren und die Begünstigung der Ereignisse von Frankfurt „hinweg; und wir würden längst auf ganz andere Resultate haben „stoßen müssen und niemals auf dem Punkte angekommen sein, „auf welchem wir standen und uns erhalten haben."

Und in der That finde ich in diesem Ausspruche ebenso viel Wahres für die Vergangenheit, wie Bezeichnendes für die Gegenwart und Zukunft. Die darin gegebene kurze Charakteristik nationalen Bürgersinns paßte noch vollkommen auf Frankfurts Bewohner zur Zeit meiner Hieherkunft. Unternehmender Handelsgeist, warmes Gefühl für Recht und Unrecht, Mitleid, Gastfreundschaft und tiefwurzelndes Bewußtsein lang genossener bürgerlichen Freiheit und Unabhängigkeit, waren noch immer die sich am schärfsten ausprägenden Charakterzüge des Frankfurter Bürgers, der zwar das Unabweisbare über sich ergehen lassen mußte, aber noch weit davon entfernt war, seinen Nationalsinn darüber aufzugeben oder zu verleugnen. —

Alle diese Eigenschaften existiren mehr oder weniger auch heute noch unter uns; allein ungeachtet der wieder gewonnenen Freiheit, hat die Masse der Bevölkerung den vielseitigen seitdem auf sie eingewirkten Einflüssen doch schon in so manchen Beziehungen und in einer Weise nachgegeben, die sich mehr und mehr dem Indifferentismus zuneigen wird, wenn ihr nicht Männer erwachsen, die den alten Geist in veredelter Gestalt neu zu wecken und zu beleben verstehen. Die herangewachsene Generation wird in den hier entworfenen Schilderungen freilich nur das ehemalige Philisterthum belächeln; aber mag es auch sein, daß die Entfaltungen des Fortschrittes nicht mehr unter den engen Gesichtskreis damaliger Zeit zu bringen sind, so müssen doch auch die weitesten Ausschreitungen einer freieren Bewegung wieder eine gewisse Begränzung finden, wenn dieselbe nicht auch über das noch Haltbare des Dagewesenen rücksichtslos hinwegschreiten soll, und darum kann die zeitweilige Auffrischung des Bildes unserer Vergangenheit nicht schaden, damit wenigstens die Schule desselben nicht gänzlich verloren gehe.

(1812—1816.)

Nach einem fast zweijährigen Aufenthalt in Frankfurt sollte sich mir endlich im Laufe des Jahres 1810 einer meiner liebsten, längstersehnten Wünsche erfüllen. Meine zweitälteste Schwester nämlich hatte weit früher wie ich Berlin verlassen, um zu ihrer Tante, Schwester meiner Mutter, zu gehen, die als eine begüterte Wittwe zu Gummersbach, einem Oertchen des damaligen Großherzogthums Berg, Napoleonischen Andenkens, lebte. Sie hatte sich seitdem dort verheirathet und mein Verlangen, sie einmal wieder zu sehen und damit zugleich ihre neuen Verhältnisse und den Zuwachs der Familie näher kennen zu lernen, war um so größer, da wir Beide uns unter den Geschwistern stets am nächsten gestanden und seit unserer Trennung einen lebhaften Briefwechsel miteinander unterhielten.

Dieser Besuch führte mich in ein Erdenwinkelchen, so still und abgeschieden vom Geräusche der großen Welt, so anmuthig mit seinen waldbekränzten Bergen, duftenden Thälern und kühlen Bächen, und so einfach in den Sitten seiner Bewohner, daß ich den Besuch desselben immer noch als die Idylle meiner Erlebnisse betrachte. Jemehr jene im Allgemeinen aus dem Leben verschwindet, das, gleich einem schwellenden Strome daherbrausend, mehr und mehr die Poesie seiner Begränzungen überfluthet: je lieber blicke ich jetzt auf die einfache Naivität jener Episode zurück, deren Bild sich um so mehr in der ersten Frische seiner Auffassung bei mir erhalten, da ich mich ja selbst darin immer wieder unter der jugendlichen Staffage desselben erblicke.

Ich kann daher dem Drange nicht widerstehen, es hier noch einmal an mir vorüber gehen zu lassen und damit zugleich unserer Gegenwart voller Glanz und Wunder einen Spiegel vorzuhalten, wie so wenig die im Abtreten begriffene Generation einst bedurfte, um ihren Ansprüchen auf Lebensgenuß zu genügen. —

Es war hoher Sommer und ich hatte meinen Weg über die nassauischen Berge nach Montabaur und Hachenburg zu genommen, wo zwar die Welt noch nicht, wohl aber die geebnete Heerstraße damals schon ein Ende hatte und eine Unwegsamkeit ihren Anfang nahm, die ein schnelleres Erreichen meines Zieles durch Post oder Hauderer gänzlich unthunlich machte. Diese noch so unchaussirte Natur erschien mir übrigens keineswegs als ein unangenehmes Hinderniß: im Gegentheil wurde sie mir zur Quelle vielseitigen Genusses, der mir, im märkischen Sande aufgewachsenen, in so frischer grüner Fülle bisher noch nicht geboten worden war. Nicht daß hier von großartigen Scenerien die Rede gewesen wäre, ohne welche unsere heutigen Touristen nicht mehr zu befriedigen sind, reichte vielmehr gerade das Anspruchslose und dabei doch so Anmuthige dieser Höhenzüge schon vollkommen aus, meiner noch nicht verblasirten Genügsamkeit jeden Hohlweg und jeden Waldbach, im Lichte malerischer Anschauung erscheinen zu lassen.

In solcher Stimmung hatte ich das geschichtlich nicht uninteressante und hübsch gelegene Hachenburg erreicht, wo ich im Gastzimmer eine nicht minder pittoreske Gesellschaft beim Nachtessen versammelt fand. Sie gehörte meistens zu jenen Rittern von der Tafelrunde, die damals so häufig auf ihren mit schweren Mantelsäcken bepackten Rossen die Landstraßen illustrirten und als sogenannte „Musterreiter" nicht minder wie einst jene Paladinen auf Wegelagerung auszogen, nur daß sie ihre Kunden in viel friedlicherer Weise zu brandschatzen wußten.

Damals waren sie noch die Seelen des merkantilischen Lebens, weshalb denn auch nicht selten die Principale selbst diese wichtige Rolle übernahmen; meistens aber waren es die Söhne derselben, die sich in diesem Wirkungskreis ihre Sporen zu verdienen hatten.

Ich flocht mich in ihr Gespräch, was mir die Meisten als der nahen Umgegend angehörende Handelsleute verrieth, und als sie das

Ziel meiner Reise und damit erfuhren, daß dieselbe einem Besuche bei meinem Schwager Daniel Heuser zum Zwecke habe, da wurden ihre breiten westphälischen Mienen noch einmal so freundlich und Jeder von ihnen war bemüht, dem Verwandten eines, wie ich mich hier freudig überzeugte, ebenso bekannten, wie geachteten Mannes, mit Zuvorkommenheit das weitere Fortkommen durch diese so höckerichte Romantik möglichst zu erleichtern. Sofort wurde der Wirth veranlaßt, mir seine Bergchaise, eine Art breitspuriges, gegen das Umwerfen auf diesen, mit tief ausgefahrenen Geleisen so gesegneten Straßen, eingerichtetes Cabriolet von vorweltlicher Physiognomie zur Verfügung zu stellen, das mich nach Hamm a. d. Sieg geleiten sollte, wohin man mir Empfehlungen mitgab, die weiter für mich sorgen würden.

Dieses so biedere Entgegenkommen von mir bisher fremd gewesenen Männern war noch ganz im Charakter damaliger Zeit und machte einen ebenso wohlthuenden Eindruck auf mich, als auch sonst die mir damit in Aussicht gestellten, so neuen und abenteuerlichen Reisegelegenheiten meiner Stimmung bestens zusagten und meine Erwartungen spannten.

Freudig bestieg ich demnach am nächsten Morgen zur frühesten Stunde das alterthümliche Fuhrwerk, dessen Lenker, quer auf seinem Gaule Platz nehmend, denselben, nach Fuhrmanns Sitte, mit vielem Peitschenlärmen antrieb und mich Berg auf und ab, durch Dick und Dünn, nach mehreren Stunden glücklich, gleich einer übernommenen Fracht, an die ihm mitgegebene Adresse im Städtchen Hamm ablieferte.

Die letztere verfehlte keineswegs ihre in Aussicht gestellte Wirkung, denn nach herzlichem Empfang und kurzem, aber gastlichen Rasten, stand alsbald ein Pferd sammt einem Boten zu meiner Verfügung, die mich meinem Ziele näher zuführen sollten. Ich konnte, als ich aufsaß, mich nicht eines inneren Jubels über die Poesie meines Zuges erwehren, mit welcher meine jugendliche Empfänglichkeit jeden Wechsel der Situation zu umgeben wußte, wozu es der noch so uncivilisirten Landstraße keineswegs an so mancherlei pikanten Motiven gebrach.

Mein rüstiger Führer, dem zwei muntere Bracken klaffend voransprangen, schritt, den Knotenstock schwingend, tapfer darauf los, und bald hatte uns die auf- und absteigende Straße tiefer in Wald und Büsche versenkt, wobei mir die sich entgegenstellenden kleinen Hindernisse des Weges nnr als ergötzliche Abwechselungen erschienen, um das Einförmige der Heerstraße in unterhaltender Weise zu unterbrechen und einen romantischen Contrast zu jenen flachen Sandwegen zu bilden, die mich früher durch die märkische Sahara führten.

Bald war es ein von den Bergen kommender Waldbach, dessen kühles, von hohen Buchen beschattetes Bette die Fahrstraße bildete; bald eine steile Höhe, die mein wackerer Rappe, sich durch das Dickicht arbeitend, hinaufkeuchen mußte, um mir droben die hübsche Fernsicht über die grünen Kuppen und Thäler der Umgegend zu verschaffen, die sich hier vor uns ausbreitete. Oder es ging in brennender Sonnenhitze über einsame Haiden, auf denen sich nur der Grashupfer behaglich findet, der, sein Liedchen schrillend, von Halm zu Halm springt. Einzelne Hafer- und Kartoffel-Aecker verkündeten uns hie und da die Nähe eines der zerstreut liegenden Höfe, deren Bewohner gewöhnlich über die Hausthüre gelehnt, den vorüberziehenden Fremden mit bescheidenem Gruße neugierig nachschauten, während ihre Hunde uns das klaffende Geleite über das Weichbild des Gehöftes hinaus gaben. Dann wieder war es ein rußiges Hammerwerk, das sich mit weithin tönenden Schlägen schon aus der Ferne ankündigte und den Vorüberziehenden mit Interesse an den rothglühenden Eisenklumpen fesselte, die sich unter den riesigen Hämmern streckten. Einsamer ward dann bald wieder die Straße, durch anmuthige Wiesenthäler führend, deren friedliche Stille nur dann und wann ein von den Bergen herüber schallender Hirtenruf oder die vereinzelten Glockentöne einer weidenden Heerde unterbrachen. Nie aber war mir die Natur frischer und heimlicher erschienen, als hier zwischen diesen Bergen, deren Bewohner sich jeder ein Lieblingsplätzchen ausgesucht zu haben schien, auf dem er sich angebaut und dessen, wenn auch spärlicher Ertrag, für seine Genügsamkeit ausreichte.

Unter solchen lieblichen Bildern und Eindrücken, die ich mir mit der bekannten Weise des hübschen Wetzel'schen Wanderliedes:

„Die Straßen hin und wieder,
Die Berge auf und nieder,
Im Inneren froh und frei;
Mit Wind und Wolken wallen,
Dem Wege zu Gefallen,
Daß er nicht ohne Leute sei" u. s. w.

in Musik zu übertragen versuchte, erreichte ich Waldbroel, wo sich die Romantik meiner Fahrt alsbald noch um einen Grad steigerte, indem sie mich zu meinem weiteren Fortkommen auf die allernatürlichsten Mittel, das heißt auf meine eigenen Beine, reducirte. Das paßte vollkommen, mir die Lust des Reisens in ihren verschiedensten Abstufungen zu gewähren, und so sah ich mich denn auch bald wieder unter dem Geleite eines neuen Führers auf dem Wege nach meiner noch vier Stunden entfernten Bestimmung, überall unter Weges einkehrend, wo mich ein schattiges Plätzchen zum Rasten und die Waldeinsamkeit mit ihren in üppigster Fülle servirten Erd- und Heidelbeeren zur Erfrischung einluden.

So hatten wir uns bereits ziemlich lange zwischen diesen grünenden Bergen hindurchgewunden, als wir endlich einen sich an einem Abhange hinziehenden Waldpfad betraten, der uns im Schatten hoher, dunkler Buchen bei sinkender Sonne in's Freie führte. Wir waren am Ziele unserer Wanderung, und überrascht blickte ich auf das sich hier vor mir ausbreitende grüne Thal, in dem sich zwischen Gärten halb versteckt die Häuser des Oertchens Gummersbach auf das anmuthigste gruppirten.

Ich blieb ein Weilchen stehen, um mich des malerischen Anblicks zu erfreuen, dessen lieblicher Eindruck mir noch heute in so lebhafter Erinnerung geblieben. Die hinter die Berge tauchende Sonne hielt mit ihren letzten Strahlen den aus den tiefer liegenden Häusern aufsteigenden leichten Rauch nieder und verbreitete so jenen eigenthümlichen Duft über die Landschaft, der dem Bilde einer solchen von so wohlthuender Wirkung ist. Von dem noch hell beleuchteten Thurme der um vieles höher gelegenen Kirche schallte gerade in dem Augenblick jenes wunderbar tönende Geläute zu mir herüber, was man in dortiger Gegend „baiern" nennt und das mit seinen, im eigenthümlichen Takt

gehaltenen Glockenschlägen den Vorabend eines Festtages verkündet. Darin mischte sich das friedliche Blöken der von den nahen Bergen heimkehrenden Heerden, sowie die einzelnen dazwischen klingenden Töne ihres Geläutes, was zusammen sich in eine Harmonie auflöste, die von der, mit dem Aroma der duftenden Wiesen- und Haidekräuter durchwürzten Luft, als ein lieblicher Willkomm zu mir herübergetragen wurde. Den Zauber und das Frische dieser reizenden Umgebung in vollen Zügen genießend, stieg ich an einem mit Heckenrosen eingefaßten Pfade abwärts dem Orte zu, wo mir gleich links am Eingange desselben die uralten, dunkelbelaubten hohen Ulmen und Buchen den gastlichen Gruß entgegenrauschten, der mir später hier in dem sich unter ihrem Schatten bergenden Amthause so manche frohe Stunde zu Theil werden ließ.

„Dat is dat Daniel Hüser's Huus"! rief mir in seinem westphälischen Plattdeutsch mein Führer zu und deutete auf ein rechts etwas höher gelegenes, freundlich aussehendes Gebäude, dessen grüne Läden hübsch zu der schwarzen Schieferbekleidung contrastirten, welche seinen oberen Theil bedeckte, während die untere, licht angestrichene Hälfte nur hin und wieder durch die Rebengelände schimmerte, die das Haus umgaben. Ein sorgfältig angebautes Gärtchen nahm die Südseite desselben ein, an dem entlang mich ein aufsteigender Pfad zu der in der Mitte sich theilenden Pforte führte, deren gerade offenstehende obere Hälfte mir den Einblick in das geräumige Innere gestattete. Ein Geländer mit Bänken faßte einen Halbkreis davor ein und die Ausschmückung dieses Raumes mit Blumen und blühenden Sträuchen verrieth mir sofort den Geschmack meiner Schwester, die sich gerne darin gefiel, in dieser Weise ihren Umgebungen eine gewisse heitere Zierlichkeit zu verleihen.

Sie selbst kam bei meinem Eintreten im Hausgang dahergeschritten und ließ, mich erkennend, vor Ueberraschung den Teller mit süßem Reibekuchen fallen, den sie den Kindern eben zum Nachtmahl bringen wollte. Wir lagen einander in den Armen und es dauerte ein Weilchen, bis wir den Eindruck des Wiedersehens nach langer Trennung überwunden hatten. Nun aber ging es an ein Fragen und

Erzählen, und das älteste Töchterchen sah dabei verwundert zu dem unbekannten Ohm hinauf, dem es dagegen ebenso wunderlich vorkam, zu einem ihm noch so neuen Verwandtschaftsgrade gelangt zu sein.

Der Schwager befand sich auf der Reise, aber schon am folgenden Tage sollte ich auch diesen näher kennen lernen. Ich saß mit der Schwester traulich zusammen beim Kaffee in der Geisblattlaube des Gärtchens, als schwerer Hufschlag vom Dorfe herauf schallte, an welchem dieselbe alsbald den Schritt des kräftigen Braunen ihres Mannes erkannte. Bald bestätigte dies der vorausschreitende treue Caspar, der dem Gaul den Stall zu öffnen eilte und gleich darauf reichte mir Herr Daniel, hoch zu Roß, die brüderliche Rechte zum Gartengeländer hinauf. Ich bin so bald nicht wieder einem ähnlichen Ausdruck biederer Rechtschaffenheit und wohlwollenderen Herzensgüte begegnet, als ich hier in dieser hohen, breitschulterigten Gestalt vereinigt sah. Es war durchaus nicht nöthig, diese Tugenden erst durch näheren Umgang an ihm herauszufinden; sie waren so deutlich in seinen Zügen ausgeprägt, daß Jeder sie auf den ersten Blick erkannte und darum war er auch der beste Reisende seines Hauses, denn Jedermann mochte es vorzugsweise gerne nur mit ihm zu thun haben. Dieser Wirkungskreis verlieh ihm außerdem noch eine Welt- und Menschenkenntniß, die so Manchem im Orte zu Gute kam, dem er mit verständigem Rathe zur Seite stand, und das verschaffte ihm die allgemeine Zuneigung in einem Grade, der nirgends eine feindliche Gesinnung gegen ihn aufkommen ließ. Der Name Daniel Heuser war bei einem Jeden mit dem Bilde eines ächten Biedermannes identisch geworden.

Bald sollte ich nun auch nähere Bekanntschaften im Orte machen und mich den übrigen Gliedern der Heuser'schen Familie vorstellen. Peter Heuser Söhne, war die Firma des angesehenen Handelshauses, welches ein einfacher Mann in diesem vereinsamten Oertchen durch seinen Fleiß begründete und das durch die umsichtige Thätigkeit seiner Söhne sich zu einem so großen Flor emporgeschwungen. Die Theilhaber desselben waren die drei Brüder: Georg Heuser, Maire des Orts, Caspar und Daniel Heuser. Der Betrieb ihres Geschäfts

umfaßte theils Manufacturwaaren, theils Indigo, Farbstoffe und Wein. Eine vierte Branche desselben, Colonialwaaren, hatte der Schwiegersohn des Hauses, Herr König, ein Neffe meiner Mutter, für sich übernommen und so wunderbar wirkte der redliche Fleiß und die kaufmännische Umsicht dieser Männer, daß sie den Debit einer weiten Umgegend und selbst entfernteren größeren Handelsplätze an sich fesselten, ungeachtet damals weder eine chaussirte noch selbst eine gut fahrbare Landstraße nach ihrem einsamen Wohnsitze führte. An ihren am Ausgange des Orts, im sogenannten „Baumhofe" gelegenen Waarenlagern hielten fortwährend Fuhrleute, die mit ihren zweiräderigen Karren die ausgefahrenen Hohlwege heraufschlockerten, um Ladung einzunehmen und nach allen Gegenden hin zu verführen, während ihre Reisenden nur heimkehrten, um neue Muster mitzunehmen und frische Bestellungen darauf einzusammeln. Das gehörte noch zu dem Segen der guten alten Zeit, die der Fortschritt noch nicht aus ihrem Gleichgewicht geworfen. Mit dem Ableben der Begründer des Heuser'schen Hauses und dem Eintreten neuer Verhältnisse mußte der damalige Flor desselben allerdings auch dort verbleichen, doch nur, um auf einem andern Wirkungskreise glänzend wieder zu erscheinen; denn Abkömmlinge dieses Hauses zählen heute zu den angesehensten Handelsleuten in Cöln.

So ungekünstelt wie Mutter Natur ihren frischgrünenden Schmuck diesen Bergen und Thälern verliehen, so auch war es jener, an der heutigen Bildung noch nicht irre gewordene natürliche Mutterwitz, durch den sich ihre Bewohner in so einnehmender Weise charakterisirten und der ihnen so mancherlei aus sich selbst zu schaffen lehrte, was dem geselligen Leben zu Gute kam. Dabei bewegte sich das Letztere noch in so einfachen Formen, daß ihm die Probe guter Sitte um soviel leichter wurde. Da wußte man noch nichts von jenen modernen Vereinen, in denen sich die Geselligkeit den Weg durch die Feuerprobe einer öffentlichen Beurtheilung bahnen muß und in deren Kreisen alles andere, nur nicht ihre eigentliche Bestimmung, zu finden ist. Das war hier bei den gemüthlichen Zusammenkünften nicht nöthig, die allabendlich in dem freundlichen Zimmer stattfanden, welches die Besitzerin der Apotheke

den Honoratioren des Ortes dazu eingeräumt. Waren auch vorzugsweise nur ein gutes Glas Wein und eine Partie L'Hombre hier die Hauptstützen der Unterhaltung, so wußte doch auch manch gut angebrachtes Witzwort den Philister zu verscheuchen und der frohen Laune ihr Recht zu gewähren. Hier fand man sich noch ganz auf ähnlichem Terrain, auf dem einst die Gottwerth Müller, Knigge, Claudius u. A. ihre charakteristischen Figuren nach dem Leben zeichnen konnten, zu denen unsere heutigen Novellendichter in unserer blasirten Gegenwart nur noch selten mehr ein Original finden, wenn sie nicht auf die unteren Schichten zurückgehen wollen.

Verstand es nun die öffentliche Geselligkeit, mit ihren Zerstreuungen so genüglich Haus zu halten, so verstand es das Familienleben noch um so mehr, sich damit auf sich selbst zu beschränken; und ich habe in dieser Beziehung den wohlthuenden Eindruck noch nicht vergessen, den mir mein erster Besuch bei dem zweiten Prediger des Kirchspiels, dem Pastor Forstmann, gemacht, der in einer kleinen Entfernung vom Orte auf einer Niederlassung residirte, die sich aus mehreren Bauernhöfen gebildet. Man konnte es noch nicht eigentlich Dorf, nicht einmal Dörfchen, sondern nur eine Ansiedelung nennen, worauf auch ihr Name „Seßmer" deutete. Eben dieser Beschränktheit aber verdankte es den anmuthigen Charakter des Romantischen, der mir während den schönen Sommertagen meines damaligen Aufenthaltes dort um so reizender erschien.

Den Windungen eines Pfades folgend, der neben einem tief ausgefahrenen, mit blühendem Gesträuche überwucherten Hohlwege bergab führte, gelangte man zu einem kleinen, rings von bewaldeten Höhen umschlossenen frischgrünenden Wiesenthale, welches sich die obenerwähnten Gehöfte zum friedlichen Asyl erkoren. Gleich das erste derselben, links am Eingange, war eine Mühle, deren Rad sich unter dem Sturz eines von den dicht dahinter aufsteigenden Bergen kommenden Waldbachs bewegte, dessen Plätschern und Tosen die hier herrschende Stille in wohlthuender Weise unterbrach, während er zugleich dem sich darbietenden romantischen Bilde zur pikanten Staffage wurde.

Der Mühle gegenüber lag etwas tiefer der Pfarrhof; ein zwar nur gewöhnliches, aber doch geräumigeres Bauernhaus, dessen hohes bemoostes Strohdach den alljährig wiederkehrenden Schwalben zur gastlichen Herberge diente.

Schon von Außen bekundete der reinliche, mit Platten belegte Eingang, sowie ein zierliches Blumengärtchen, die Ordnungsliebe der hier waltenden Hausfrau, während die Vorübergehenden den Herrn Pastor stets im Wohnzimmer gleicher Erde am Fenster wahrnehmen konnten, wo er seinen Amtsgeschäften obzuliegen, oder seine Mußestunden mit dem Repariren von Taschenuhren auszufüllen pflegte, welche Liebhaberei seinen Pfarrkindern sehr zu Statten kam. Die bewegliche, damals recht hübsche jugendliche Hausfrau dagegen pflegte, wenn das Gebell eines wachsamen Philares das Nahen eines Fremden verkündete, gewöhnlich selbst eiligst an der geöffneten oberen Hälfte der Hausthüre zu erscheinen, um sich zu überzeugen, wem der nahende Besuch gelten könnte, und sofort denjenigen mit zuvorkommender Freundlichkeit den Weg zum Herrn Pastor zu zeigen, die ein Anliegen hieher führte, oder den Besuch mit Herzlichkeit zu empfangen, der hier in dem Hause des Friedens zu jeder Zeit willkommen war.

Wie oft habe ich das nicht an mir selbst erfahren und wie viel Mal mich hier nicht davon überzeugt, daß Genügsamkeit vor Allem die reichste Quelle häuslichen Glückes ist. Ein prunkloses Zimmer, dessen Hauptzierden die reizenden Bouquets bildeten, welche die kunstfertigen Hände der Frau Pastorin aus Wald- und Wiesenblumen so sinnig zusammenzusetzen verstand, eine kleine Handbibliothek, ein die Harmonie eben hinreichend zusammenhaltendes Clavier, womit der Pastor seine mit Wärme und Gemüth vorgetragenen Lieder zu begleiten pflegte, gewissenhaft vollzogene Amtspflichten und ein mit jener Sparsamkeit besorgter Hausstand, in welchem die Grazie der Hausfrau die geringfügigsten Dinge bis zur Delicatesse zu würzen wußte, reichten vollkommen aus, das liebenswürdige Ehepaar in steter Geistesfrische zu erhalten; und doch hatte die letztere in dieser Einsamkeit die Hauptelemente der ihr dabei von Außen zukommenden Unterstützung

fast nur in der romantischen Scenerie der Umgegend, dem Gesang der Waldvögel und dem Rauschen des Mühlbaches zu suchen.

Und nach eben demselben Maßstabe fand ich in dem Kirchdorfe Gummersbach selbst die meisten der Familien eingerichtet, in denen sich bei einem angemessenen Wohlstande ein darin herrschender Grad von Bildung zur äußeren Anschauung zu bringen trachtete. Ungeachtet der erstere es wohl mancher Hausfrau erlaubt hätte, zu einem sich höher versteigenden Luxus überzugehen, war es doch vielmehr der Geschmack, mit dem man das Unentbehrliche auszustatten verstand, der sich in solchen Haushaltungen vorzugsweise bemerkbar machte. Die Schwester hatte zu dieser Richtung wesentlich beigetragen und die andern Frauen hatten es bald erlernt, mit ihr so darin zu rivalisiren, daß die Sitte der Väter überall mit der Verfeinerung der ersteren Hand in Hand gehen konnte.

So spärlich noch sah sich damals dieses in seiner Einfachheit glückliche Erdenwinkelchen von der Außenwelt berührt, daß selbst zwölf Jahre später, als ich 1826 mit Frau und Kind dasselbe wieder besuchte, es noch als ein Mirakel betrachtet wurde, daß ich den Weg dahin in einer vierräderigen Reise-Chaise gefunden. Freilich bedurfte es dazu auch einiger Leute mit Werkzeugen, um mir stellenweise die Straße zu ebenen; aber die gesellige Bildung ließ sich trotz dieser Unwegsamkeit nicht abhalten, doch dahin zu gelangen und Allem im Orte ihren verfeinerten Anstrich mitzutheilen. Die Mittel dazu trugen ihnen die Boten von Cöln, Elberfeld und anderen größeren Oertern in Körben auf dem Rücken zu, und der von den Bergen der Umgegend herabsteigende Besuch überwand die Schwierigkeiten der Wege zu Pferde, wobei die Damen hinten auf der Kruppe desselben bequem wie auf Stühlen saßen, sich am Reiter im Gleichgewicht haltend, und im traulichen Gespräch die Zeit kürzend, oder sich die Herzen erleichternd, wenn zufällig Amor gerade dabei im Spiele war. — Gastfreundschaft wurde in jeder Hütte geübt und das Fremdenzimmer war überall das schönste im Hause. Zur Kirmeßzeit, die volle acht Tage dauerte, war es für jede Familie ein Bekümmerniß, wenn ihr der Besuch fehlte, der zur fröhlichen Belebung des Dorfes beitragen konnte, und die Ehre des Hauses stei-

gerte sich mit der Zahl der Gäste, die sein wohnlich Dach in Anspruch nahmen.

Sechsundvierzig Jahre sind nun seit diesem jugendlichen dolce far niente dahin geschwunden, dem ich diese Abschweifung gewidmet, die an Inhalt und Interesse inmitten des heutigen, so hoch gehenden Umschwunges aller Lebensverhältnisse freilich kaum mehr den Erinnerungen eines unserer Sextaner an seine Ferienreise noch zur Seite gesetzt werden kann; aber:

Wie weit uns auch das Schicksal trug
Nach Osten und nach Westen;
Da wo noch jung das Herz uns schlug;
Da schien's uns doch am Besten. —

und dies Gefühl mag mir allerdings die Farben zu dem Bilde geliehen haben, dessen Original mir längst im Lauf der Zeiten untergegangen ist.

* * *

Nach längerem Verweilen in dem eben geschilderten Kreise mir mit Liebe zugethaner Verwandten und gemüthlicher Freunde, mußte ich endlich die Idylle wieder mit der Poesie des Berufs vertauschen und mich aufs neue einer Geschäftsthätigkeit zuwenden, die mich diesesmal nach Marburg zu Joh. Christ. Krieger führte, in dem ich das größte Original der damaligen Buchhändlerwelt näher kennen lernen sollte. Ich hatte hier zugleich Gelegenheit, mir ein Stück Universitätsleben anzueignen, über dessen Inhalt sich eine ganze Reihe humoristischer Studien verfassen ließe, wenn dieselben in den Rahmen dieser Blätter paßten, der jedoch vorzugsweise nur den Frankfurter Gesichtskreis umschließen soll. Dahin mich wieder zurück und zugleich in eine Stellung zu versetzen, die mir die Aussicht auf eine stabilere Zukunft eröffnen konnte, war inzwischen die angelegentlichste Sorge meines alten Freundes Willmanns gewesen, und das damalige Ableben des Chefs der alten H. L. Brönner'schen Buchhandlung, Herrn Senators Brönner, hatte eine passende Veranlassung dazu gegeben. Der noch jugendliche Erbe dieses Geschäfts vertraute mir die Leitung desselben, womit sich meine spätere Aufnahme als Theilhaber darin einstweilen vorbereitete.

Dieser neue Wirkungskreis war ganz geeignet, auf meine geschäftliche Laufbahn den vortheilhaftesten Einfluß zu üben, da mir darin nicht allein hinlänglich freie Hand zu selbstständiger Thätigkeit gelassen wurde, sondern ich mich auch mit einem solchen Reichthume interessanter Literatur- und Kunstschätze umgeben sah, wie ihn mir meine seitherigen Verhältnisse in diesem Umfange nicht geboten hatten. Es gehörte ein so kenntnißreicher, dabei aber auch so passionirter Sammelgeist wie jener dazu, von welchem die Gründer dieser vielen literarischen Schatzkammern beseelt gewesen sein müssen, die ich hier vorfand, um alles das zusammenzubringen, womit sie dieselben gefüllt. Zehn Jahre, die ich darin zugebracht, reichten nicht aus, um neben den Geschäften des Tages sich gründlich in diesem großartigen Wesen zu orientiren und deren geeignete Verwerthung anzubahnen, wozu sich der günstige Moment auch erst dann finden ließ, als nach den langangedauerten Kriegsjahren die Literatur wieder frei aufzuathmen begann.

Ich kann nicht unterlassen, hier eine kleine Skizze nach dem Leben aus der Werkstätte einzuschalten, in welcher sich meine hiesige Thätigkeit auf's neue eröffnete. Es wird nicht uninteressant sein, damit zu der ursprünglichen Quelle eines darin angesammelten so bedeutenden Vermögens geführt zu werden, das, nachdem es in langjährigem Fleiß und weiser Sparsamkeit seine soliden Stützen gefunden, wieder im liberalsten Bürgersinn abfloß. Die Brönner'schen Vermächtnisse, von denen hier die Rede, geben gleich den Städel'schen, von Guaita'schen und in neuerer Zeit auch den Kröger'schen in ehrenvollster Weise noch von den ächt patriotischen Gesinnungen Zeugniß, wie solche seitdem im damaligen Geiste hier nicht wieder erschienen, viel weniger von späteren selbst weit colossaleren und gewiß müheloser errungenen Hinterlassenschaften im Verhältniß übertroffen worden sind.

Die Brönner'sche Buchhandlung blickte zu jener Zeit schon auf eine ehrenhafte Existenz von länger denn einem Jahrhundert zurück, in deren Verlauf sie von den Räumlichkeiten der ehemaligen Kirchlichen Commandantur Besitz genommen, welche so lange in dem uralten Gebäude der sogenannten Dechanei hinter dem Pfarreisen ihren Sitz hatte, an deren Stelle sich gegenwärtig das Palais der

Jäger'schen Buchhandlung aufgebaut hat. Dieselbe hatte übrigens mit dieser veränderten Bestimmung keineswegs auch den klösterlichen Charakter abgelegt, der ihr so eigenthümlich geworden und den sie auch noch zur Zeit behauptete, wo sie mir zur Residenz überwiesen wurde. Kein weibliches Wesen wohnte darin und das Personal der Buchhandlung und Druckerei theilte das alte Gemäuer nur mit Käuzen und Fledermäusen, die dem Abends Eintretenden von den hohen Hollunderbäumen des Hofraums herab mit unheimlichen Klagelauten begrüßten.

Auch durch die von einander entlegenen Wohnzimmer zog sich diese gespenstige Physiognomie, und ich betrat die Einsamkeit des meinigen, dessen Aussicht nach dem hinteren Klostergärtchen ging, in der That nie ohne eine heimliche Scheu vor dem möglichen Erscheinen irgend einer Ahnfrau.

In den übrigen Räumen des weiten Gebäudes aber herrschte thatsächlich die geistige Bewegung von Jahrhunderten; denn das erste Stockwerk z. B. beherbergte das große deutsche Bücherlager, welches die Umsicht und Sachkenntniß der Herren Brönner hier angesammelt hatte, und das jeder Citation der eminentesten Geister aller Zeiten auf der Stelle zu entsprechen im Stande war.

Das enge, aber hohe Ladengewölbe ebener Erde dagegen diente gleichsam als Friedhof bereits aufgelöster Geistesthätigkeiten, denn es bewahrte in nie gestörter Ruhe die vergilbten theologischen und juristischen Controversen, alchemistischen Traktate und historischen Antiquarien u. s. w., die seit der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts hier ihrem Stoffwechsel entgegenharrten.

Die heutige Zeit weiß nichts mehr von einer derartigen literarischen Pietät. Die leichte Waare ihrer Pressen verliert sich eben so schnell, wie sie in den Wogen geistiger Sturmfluthen auftaucht, die, wenn sie abgelaufen, selten mehr als aufgewühlten Boden hinterlassen.

Im Hintergrunde dieses typographischen Mausoleums führte eine steile und gebrechliche Hühnerstiege zu dem analogen Comptoir, welches durch eine sogenannte Babelage des Ladengewölbes gebildet, und nur von einem daranstoßenden Gange spärlich erleuchtet; stets das Licht eines hier brennenden ewigen Lämpchens bedurfte, was den alten

Herren zugleich die Bequemlichkeit gewährte, sich die Pfeifen daran anzünden zu können. Der Rauch beider Inflammabilien verhalf den Wänden zu der eigenthümlichen schwarzen Tapete, die dem Comptoir-Personale als Memorandum diente, indem es seine flüchtigen Notizen darauf zu kritzeln pflegte.

Ein mehr wie einfacher Schreibpult nebst ein Paar dazu harmonirenden Comptoir-Schemeln bildeten die Stützen der speculativen Thätigkeit, die sich während eines so langjährigen Wirkens durch unzählige ihnen entschnitzelten Gedankenspäne oder sonstige bezügliche Eingrabungen ein so beredsames Epitaphium darin gesetzt hatte.

Hier nun war es, wo der ehrenfeste Rittmeister der, das Geleit einholenden Cavallerie, Heinrich Remigius Brönner, sammt seinem Bruder, Senator Johann Carl Brönner, im geräuschlosen, aber emsigen Schaffen das bedeutende Vermögen ansammelten, was nicht engherzig in der Kiste verschlossen geblieben, sondern auf vielen fruchtbringenden Wegen meistens wieder den edelsten Bestimmungen zugeführt worden ist. —

Die jüngere Generation meiner gegenwärtigen Collegen wird neugierig nach dem Zaubermittel fragen, welches sich in einer so unscheinbaren Werkstätte zu einem bei weitem größeren Reichthum ansammelte, als es heute ungeachtet der blinkenden Schaufenster und der schönen Augen nicht mehr gelingen will, die hie und da so verlockend dahinter zum Kaufen einladen. Dasselbe lag jedoch einfach in der Zeit, die noch den Spruch: „Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes" auf ihr Banner schrieb. Die Pressen der Brönner'schen Officin waren nämlich fortwährend mit Bibeln, Testamenten, Psaltern, Catechismen, Gebet- und Gesangbüchern u. s. w. beschäftigt, in deren Absatz im Großen das Brünnchen zu finden war, was das Becken der Sparsamkeit nach und nach und so lange füllen half, bis „Stark's Handbuch in guten und bösen Tagen" nicht mehr ausreichen wollte, den schweren Druck der Zeit zu lindern und „Bunian's Reise in die Ewigkeit" den Credit verloren hatte, seit Napoleon die Menschen so massenhaft ohne dieses geistliche Itineraire dahin spedirte.

Außerdem führte noch ein anderes Artikelchen dem Geschäft einen alljährig wiederkehrenden namhaften Umsatz zu, und das war jener, schon aus ältester Zeit stammende Volkskalender, der sich als „der hinkende und stolpernde, jedoch eilfertig laufende und fliegende Rheinische Bote“ fast in jeder Hütte so unentbehrlich gemacht hatte, daß bei seinem Erscheinen zur Herbstmesse jedesmal viele tausend Dutzend davon ihren Weg nach allen Landen nahmen. Er war als die beliebteste Quelle zu betrachten, aus welcher der Bauer und Kleinstädter ihren homöopathischen Antheil an der Politik und den Welthändeln so lange ungehindert zu schöpfen pflegten, bis die Einführung des Kalenderstempels ihrem freien Abfluß plötzlich einen Damm entgegenstellte. Damit erschwerte sich seine Verbreitung mehr und mehr, und da auf der andern Seite das Entstehen der Bibelgesellschaften, welche die Erbauungsbücher massenhaft verschenkten, nicht minder dazu beitrugen, den Debit dieser frommen Literatur ebenfalls bedeutend zu schmälern, so würden die in der eben geschilderten Werkstätte durch „Gottes Wort“ angesammelten weltlichen Güter schwerlich hingereicht haben, im Geiste ihrer Erwerbung und in dem Maße wieder ihre Verwendung zu finden, wie dieses thatsächlich durch den sel. Senator Brönner geschehen ist, wenn nicht dessen weiser Haushalt sie seinen edeln Zwecken zu erhalten gewußt hätte. Noch heute aber stehen seine Vermächtnisse, und namentlich jenes im Senckenbergischen Stifte, wo ihnen so mancher Pfründner ein sorgenfreies Alter zu danken hat, im gesegnetsten Andenken. —

Am politischen Horizonte war es inzwischen immer düsterer und die Zeit in Deutschland zu einer solchen geworden, die in mehr wie einer Beziehung eine eiserne genannt werden konnte. Das mochte wohl mit die Schuld tragen, daß ich bei meiner Rückkehr (1812) die Physiognomie des alten Frankfurts nicht wesentlich verändert fand. Mehrere neue Bauten waren allerdings entstanden und die meisten der alten Kameraden vollends verschwunden, deren Todesurtheil bereits bei meiner Abreise gefällt war. Auch die Umgebungen hatten sich erweitert und namentlich die Promenade verschönert; aber von einem Aufschwunge, den die ehemalige Reichsstadt als nunmehrige Residenz des neuen

Großherzogthums genommen, war noch nichts zu bemerken. Im Gegentheil hatte sie neue und schwere Bedrängnisse erdulden müssen, ohne daß es in der Macht der Regierung gestanden, sie dagegen zu schützen.

Dem Kaiser Napoleon nämlich war jede Beeinträchtigung seines Continentalsystems ein Dorn im Auge und Frankfurt stand in dieser Beziehung nicht zum Besten bei ihm angeschrieben. Sein Unmuth gegen die Stadt brach endlich in dem bekannten Gräuel der englischen Waarenverbrennung über uns aus, welche die Franzosen unter Anführung des Generals Friant im October 1810 hier vollzogen und den die Geschichte als einen Act roher Gewaltthätigkeit bezeichnet hat. Da ich nicht Augenzeuge desselben gewesen, so beschränke ich mich hier nur auf einige nachträgliche Bemerkungen darüber. Der Großherzog spielte unstreitig die bedauerlichste Rolle bei dieser Calamität, in der er sich nur mit der Hoffnung zu trösten wußte, daß es gelingen werde, viele der in Beschlag genommenen Waaren für deutsches Fabrikat auszugeben und sie so vom Untergange zu retten. Seine Abhängigkeit von dem Willen seines kaiserlichen Herrn trat bei dieser Veranlassung ganz besonders zu Tage; doch mochte ihm das klägliche derselben wohl weniger fühlbar sein, da er längst schon seine deutsche Gesinnung gegen ein unbegränztes Vertrauen auf die Unwandelbarkeit der Napoleon'schen Herrschaft vertauscht hatte.

Einer solchen Rathlosigkeit von oben gegenüber ist um so mehr hervorzuheben, wie sich der hiesige Handelsstand in diesen so schwierigen und bedrohlichen Verhältnissen mit einer Umsicht und Energie benommen, die seinen damaligen Repräsentanten zu nicht geringen Ehren gereicht. Durch die patriotischen Verwendungen vieler dieser wackeren Männer wurden die Folgen jenes Gewaltstreiches bedeutend gemildert und namentlich soll Herr Alexander Bernus, damals im Düfay'schen Hause betheiligt, durch seine besonnene und einflußreiche Mitwirkung sich das dankbare Vertrauen seiner Mitbürger erworben haben, dessen sich derselbe auch von da an in allen Staatsangelegenheiten zu erfreuen hatte, deren er sich bei späteren Veranlassungen mehrfach unterzogen.

Napoleons großer Heereszug gegen Rußland hatte inzwischen begonnen, und unser Quartieramt, was seit 1809 in Permanenz geblie-

den, hatte vollauf zu thun gehabt, um allen Ansprüchen dieser geharnischten Völkerwanderung zu genügen, die sich zum größten Theil über hier dem Norden zuwälzte. Dort hatte nach mehreren blutigen Kämpfen der Sieg von Smolensk, 17. August 1812, dem Kaiser auch bereits den Weg nach Moskau eröffnet, auf dem er seinem verhängnißvollen Geschicke entgegen ging. — Hier war man einstweilen in der gespanntesten Erwartung der Dinge, die da kommen würden.

Landkarten zählten damals zu den gesuchtesten Artikeln für die durchziehenden militärischen Gäste. Im Frieden ruhen dergleichen, meistens wenig begehrt, in den Portefeuillen des Buch- und Kunsthandels, gleich wie das schwere Geschütz in den Arsenalen. Setzt sich aber dieses in Bewegung, so werden jene den Führern desselben oft zum unschätzbaren Kleinode und daher führte auch ihre Aufsuchung der alten Dechanei häufig Besuche hochstehender Militärs zu, da es bekannt war, welche dahingehörende Schätze dieselbe beherbergte. Eine den Geist des damals hier herrschenden Franzosenthums bezeichnende Anekdote ist mir dabei in der Erinnerung geblieben.

Ich empfing nämlich unter andern auch den Besuch eines französischen Generals mit seinem Adjutanten, der unseren Kartenvorrath zu sehen wünschte. Das große Interesse, was er demselben widmete, die Erkundigungen nach den Preisen und das bei Seite legen mehrerer der werthvollsten ließ mich den Abschluß eines ansehnlichen Geschäfts erwarten, welche Hoffnung sich jedoch für diesmal in die mir in höchst origineller Weise gestellte Aussicht auf eine spätere Acquisition meiner Karten auflöste, bei der ich aber in der That nicht wußte ob ich, wie man zu sagen pflegt, dazu lachen oder weinen sollte. „Vous avez là une excellente collection de cartes, mon cher Monsieur!“ rief mir, nach Hut und Handschuhe greifend, mein hoher Gönner in ächt militärischer Laune zu. Je n'en ai pas encore vu de plus belles, parole d'honneur! Si la bonne ville de Francfort avait le malheur d'être pillée, Dieu la préserve! mais dans ce cas, je vous l'avoue franchement, *je mettrais mes mains sur vos cartes! Ah! je vous en réponds, mon ami!* und damit empfahl er sich, es mir überlassend, in der Nutzanwendung dieses Fingerzeigs den

Lohn für meine gehabte Mühe zu suchen, denn daß ein solcher Fall nicht eintreten könnte, war damals keinesweges zu verbürgen.

In Frankfurts politischen Zuständen waren nun auch während meiner Abwesenheit jene schon früher erwähnten, tiefer in seine alten Verhältnisse einschneidenden Umgestaltungen eingetreten, welche das Großherzogthum ganz auf französischen Fuß organisirt hatten. Von der alten „des heil. römischen Reichs freien Wahl- und Handelsstadt" mit ihren Bürgermeistern, Schöffen, Senatoren und Rathsherren war keine Rede mehr. Der Großherzog führte ein ziemlich unbeschränktes Regiment mit drei Ministern und dem Staatsrathe. Der Code Napoléon war eingeführt; das Gouvernement der Stadt dem Grafen Louis Tascher de la Pagerie vertraut und an der Spitze der Administration stand der Präfect und der Maire. Freiherr v. Albini, der an die frühere Stelle des als Gesandter nach Paris gegangenen Grafen v. Beust getreten, erfreute sich der besonderen Gunst.

Das Alles war freilich himmelweit von dem patriarchalischen Regimente verschieden, dem die Bürgerschaft bis daher in Freud und Leid Folge geleistet. Mit dem Großherzoge war nach und nach auch die Hofluft zu uns eingedrungen, in deren Regionen die Schmarotzerpflanzen der Intriguen und Günstlinge so gedeihlich emporschießen. Beide gefährdeten nicht allein die solideren Stützen bürgerlicher Wohlfahrt, sondern übten auch bereits ihren verderblichen Einfluß auf die geraden und offenen reichsbürgerlichen Gesinnungen, die durch den Einfluß des französischen Spioniersystems ohnehin Gefahr liefen, vom Roste der Corruption angefressen zu werden. Schon wurde das Briefgeheimniß ohne Rücksichten verletzt, und selbst hochstehende Beamte mußten sich dazu hergeben, eine gewisse Fertigkeit im Aufmachen der Briefe zu erlangen, von deren Inhalt besonders von Paris gesandte Commissäre Kenntniß nahmen. Wie eifrig man der öffentlichen Meinung nachspürte, davon zeugt ein gleichzeitiger Polizeierlaß, der dazu auffordert, sich aller unvorsichtigen Reden über politische Zustände zu enthalten, und diejenigen mit den strengsten Strafen bedroht, welche sich dergleichen zu Schulden kommen lassen oder sich auch nur durch Anhören daran betheiligen würden, ohne es zur Anzeige zu bringen. Drückende Einquartierungs-

lasten zehrten den Verdienst auf, der sich durch die Unsicherheit des Kriegszustandes ohnehin schon sehr geschmälert sah, und das zusammengenommen mußte natürlich eine weit gedrücktere Stimmung erzeugen, als ich sie früher an den so kecken Frankfurtern gewohnt gewesen.

Bei alledem zog doch immer noch ein gewisser Hoffnungsschimmer durch das Dunkel der gebeugten Gemüther. Hatte auch Napoleons ruhmvolles Waffenglück seither fast Unglaubliches vollbracht, so entbehrte dagegen seine Politik doch schon zu sehr jener weisen Voraussicht und Mäßigung, die den Glauben an die Stabilität der von ihm herbeigeführten Umgestaltungen hätte mehr befestigen können. Alle Blicke blieben daher auf den Kriegsschauplatz gerichtet, und so siegreich auch die von daher kommenden Bülletins der großen Armee fortwährend lauteten, so fingen doch schon entgegengesetzte Gerüchte an, den Nebel der politischen Atmosphäre zu durchdringen, die, immer rascher aufeinander folgend, die Hoffnungen wieder neu belebten und die bereits Verzagenden wieder aufrichteten.

Was man sich anfangs nur verstohlen einander zuzuflüstern wagte, sollten wir zu unserer Ueberraschung bald vollkommen bewahrheitet sehen.

Moskau war in Asche gelegt worden und die Bereczina hatte ihre Opfer verschlungen. Kaiser Napoleon selbst wurde zum Boten seiner erlittenen Niederlagen: denn während das Nähere derselben noch immer nur unvollständig bis zu uns gelangte, eilte er plötzlich und unerwartet am 16. December (1812) hier durch und ließ sich nicht ohne Gefahr bei Mainz über den mit Eisschollen bedeckten Rhein setzen, nachdem er Tags zuvor in Hanau im strengsten Incognito übernachtet hatte. Der dortige Gasthof „zum Riesen“, wo er abgetreten, bewahrte lange nachher noch jene von ihm dort liegen gelassene, historisch gewordene Nachtmütze, mit welcher der große Feldherr jedoch keineswegs auch den Kopf verloren hatte; denn kaum drei Monate später führte er auf's Neue große Heeresmassen über den Rhein dem Sturme entgegen, der sich gegen ihn erhoben.

Unterdessen war am 30. Decbr. (1812) die erste That geschehen, mit welcher Deutschland seinen Unterdrückern, wenn auch vorerst nur in indirecter Weise, aufs Neue den Fehdehandschuh hinwarf. Napoleon

hatte der über uns gebrachten Schmach damit die Krone aufgesetzt, daß er Preußen und Oesterreich zwang, an dem Kreuzzuge gegen Rußland Theil zu nehmen. War auch den Russen eben keine besondere Vorliebe für Deutschland nachzurühmen, so waren sie doch diejenige Macht, welche noch große materielle Kräfte gegen den Erbfeind in die Wagschale zu werfen vermochte, die nun vernichten zu helfen dem Fürsten Schwarzenberg mit 30,000 Oesterreichern, sowie einem Corps Preußen unter General York zur beklagenswerthen Aufgabe geworden. Letzterer war es jedoch, der im rechten Augenblick und auf eigene Gefahr hin die Initiative ergriff, indem er sich dem Oberbefehl des retirirenden Marschalls Macdonald entzog und an obigem Tage mit den Russen die Convention zu Tauroggen abschloß, durch welche er sich mit seinem Corps vorläufig in eine neutrale Stellung versetzte. Bald darauf erfolgte der denkwürdige Aufruf des Königs von Preußen an sein Volk, dem dasselbe mit einer Begeisterung Folge leistete, die es, mit den Russen vereinigt, bereits am 2. Mai 1813 den Franzosen bei Lützen gegenüberstellte. Gab auch Napoleon hier den Alliirten wieder den ersten Beweis seiner noch ungeschwächten Thatkraft, so vermochte er das Schlachtfeld doch nur mit großen Opfern zu behaupten, und zum erstenmale sollte er erfahren, daß er es von nun an mit einem den Verzweiflungskampf beginnenden Volke zu thun habe.

Durch Zufall erhielt ich die Kunde dieser so blutigen Schlacht aus erster Hand und zwar durch einen direct vom Schlachtfelde kommenden Armeecourier, dem ich, spät Abends von Bockenheim kommend, auf der Chaussee begegnete. Die Couriere der großen Armee wurden damals durch eigens auf der ganzen Strecke bis Paris dazu aufgestellte französische Postillons gefahren, und in der Dunkelheit hatte hier ein solcher, des Weges Unkundiger, die Chaussee nach Mainz mit jener nach Bockenheim verwechselt. Der Courier mochte das gewahr geworden sein, rief mich an und bat mich, zu ihm zu sitzen, um den Postillon auf die rechte Straße zu bringen. Von ihm nun erfuhr ich den heldenmüthigen Widerstand der Verbündeten bei Lützen und wenngleich er auch den Sieg für seinen Kaiser in Anspruch nahm, fügte er doch bedenklich seufzend hinzu: „Qu'une seconde victoire aussi sanglante

que celle de Lutzen serait pour la grande armée non moins périlleuse qu'une défaite complète"; und daß er Recht hatte, bewies bald darauf der am 21. Mai erfochtene Sieg bei Bautzen, nach welchem der Kaiser den Waffenstillstand vom 4. Juni gewiß mehr in der Absicht einging, seiner Armee die unumgänglich nöthig gewordenen Ergänzungen zuzuführen und ihr die bedürftige Ruhe zu gönnen, als einen definitiven Frieden zu schließen, dessen Basis damals wohl noch weit außer dem Bereiche seiner zuversichtlichen Siegeshoffnungen liegen mochte. Der ihm mehrere Male geglückte Versuch, nach einer dem Feinde beigebrachten Niederlage dieselbe rasch zu einem vortheilhaften Frieden zu benutzen, scheiterte zum ersten Male in Moskau und sollte zum Heile Deutschlands auch bei den Verhandlungen in Dresden erfolglos bleiben.

Unterdessen waren schon während des verflossenen Winters alle transportabele Kranke und Verwundete von der großen Armee hierher zur Verpflegung geschafft worden und Frankfurt war thatsächlich als ein Hauptspital derselben zu betrachten. Die Stadt hatte enorme Kosten dafür zu bestreiten; die öffentlichen Krankenhäuser reichten nicht mehr aus, und um nur den dringendsten Bedürfnissen einigermaßen zu genügen, war man genöthigt, auf der Pfingstweide große hölzerne Baracken aufzuführen und sie zu Militärlazarethen einzurichten. Dabei sah sich die Bürgerschaft der eingeschleppten Epidemie des Lazarethfiebers preisgegeben, das nicht minder verheerend hier auftrat, wie heut zu Tage die Cholera zu erscheinen pflegt.

Da nur die wirklich bettlägerig krank hier Anlangenden in die Hospitäler aufgenommen wurden, so geschah es häufig, daß ein scheinbar Gesunder oder nur leicht Blessirter, der bei einem Bürger einquartiert wurde, den Keim der Seuche mit in's Haus brachte und denselben in die Familie verpflanzte. Und doch gab es Beispiele genug, wo demungeachtet die erkrankten Fremdlinge nicht verstoßen, sondern im Hause sorgfältig verpflegt wurden. Eine Selbstaufopferung, zu der man nur dann, ohne an sich zu denken, fähig ist, wenn der ganze Ernst des Lebens die Gemüther empfänglich dazu gemacht und jene Selbstsucht in den Hintergrund gedrängt hat, die ein ungetrübtes Wohlsein nur zu leicht erzeugt.

Von der damaligen Calamität, die jeden Augenblick in anderer Gestalt erschien, vermag sich überhaupt unsere heutige Generation keinen Begriff mehr zu machen, weil sie mit der ihrem Gesichtskreis längst entrückten Situation es verlernt hat, von der Zukunft Aehnliches zu fürchten. Und doch liegen ähnliche Zeiten noch lange nicht außer den Gränzen der Möglichkeit; und darum versichere ich, daß viel Resignation und geprüfter Gemeinsinn dazu gehört, sich mit Ruhe in das Unabwendbare zu fügen und überall mit Besonnenheit da einzugreifen, wo Beistand oder Abwehr erforderlich sind. Die Eloquenz, die in der Neuzeit eine so große Rolle in unserm kleinen Staate spielt, nützt dann nichts mehr und wehe, wenn die practische Gesinnung, die in solchen Bedrängnissen nur allein noch helfen kann, sich bereits damit zu Grunde gerichtet hat.

Groß war die Zahl der Unglücklichen, die nach so vielfältigen harten Strapatzen und Kämpfen in diesem für die französische Armee so unheilvollen Feldzuge, am Ende hier doch noch der Seuche erliegen mußten, und die Bornheimer Haide ist das weite Grab, das so manchen braven Krieger mit kühler Erde deckt, der hier eine ruhmvolle Laufbahn endete. Jeden Morgen und jeden Abend brachten besonders dazu hergerichtete Wägen die Hingeschiedenen zu dieser Ruhestätte, und selbst diejenigen, welche mit ihrer Bestattung betraut, in diesem Dienste sich abgehärtet, fingen davor zu schaudern an. Nur Einer unter ihnen, der seinen Muth stets neu aufzufrischen wußte, hielt tapfer dabei aus und bestattete die ihm anvertrauten Todten selbst mit einer Art von Liebhaberei.

Gewöhnlich waren die Leichen bei der strengen Winterkälte steif gefroren, und bevor er sie aus dem Wagen in die weite Grube legte, pflegte er sie sich erst ein wenig zu sortiren. Die nichtssagenden Gestalten wanderten ohne weitere Theilnahme in dieselbe; waren es aber dem Anscheine nach gediente Leute, so legte oder stellte er sie der Reihe nach vor sich hin, um sie sich ein wenig näher zu betrachten und ihnen eine kleine Standrede zu halten, die sich nach dem Interesse richtete, welches ihm ihr Aeußeres einflößte. Aehnlich wie Shakespeare's Todtengräber im Hamlet, suchte er aus ihren Zügen die Schicksale derselben

zu entziffern, und ließ ein martialisches Ansehen auf eine rühmliche Tapferkeit schließen, so wurde ihr die bedauernde Anerkennung, „daß es Schade um so einen braven Kerl sei" und schließlich der Trost mit in's Grab gegeben, „daß ein rechter Soldat eben das Leben nicht zu hoch anschlagen dürfe".

So wird der Mensch auf die natürlichste Weise zum Philosophen, wenn ihn die Nothwendigkeit zwingt, dem mit Gleichmuth in's Auge zu sehen, was ihm unter andern Verhältnissen mit Entsetzen erfüllen würde. —

Das dem Frankfurter von jeher in so charakteristischer Weise beiwohnende Mitgefühl für fremde Leiden fand demnach vollauf Gelegenheit, sich nach allen Seiten hin für Feind und Freund zu bewähren, und zeigte sich auch überall bereit, dem Einen wie dem Anderen beizuspringen.

Seit den letzten Schlachten von Lützen und Bautzen wurden öfters kleine Transporte von Kriegsgefangenen hier durchgebracht, die natürlich allgemeine Theilnahme erregten. Besonders waren es die preußischen Freiwilligen, die sich derselben zu erfreuen hatten, und da möglicherweise Leute von bekannten Familien darunter zu erwarten waren, so bildete sich unter hier anwesenden jungen Preußen ein kleiner Verein, dem auch ich mich anschloß, und der es sich zur Pflicht machte, unter den eintreffenden Gefangenen etwaige Freunde und Bekannte ausfindig zu machen.

So traf einst an einem sehr heißen Junitage auch mich die Reihe, einen ziemlich ansehnlichen Transport von eben Angekommenen zu besuchen, die man auf den Speichern der Reitbahn untergebracht hatte. Die Erlaubniß dazu wurde mir vom Commandanten der Bewachung bereitwilligst ertheilt, und bald durchschritt ich forschend die langen, auf Stroh hingestreckten Reihen dieser Freiheitskämpfer, worunter ich jedoch um so weniger irgend jemand Distinguirten unterscheiden konnte, da sie sämmtlich, der großen Hitze wegen, völlig nackt umherlagerten.

Daß jenes Sprüchwort: „Kleider machen Leute" nicht ohne begründete Bedeutung ist, davon hatte ich hier bei meiner Umschau nach Personen aus der eben bezeichneten Classe den besten Beweis. Der Mensch

in dem Zustande wie ihn Gott erschaffen, unterscheidet sich nur allein noch als schön oder häßlich. Aber selbst der Seelenadel des Antlitzes verliert viel von seinem Ausdruck, wenn nicht eine angemessene Kleidung das Imponirende der Gesichtszüge unterstützt. Der Standesadel aber hängt vollends gänzlich vom Schneider ab; unser Herrgott hat nichts von ihm wissen wollen, und wie schwierig die Rangordnung zu handhaben gewesen sein mag, als das Feigenblatt noch das einzige Uniformsstück gewesen, davon gab die vor mir liegende Militärgruppe den besten Beweis.

Ich mochte von den Gefangenen wohl für irgend einen Funktionär gehalten werden, denn nach mancherlei an mich gestellten Forderungen requirirte mich auch ein im preußischen Dialekte an mich gerichteter Zuruf: „He! kick se mal hier, der Kosak will sterben!" — Wirklich lag eine breitschulterigte nackte Gestalt in meiner Nähe, die sichtbarlich mit dem Tode rang, was der eigenthümlichen Gruppirung dieser hier vor mir ausgebreiteten Kriegsmisere einen schauerlichen Effekt mehr hinzufügte. Ich konnte natürlich hier nicht helfen, da jede Einmischung vergebens gewesen sein würde, und mußte mich also auf die Beschaffung einer Extraration von Bier, Brod und Tabak beschränken, womit ich die Armen ihrem Schicksale überließ. In einer Zeit, wo einem das menschliche Elend auf allen Gassen begegnete, war an eine nachhaltige Hülfe für Einzelne kaum zu denken; dem momentanen Bedürfniß abhelfen, war alles, was man thun konnte, da sich jeden Augenblick neue Bedürftige zeigten.

So brachte bald darauf jener Ueberfall der Franzosen und Württemberger, der, mitten im Waffenstillstande, den Lützower Jägern am 17. Juni bei Kitzen so verderblich wurde, viele Gefangene dieses Corps hier durch, die, als Theodor Körner's Waffenbrüder, ein besonders theilnehmendes Interesse erregten. Manchem derselben war schon während des Transports zur Flucht verholfen worden, was freilich für die Zurückbleibenden eine um so strengere Bewachung zur Folge hatte. Hier war es fast unmöglich geworden, zu ihnen zu gelangen, da sie meistens auf der Hauptwache im strengsten Gewahrsam gehalten wurden.

Unter ihnen befand sich auch der Buchhändler Dümmler aus Berlin, der mir von dort her noch sehr wohl bekannt war. Nachdem mehrere Unterstützungsversuche am Abend ihrer Ankunft erfolglos geblieben, mußten sich die Armen am nächsten Morgen durch ein eigends von der Hauptwache bis zum Leonhardtsthor gebildetes und streng überwachtes Militärspalier zum Main begeben, wo sie nach Mainz eingeschifft wurden. Die französischen Soldaten waren menschlich genug, zu gestatten, daß den Vorüberziehenden in der Geschwindigkeit Wein, Tabak, Geld und sonstige eiligst zusammengebrachte Bedürfnisse zugesteckt wurden, die dem Anscheine nach sämmtlich einem sehr traurigen Schicksal entgegen gingen. Ihre Einschiffung erregte die größte Theilnahme, und alle Umstehenden waren tief ergriffen, als die wackern deutschen Männer im Moment ihrer Abfahrt und in der möglichen Voraussicht, für immer vom deutschen Vaterlande Abschied zu nehmen, in feierlichem Tone ein patriotisches Lied anstimmten.

Es waren dieses wohl die ersten Opfer einer deutschen Gesinnung, die, für ihre Ueberzeugung in den Kampf gehend, hier gesehen wurden, da eine deutsche Freischaar in dieser intelligenten Zusammensetzung sonst wohl noch nirgendwo auf dem Schlachtfelde erschienen. Aber eben wegen dieser Gesinnung schienen sie um so härter büßen zu sollen, denn die heroische Vaterlandsliebe, die wir an ihnen bewunderten, galt bei ihren Gegnern als ein Verbrechen strafbarer Auflehnung gegen die bestehende Macht, und stellte ihnen ein härteres Loos in Aussicht, wie das eines gewöhnlichen Kriegsgefangenen. So ist es immer im Kampfe politischer Gesinnung, wo so mancher seine patriotische Hingebung als schweres Verbrechen auf das härteste büßen muß, für die, hätte sie nicht unterlegen, er Ruhm und Ehre geerntet haben würde. — Diesesmal ging es glücklicherweise besser mit diesen Freiheitskämpfern, wie sie es wohl selbst geglaubt hatten, denn soviel ich erfahren, wurden sie in Frankreich ziemlich gut behandelt und meistens auch in nicht allzulanger Zeit wieder in Freiheit gesetzt, so daß auch Freund Dümmler sich seinem Geschäfte in Berlin bald wiedergegeben sah.

Während nun im Norden von Deutschland der so muthvoll begonnene Freiheitskampf die Fesseln der französischen Militärdespotie bereits

gesprengt hatte, lebte der Süden, und namentlich wir hier in Frankfurt, noch in strengster Abhängigkeit. Eine jede Unterdrückung wird für die Dauer unerträglich; aber doppelt fühlbar lastet ihre Härte, kommt sie von fremder Hand, wie sie uns damals von den Franzosen kam, von denen die gänzliche Ertödtung alles deutschen Nationalgefühls methodisch betrieben wurde.

Am 20. April brachten die hiesigen Blätter eine Proclamation des Prinzen Eugen Napoleon, Vice-Königs von Italien, welche Bezug nehmend auf die als vorübergehend geschilderten Niederlagen der großen Armee, einen jeden mit dem Tode bedrohte, der es wagen würde, die Feinde Frankreichs in irgend einer Weise, sei es auch nur durch briefliche Mittheilungen oder sonst dergleichen Handlungen, zu begünstigen. Die Presse war aufs vollständigste geknechtet, so daß die meisten Blätter der hiesigen Tagesliteratur, wie „das Frankfurter Journal", das „Staats-Ristretto" u. s. w., schon seit 1811 zu erscheinen aufgehört hatten. Nur die Postzeitung erschien noch unter dem Titel einer „Zeitung für das Großherzogthum Frankfurt", sowie auch das „Journal de Francfort", welches unter der Redaction des mit dem croix d'honneur decorirten Abbée Hencart sich noch viel weniger bestrebte, die deutsche Gesinnung aufrecht zu erhalten.

Napoleon hatte durch die Erschießung des unglücklichen Palm dafür gesorgt, daß die Presse in Deutschland gänzlich verstummen mußte, und so grabesstill war es in dieser Beziehung auch hier bei uns geworden, daß selbst in unserer Geschichte eine Lücke dadurch entstanden ist, die schwerlich jemals ausgefüllt werden wird. Wir entbehren gänzlich einer ausführlichen Schilderung jener geschichtlich so interessanten Zeit, und außer was darüber in unseren Archiven etwa aufbewahrt sein mag, selbst aller gleichzeitigen Materialien, die zur Zusammenstellung einer solchen dienen könnten, so höchst inhalts- und folgenreich diese Epoche auch für unsere Stadt gewesen.

Was in neuerer Zeit hie und da in Memoiren oder Selbstbiographieen darüber erwähnt worden ist, beruht meistens auf einseitigen Anschauungen oder persönlichen Beziehungen, die nicht selten das Wahre mehr entstellen, als aufklären oder vervollständigen. Was aber unser

Kirchner darüber hinterlassen, ist nur als flüchtige Bruchstücke zu betrachten, die unter dem Einfluß der sich so rasch folgenden Ereignisse meistens die Frische des Moments wieder einbüßten. Als man Zeit zum schreiben hatte, durfte man nicht schreiben, und als man wieder schreiben durfte, hatte man keine Zeit mehr; vielleicht auch keinen Drang mehr dazu, da man keine Ahnung davon hatte, daß das Geschehene jemals so vergessen oder verläugnet werden könnte.

In Preußen waren dagegen längst schon die Federn wieder in erfolgreichster Thätigkeit, die deutsche Gesinnung neu zu beleben, den Muth der Kampfbereiten zu entflammen und den bereits Kämpfenden überall beizuspringen, wo es Noth that. Arndt, Jahn, Körner und Andere verstanden es trefflich, durch den Posaunenruf der Presse Alles zum Streite für Deutschlands Befreiung aufzurütteln, was seither in gänzlicher Apathie versunken gewesen. Ihre Schriften und Lieder wirkten in dieser Beziehung mit bewunderungswerthen Erfolgen, und wenn auch nicht zu läugnen, daß in der so muthvollen Haltung des Königs von Preußen, in der Tüchtigkeit seiner Armee und in der Intelligenz ihrer Führer, die sie so rasch zu schulen und so einsichtsvoll zu leiten verstanden, die Hauptelemente zu suchen waren, die für das Gelingen der großen Sache eingetreten, so gebührt doch auch der damaligen Presse ihr rühmlicher Antheil daran, für das sie jedoch später, als die Gefahr vorüber, des Undanks genug einerndete.

Welche Schmach im Vergleich zu der freien Bewegung derselben im Norden, diejenigen deutschen Ländertheile zu erdulden hatten, wo dieselbe noch unter dem Joche des Franzosenthums schmachtete, davon fand ich zufällig in meinem Antiquarium aus jenen Zeiten noch einen Beleg der Unverschämtheit, mit welcher man uns zu täuschen suchte.

Während nämlich dies- und jenseits der Elbe schon tausende von deutschen Kriegern für die Befreiung des Vaterlandes geblutet, brachte hier die „Zeitung für das Großherzogthum Frankfurt" einen Artikel aus dem damals noch von Franzosen besetzten Erfurt, worin erzählt wurde, „wie die dortigen (deutschen) Conscribirten sich beeiferten, dem Ruf der Ehre! zu folgen, in den Reihen der französischen Armee zu fechten." — „Nachdem sie sich," hieß es

darin, „von den Gegenständen ihrer Neigung (ihren Schätzen) mit innigem Bedauern getrennt, verließen sie, von edlern Gefühlen beseelt, voller unbefangener Fröhlichkeit ihr Vaterland, unter tausendfältigem Ausruf: „Es lebe der Kaiser! Auf! nach Spanien!"—

Dahin nämlich wurden damals die noch disponibeln deutschen Contingente geführt, um dem Vaterlande so das edle Blut zu entziehen, was zu seiner Wiedergeburt zu fließen bereit war. Und dergleichen unsinnige Fanfaronaden mehr mußten wir arme Deutschen geduldig hinnehmen und selbst von unseren Regierungen als wirklicher Ausdruck deutscher Gesinnung hingestellt sehen!

Es läßt sich leicht denken, daß derartige Bestrebungen, den französischen Einfluß oben und uns in steter Abhängigkeit zu erhalten, während auf der andern Seite alle Blicke forschend auf die Wendungen des Kriegsglücks gerichtet blieben, eine große Unsicherheit in den merkantilischen Bewegungen erzeugte. Der speculative Handelsgeist mußte sich im offenen Kampfe gegen die Napoleon'sche Continentalherrschaft seine Wege zum Absatz bahnen, und es galt, durch Gewandtheit und Scharfblick die Macht der Bajonnette zu besiegen, die sich dem freien Verkehr entgegenstreckten. Ueberall wurden neue Quellen aufgesucht, durch welche man dem großartig betriebenen Colonialwaarenhandel frischen Abzug verschaffte, und gar Manchem wurde ein reichlicher Gewinn damit zugeführt, so lange die politischen Verhältnisse eine Stabilität in Aussicht stellten, die jedoch in jenem Augenblick keineswegs vorhanden war.

Wirkte nun diese Geschäftsunsicherheit schon so nachtheilig auf den Waarenhandel, als den damaligen Hauptgeschäftsbetrieb, so war dieses noch bei weitem fühlbarer auf dem Geldmarkte. Zu welcher leichten Waare Staatspapiere zählen, davon bewahre ich als Beleg noch ein Blatt aus dem großen „Breviere des Börsen-Cultus", das alle diejenigen jeden Morgen so begierig zur Hand nehmen, die den Mammon anbeten.

Ich meine nämlich damit einen Courszettel des Jahres 1813 (23. August), der inmitten dieser zahllosen Verlockungen, von der sich unsere Gegenwart in so verführerischer Form umgaukelt sieht, gleichsam

wie eine grinsende Vision in dieselbe hineinschaut und mit bitterem Hohn auf den damaligen Werth der Habe deutet, die man den Wechselfällen der Verhältnisse vertraut hatte. Nach demselben bestimmte sich das papierne Besitzthum damals in folgender Weise:

		Papier.	Geld.
Oesterreich	4% Obligationen	13½	—
	4½% do.	14	—
	5% do.	14½	—
	5% Wiener Stadt-Banco	13¼	—
	50 fl. Species-Lotterie	49	—
	100 fl. Banco-Lotterie	—	—
	500 fl. do. do.	—	—
Frankfurt	4% Obligationen	55	—
	5% do.	65	—
	4½% vom 1. Novbr. 1800	—	—
Darmstadt	4½% Obligationen	—	52
	5% do.	—	47½
	5% Landstände	—	55
Bayern	5% Obligationen	48	—
	5% do.	48	—
	5% Landstände	—	—
Baden	4% Obligationen	—	71
	5% do.	—	86
	4½% Amortisations-Casse	—	75
Preußen	4½% Obligationen	—	—
	4% do.	—	—
Nassau	5% Obligationen	—	60

Nichts ist wohl fähiger, den in der politischen Atmosphäre herrschenden Grad von Vertrauen mit mehr Sicherheit anzudeuten, als die Fonds-Börse, die schon von der leisesten Veränderung darin auf das empfindlichste berührt wird. Das hier mitgetheilte Bülletin ihrer damaligen Bewegung kann daher einen um so deutlicheren Begriff davon geben, wie tief unter Null die allgemeine finanzielle Entmuthigung gesunken sein mußte, um selbst einen so höchst bescheidenen Markt zu diesem Stande herunterzudrücken. Man würde Unrecht thun, die eigentliche Ursache jener Werthlosigkeit der Staatspapiere jetzt vielleicht darin suchen zu wollen, daß man es noch nicht so verstanden, den öffentlichen Credit in einer Weise auszubeuten, wie dieses heut zu Tage

mit so beispiellosen Erfolgen geschieht. Mag auch zum Theil wohl etwas Wahres darin liegen, so liegt dagegen eben in dieser an Leichtsinn gränzenden Zuversicht um so viel Erschreckenderes bei dem Gedanken der möglichen Wiederkehr einer ähnlichen Periode.

In dieser Beziehung kann nicht leicht etwas Treffenderes gesagt werden, als was ein bewährter Fondsmakler jüngst auf die Frage über sein vorzugsweises Vertrauen in diesem oder jenem Anlehen erwiederte: „Wir fahren," meinte derselbe achselzuckend, „alle mit einander in einem und demselben großen Schiffe; kommt einmal ein andauernder Sturm über dasselbe, so bleibt uns nur der eine Trost, nämlich der, daß wir alle gemeinschaftlich darin zu Grunde gehen." —

Und ein solcher Sturm war damals thatsächlich über Deutschland hereingebrochen; über zwanzig Jahre tobte er bald in diesem, bald in jenem Theile desselben, bis er endlich mit vernichtender Macht über das gesammte Vaterland herzog. Dennoch hielt es aus, bis es ihn glücklich bewältigt, was jedoch gewiß weniger jener politischen Routine, als vielmehr den noch nicht aufgegebenen soliden Grundsätzen und einer weisen Beschränkung in allen Lebensverhältnissen zu danken war, in welchen allein der Muth die rechte Stütze zu der Ausdauer finden konnte, die das gänzliche Zusammenbrechen desselben verhinderte.

Wie wäre es sonst auch möglich gewesen, ähnliche Lasten zu bewältigen, wie sie z. B. nur allein unserer Vaterstadt aufgebürdet waren? — Vom November 1812 bis zum März 1813 hatten wir hier an Einquartirungen, nach der darüber aufgestellten durchschnittlichen Vertheilung, täglich 30 Generäle, 1030 Offiziere, 12,671 Soldaten und 3082 Kranke beherbergt und verköstigt, die, zum größten Theil wenigstens, an den Tischen der hiesigen Bürgerschaft speisten. Sie alle, Menschen und Pferde, wurden gesättigt, ungeachtet die Einwohnerzahl noch bedeutend geringer war und die Vermögen noch bei weitem die Höhe nicht erreicht hatten, wie gegenwärtig.

Die außerordentlichen Anstrengungen, welche Kaiser Napoleon zu machen genöthigt war, um die enormen Verluste an Menschen im Verlaufe dieses Feldzuges zu decken, fing übrigens schon an, in Frankreich einen sehr fühlbaren Mangel an tauglicher Mannschaft zu erzeugen.

Alles wurde zu den Waffen gerufen, um die erforderlichen Ergänzungen zu beschaffen. Selbst das Corps der **Garde d'honneur**, dieser aus 10,000 Mann der schönsten und vornehmsten Jugend Frankreichs bestehenden Elite, mußte marschiren, und wir sahen während der Zwischenzeit des Waffenstillstandes viele dieser schönen Truppen hier durchkommen und dem Geschicke entgegenziehen, von dem wohl so mancher unter ihnen schon eine trübe Vorahnung haben mochte.

Unterdessen hatte nach zehnwöchentlichen fruchtlosen Negociationen die Waffenruhe am 17. August ihr Ende erreicht, und die Feindseligkeiten begannen sofort aufs Neue mit so rasch aufeinander folgenden Schlägen, daß man in einiger Entfernung vom Kriegsschauplatze die Erfolge kaum mehr zu unterscheiden vermochte, und zwar hier um so weniger, da wir unter den bereits oben geschilderten Einflüssen lebten. Bekanntlich wurden in den kurzen Zwischenräumen weniger Tage die denkwürdigen Schlachten von Groß-Beeren am 23. August, an der Katzbach am 26. August, bei Dresden am 27. August, und bei Culm am 30. August geschlagen, die, mit Ausnahme von Dresden, den französischen Waffen entschieden ungünstig waren. Von diesen Vorgängen kamen uns nur vage Gerüchte zu, die um so verwirrender waren, da noch am 31. August ein Artikel aus Mainz das Einziehen der Franzosen in Berlin verkündete, und am 9. September das sehr ausführliche Bülletin über den anscheinend entscheidenden Sieg bei Dresden hier ausgetheilt wurde.

Diese letztere Hiobspost wirkte um so entmuthigender, da schon am 15. Sept. der erste Transport der bei Dresden gefangenen Oesterreicher, Russen und Preußen, 300 Offiziere und 10,000 Mann, hier eintraf; alle wurden bei ihrer kurzen Rast nach Möglichkeit verpflegt und erweckten die allgemeine Theilnahme, aber auch eine eben so große Niedergeschlagenheit, da wir die kaum erfaßten Hoffnungen aufs Neue schwinden sahen und es fast unmöglich schien, den Zauber zu lösen, mit welchem Napoleon das Kriegsglück an seine Waffen fesselte. In den uns hier näher bekannt gewordenen drei mörderischen Schlachten bei Lützen, Bautzen und Dresden, in welcher letzteren sogar ein alter Rival des Kaisers, General Moreau, sich ihm gegenüberstellte, hatten sich dennoch

die Chancen in den Momenten, wo alles für ihn auf dem Spiele stand, stets so entschieden zu seinen Gunsten gewendet, daß dieses große Feldherrntalent aufs Neue anfing, in unbesiegbarem Glanze zu erscheinen. Das Gegentheilige wurde uns freilich auf das sorgfältigste verheimlicht, und selbst nach der Schlacht von Leipzig berichtete uns noch eine Depesche aus Erfurt, „der Kaiser hätte den Feind aufs Haupt geschlagen und befände sich," wie sehr naiv hinzugesetzt wurde, „bei außerordentlich guter Gesundheit!" —

Bald jedoch konnten die entscheidenden Niederlagen der französischen Armee (Groß-Beeren, Katzbach, Culm), ungeachtet aller Vorsicht, doch nicht länger mehr verborgen bleiben. Von allen Seiten trafen Privatberichte darüber ein und versetzten die Bürgerschaft aufs Neue in eine nicht zu beschreibende Aufregung. Jeden Augenblick wußte ein Nachbar dem andern etwas Neues zu berichten, und der Gedanke, daß es doch noch anders werden und daß aus der sechsjährigen Fremdherrschaft die freie Reichsstadt am Ende doch wieder hervorgehen könnte, wirkte so mächtig, daß die alten reichsbürgerlichen Gesinnungen, die sich durch unzählige erlittene Drangsale der Entmuthigung schon so nahe gebracht sahen, unter der Bürgerschaft überall wieder hell aufflackerten. Daß eine harte Krisis dabei zu überstehen sein würde, sah ein Jeder wohl voraus, und man hatte sich auch wahrlich darin nicht getäuscht; aber wer heute noch auf die damaligen Ereignisse zurückzublicken vermag, wird sich ihrer auch mit dem Selbstgefühl erinnern können, der gefahrdrohenden Katastrophe muthig ins Auge gesehen und sie mit seinen Zeitgenossen ausdauernd durchkämpft zu haben.

Immer rascher auf einander folgten sich nun die Ereignisse und ließen uns die wahren Verhältnisse stets deutlicher erkennen. Am 25. October eilte der König von Neapel (Mürat) hier durch, und seine Umgebung bekannte unverholen, daß mit der erlittenen Niederlage bei Leipzig das Ende der Dinge gekommen sei. Gleichzeitig erfuhren wir die Abreise des Königs Hieronimus aus Cassel, den General Czernitscheff verdrängt hatte. Am 29. Octbr. erschien auch endlich das große Bülletin über die Ereignisse vom 15. bis 23. Octbr., welches wenigstens den Verlust der bisherigen siegreichen Stellungen der fran-

zösischen Armee offen eingestand. Alles, was zu derselben gehörig hier noch anwesend war, rüstete sich zum Abzug, und am 30. Octbr. bezogen die Bürger die Wachen. Frankfurt war wieder deutsch!! und um 5 Uhr Nachmittags zog Prinz Karl mit seinen, vom Rechberg'schen Corps über Offenbach detachirten Bayern, 60 Kosaken an der Spitze, über die Brücke in die Stadt.

Es war dieses einer von den Momenten, den man erlebt haben muß, um den Eindruck in dem Umfange mitzufühlen, den solche Ereignisse hinterlassen. Eine lange Reihe der sorgenvollsten und trübsten Jahre lag plötzlich hinter uns. Seit 1792, mit wenig Unterbrechungen, stets von den Franzosen bedrängt, war deren, wenn auch indirekte Herrschaft, mit der Gründung des „Großherzogthums Frankfurt" seit 1806 bei uns zur Thatsache geworden, wie denn auch sonst die schmachvolle Abhängigkeit des übrigen Deutschlands offenkundig genug war. Unter dem Einflusse dieses so entmuthigenden Bewußtseins nun sich desselben plötzlich enthoben zu sehen, wieder frei aufathmen zu können, und die deutschen Stämme, welche so lange den Fahnen des fremden Zwingherrn folgen und ihm seine Siege miterkämpfen mußten, nun endlich wieder als freie Deutsche begrüßen und sich über das Erduldete ohne Scheu gegenseitig aussprechen zu können: das war ein Gefühl, was die heutige Generation zu ihrem Heil nicht kennen gelernt und wovor sie der Himmel bewahren möge *).

Die ganze Bürgerschaft war auf den Beinen; die Deutschen wurden mit unbeschreiblichem Jubel empfangen, und nie werde ich es vergessen, wie der Pulk der ihnen voranziehenden, hier noch nie gesehenen Kosaken auf ihren kleinen Pferden von der Menge die Zeile hinauf bis zum Gogel'schen Hause, wo sich die Commandantur etablirt hatte, buchstäblich mehr getragen wurden, als sie voranschreiten konnten. Was

*) Die Bürgerschaft im allgemeinen hatte natürlich keine Ahnung davon, daß die Bayern zum Theil auch darum so rasch hier einrückten, um das ihnen durch den mit den Verbündeten abgeschlossenen Vertrag von Ried (8. Octbr. 1813) zugesagte Großherzogthum Frankfurt für sich in Besitz zu nehmen, wodurch, wenn der Vertrag vollständig zum Vollzug gekommen wäre, sich unsere so heißersehnte reichsfreiheitliche Wiedergeburt allerdings aufs Neue in Frage gestellt gesehen hätte.

sich begegnete, schüttelte sich freudig die Hände, und Jeder wußte ein neues Begegniß zu erzählen, ohne zu ahnen, was sich gerade in derselben Stunde ganz in unserer Nähe auf dem Schlachtfelde bei Hanau zutrug. Erst gegen Abend erhielten wir nähere Kunde darüber, die uns um so mehr in neue Schrecken und Besorgnisse versetzte, je unerwarteter sie uns kam und je unbesorgter wir uns dem Freudenrausche hingegeben, endlich einmal die Franzosen los geworden zu sein.

Die Schlacht von Hanau war den Waffen der Alliirten nicht günstig gewesen. Napoleon hatte sich den ungehinderten Rückzug erzwungen, und die Trümmer der großen Armee wälzten sich nun im buntesten Durcheinander auf der Straße von daher unaufhaltsam unserem Gebiete zu.

Schon in der Nacht auf den 31. Octbr. hatten die Tags vorher eingerückten Bayern, das Mißliche ihrer eingenommenen Position erkennend, die Stadt wieder geräumt und sich nach Sachsenhausen zurückgezogen, wo sie in und um dem deutschen Hause, sowie an der Brücke und dem Main ihre Stellung befestigten. Die erstere war, soviel es geschehen konnte, abgeworfen worden, so daß man nur noch die Trottoirs passiren konnte, und jenseits derselben hatte man auf verschiedenen Punkten starke Batterien errichtet.

Der 31. Octbr. war ein Sonntag, und ich entsinne mich, daß ich schon früh Morgens der Brücke zueilte, um mich über den Stand der Dinge zu unterrichten. An diesen Gang knüpft sich eine jener kleinen Episoden, die uns als interessante Staffagen solcher Erlebnisse stets im Gedächtniß bleiben. Es hielt hier nämlich ein Posten unserer Bürger-Cavallerie, um die Passage der Brücke zu beaufsichtigen. Indem ich mich mit demselben (es war der Herr J. G. B. Trost aus der Fahrgasse) unterhielt, trat ein über die Brücke kommender bayerischer Offizier zu uns heran, um sich nach einem Schwertfeger zu erkundigen, bei dem er eine neue Degenklinge kaufen könne. Die alte mochte sich im Dienste für die Franzosen abgenutzt haben und ihm nun, wo es einmal an ihre eigenen Häute gehen sollte, nicht mehr scharf genug dünken. Ich erbot mich, ihm dabei behülflich zu sein, und führte ihn, nach einigen in der Nähe vergeblich gemachten Versuchen, nach der Catharinenpforte zu dem damaligen Schwertfeger Streng.

Auf dem Wege dahin sprengte ein anderer unserer Cavalleristen in gestrecktem Carriere an uns vorüber die Zeile hinauf, nach der von Bürgern besetzten Hauptwache, um das Andringen der Franzosen dort zu melden. Ohne davon etwas zu ahnden, waren wir eben im Handel über die Degenklinge begriffen, als plötzlich der oben erwähnte Herr Trost am Fenster des Waffenladens erschien, um den Offizier zu benachrichtigen, daß die ersten Franzosen bereits in die Stadt gedrungen seien und er Gefahr laufe, gefangen zu werden, wenn er nicht eile, die Brücke wieder zu erreichen.

Im schnellsten Laufe ging es nun durch die am nächsten führenden Nebengassen der Brücke zu, an der bereits einige französische Tirailleurs zu feuern begonnen hatten. Die bayerischen Vorposten waren eben zur Ladung mehr nach der Mitte der Brücke zurückgegangen und der Offizier demnach um so mehr der Gefahr bloßgestellt, da er sich ihnen nicht anschließen konnte, ohne dem überlegenen Feinde in die Hände zu laufen. Dies erkennend, wollte er den Main schwimmend passiren, woran ihn jedoch die wachhabenden Bürger am Metzgerthore mit der beruhigenden Versicherung zu verhindern suchten, daß im Fall er sich bedroht sehen sollte, sie für seine Sicherheit schon sorgen würden. In demselben Augenblick jedoch rückten die bayerischen Posten wieder vor, was der junge Mann nun schnell benutzte, um sich unter den feindlichen Kugeln seinen Leuten wieder anzuschließen.

Dieses kleine Intermezzo ging damit aus, daß ich demselben Offizier, am dritten Tage darauf, nach dem erfolgten gänzlichen Abzug der Franzosen, wieder wohlbehalten mit seinem Bataillon über die Brücke einrücken sah, und hier Gelegenheit hatte, ihm über seine glückliche Rettung meine Freude zu bezeigen.

Nach einigen ähnlichen Plänkeleien in der Nähe der Brücke, wobei es mehrere Todte und Verwundete gab, wie z. B. unter andern auch ein französischer Gensdarm, der ganz in meiner Nähe, mit sammt seinem Rosse, an der Mehlwage durch zwei bayerische Kugeln zusammengeschossen wurde, gestaltete sich die Sache bald ernsthafter. Ein französischer Artillerie-General, am Kopf und Arm verwundet, aber doch noch fest im Sattel, erschien mit seinem Stabe, ordnete rasch das ihm

folgende Geschütz in Batterien, theils in der Fahrgasse, meistens aber auf dem Kai links der Brücke, und bereitete überhaupt alles zu einer energischen Beschießung des deutschen Hauses vor, die auch sehr bald darauf ihren Anfang nahm.

Bis dahin hatten wir mit steigender Neugier diesem sich hier entwickelnden Kampfspiele zugesehen und uns keck mitten darunter gewagt; indem wir, je nach den Umständen, bald retirirten oder mit vorgingen. Als aber plötzlich „Feuer" commandirt wurde und die erste Kartätschenlage gegen die Mauern der Brückenmühlen und des deutschen Hauses prasselten, die dann von drüben sofort mit einem gegen den Kai gerichteten Kugelregen erwiedert wurden, da gaben wir Fersengeld. In einem Nu waren die Gassen von Neugierigen wie gekehrt, und die krachenden Feuerschlünde konnten ungestört ihren alles vernichtenden Dienst verrichten.

Während alles das unter unseren Augen vorging, hatte die Avantgarde der französischen Armee die Stadt erreicht. Damit wurde die Lage derselben mit jeder Minute gefahrdrohender, denn drangen die Truppen in die Stadt, so war nicht abzusehen, was aus uns werden würde.

In diesem kritischen Augenblick befand sich der Obristlieutenant des zweiten Bataillons unserer Nationalgarde, Herr Bernhard Aubin, gerade bei dem Posten derselben am Obermainthor, als die Meldung von der Annäherung des Kaisers dahin gelangte. Ohne zu zaudern, bestieg derselbe das erste beste sich ihm darbietende Pferd, um ihm entgegen zu reiten, und dieser schnell ausgeführte Entschluß hatte für die Stadt die ersprießlichsten Folgen.

Kein besserer Mann hätte für eine solche Mission, wenn sie beabsicht gewesen wäre, gewählt werden können; denn Herr Bernhard Aubin, obgleich in seinem bürgerlichen Stande dem Comptoir angehörend, wußte in der Uniform nicht weniger zu imponiren, wie ein französischer Marschall, und verstand es meisterhaft, seine militärische Haltung durch gewandte Rede in fließendem Französisch zu unterstützen. Der Kaiser, dem ein solches Auftreten wohl gefallen haben muß, nahm ihn sofort an seine Seite, um sich nach dem für sein Quartier auser-

sehenen Bethmann'schen Garten, am Neuen Thore, geleiten zu lassen, von wo er die ganze Retirade übersehen konnte, die an demselben vorüberziehen mußte.

Unser Aubin wußte diese Gelegenheit klug zu benutzen, indem er den Kaiser den Weg über die Pfingstweide nehmen ließ, wo die großen Lazarethe für die französische Armee errichtet worden waren. Der Kaiser, auf seine Fragen über den Zweck dieser Gebäude unterrichtet, äußerte sich beifällig darüber und nahm hier wohl den ersten Eindruck einer milderen Stimmung gegen die Stadt mit sich, die später durch das verständige und gemessene Benehmen seines Wirths, unseres Moritz von Bethmann, sowie auch durch die Deputation, welche, mit dem Präfecten an der Spitze, dem Kaiser aufwartete, unterhalten und zum Vortheil der Stadt in erfolgreichster Weise benutzt wurde. Wenn man es jedoch dieser Stimmung allein zuschreiben will, daß Napoleon seiner Armee die Thore schließen und sie an denselben vorüberziehen ließ, so geht man darin wohl zu weit. Hätte man den bis auf das äußerste erschöpften Soldaten es gestattet, die Stadt zu betreten, so war es vorauszusehen, daß die rasche Bewegung der Armee nach Mainz dadurch in Verwirrung und Stocken gerathen und ihr Rheinübergang sehr gefährdet gewesen wäre. Man war daher gezwungen, den ermüdeten Truppen nur eine kurze Rast unter freiem Himmel und die nöthigsten Erfrischungen zu gestatten, und dieser gebieterischen Nothwendigkeit war es wohl hauptsächlich zuzuschreiben, daß wir von den Calamitäten einer Retirade durch die Stadt verschont blieben, die uns sonst die Großmuth des Feindes unter günstigeren Umständen wohl schwerlich erspart haben dürfte.

Zu welchem hohen Grade die Schrecken eines solchen Rückzuges, bei längerem Verweilen der Armee, gestiegen sein würden, davon überzeugten uns später die gräulichen Spuren, welche schon der rasche Vorüberzug derselben zurückgelassen. Man muß das gesehen haben, um sich eine Vorstellung davon zu machen, und wer heute jene Erlebnisse noch zu überschauen und mit seinen früheren Erfahrungen zu vergleichen vermag, wird gestehen, daß unsere damalige Lage eine weit gefahrdrohendere gewesen, als sie Frankfurt wohl jemals erlebte.

Umgeben von zahllosen Schaaren eben aus einer heißen Schlacht kommender Soldaten, die erschöpft, um jeden Preis ihre Bedürfnisse zu erlangen strebten; auf ihren Fersen den nachrückenden Feind, der den Kampf im Innern der Stadt an der Mainbrücke bereits aufgenommen und mit dem wir Tages zuvor so jubelnd fraternisirten, hatten wir in der That nur das Schlimmste zu erwarten. Doch herrschte bei alledem weder Zagen noch Verwirrung unter uns; alles war an seinem Posten, wobei uns eine so langjährige Praxis gut zu Statten kam, die uns handeln gelehrt hatte.

Wie viel in solchen kritischen Momenten, die ebensowohl das Allgemeine wie den Einzelnen bedrohen, das einmüthige Zusammenhalten einer Bürgerschaft werth ist, und wie sehr gefährdet wir ohne ein solches gewesen sein würden, wird ein Blick auf die oberste Behörde leicht erkennen lassen, von der uns vor Allem in der damaligen Lage Rath und Hülfe kommen konnte.

Der Großherzog selbst war nicht anwesend. Seine Minister, sowie viele der höheren Beamten gehörten uns durch Nationalität nicht an und waren theilweise seither die Vollstrecker jenes höheren Willens gewesen, der in demselben Augenblick sein Hauptquartier vor den Thoren der Stadt genommen. Der auf diesen Regionen haftende Verdacht des überwiegenden französischen Einflusses drohte uns demnach bei den nachrückenden Verbündeten eben so nachtheilig zu werden, wie uns bereits der jubelnde Empfang der Deutschen in eine gefährliche Lage versetzt hatte. Zwischen diesen zwei Bedrängnissen war es glücklicherweise die so überaus taktvolle Haltung unseres Präfecten, des schon oben rühmlichst erwähnten Friedrich Max v. Günderode, welcher beide Befürchtungen zu paralisiren wußte, während derselbe zugleich in unermüdlicher Sorge um das Wohl der Stadt allen Anderen voranleuchtete. Auch unserem Maire, Jacob Guiollet, obgleich zu den von auswärts gekommenen Staatsdienern zählend und darum mancherlei Anfeindungen ausgesetzt, gebührt der Nachruhm, seinen wichtigen Posten, namentlich in diesen Tagen der Gefahr, mit aller Energie und vollkommen im Interesse der Stadt verwaltet zu haben, sowie auch besonders sämmtliche Präfectur-, Departements- und Municipalräthe,

die den Achtbarsten unserer Bürgerschaft angehörten, eine Hingebung und Ausdauer dabei bewiesen, die wesentlich zur glücklichen Ueberstehung dieser harten Prüfung beitrug. Vor Allem aber war es der einmüthige Geist der Bürgerschaft, in welchem die leitenden Elemente ihre rechte Stütze fanden, während jene sich wieder durch das vorangehende Beispiel der höheren Stände in ihrer patriotischen Aufopferung ermuthigt sah.

Wenn es möglich gewesen wäre, eine übersichtliche Schilderung von Allem dem zusammenzustellen, was sich in den Tagen dieses denkwürdigen Rückzuges in der nächsten Umgebung unserer Stadt zugetragen, so würden wir sicher um einen merkwürdigen Beitrag zur Geschichte menschlichen Elends und wechselnden Geschicks reicher sein. Es waren dieses die letzten Momente einer Gewaltherrschaft, die seither mit eiserner Wucht auf Deutschland gelastet und die, den Inhalt einer langen Leidensgeschichte mit sich nehmend, hier unter convulsivischen Zuckungen den Geist aushauchte, der gleichsam wie ein böser Dämon über seine uns damals noch so nahen Gränzen entwich, um — so Gott will — niemals über dieselben wiederzukehren.

Mag es auch sein, daß während den darüber hingegangenen vierzig Jahren manch anderer harter Kampf fern von uns ausgefochten wurde, und daß z. B. die letzte Menschenschlächterei im Orient massenhaftere Opfer für ein immer noch in Frage gestelltes Resultat gekostet: einen Kampf wie jenen, der hier vor unseren Thoren mit diesem Vorüberzuge seine Endschaft auf deutschem Boden erreichte, hat die Geschichte seitdem nicht wieder aufzuweisen. Gerade darin liegt eben auch das Denkwürdige dieser seiner letzten Momente, von deren Einzelnheiten jedoch nur wenige vage Ueberlieferungen auf unsere Gegenwart gekommen sind, so mannigfaltig, ergreifend und inhaltsreich sie auch wohl gewesen sind. Alle menschlichen Leiden und Leidenschaften haben hier in ihren verschiedenartigsten Abstufungen eine Rolle gespielt; von dem sich allmächtig dünkenden Kaiser, der aus den Fenstern des Bethmann'schen Gartens, mit den an denselben vorüberziehenden Trümmern seiner für unbesiegbar gehaltenen Armee, seinen Stern mehr und mehr erbleichen sah, bis abwärts zu dem bärtigen Grenadiere, der, nach

mancher siegreichen Schlacht, und selbst den Schrecken der Berecżina glücklich entronnen, sich hier so nahe der Heimath, mühsam irgend einem Obdach zuschleppen mußte, um in Folge zu großer Strapazen doch noch verschmachtend umzukommen, — durch diese ganze Gradation hindurch würden sich Situationen und Seelenzustände schildern lassen, welche die psychologischen Denkwürdigkeiten auf das interessanteste bereichern müßten. Von allem dem aber wissen wir nicht viel auszusagen, da bei der Absperrung der Stadt nur wenige ihrer Einwohner Augenzeuge dieser unübersehbaren Misere sein konnten. Diejenigen aber, die sich in ihrem Beruf oder zum Schutz ihres Eigenthums darunter bewegten, nahmen aus diesem Durcheinander einer mit der Erschöpfung ringenden Gewalt nur die Eindrücke wilder Begierde, oder des Fluchens, Stöhnens und Sterbens mit hinweg, die in der Fluth der uns so plötzlich überraschten Ereignisse schnell wieder untergingen, deren Spuren ein Jeder zu verwischen strebte, sobald sie abgelaufen.

Nicht weniger angst- und sorgenvoll ging es im Innern der Stadt zu, und wer in jenen Tagen den Geist Asmodi zum Führer gehabt hätte, um mit Hülfe seiner Zauberlaterne in das Innere unserer Familienkreise zu blicken, der würde darin, zwar wohl weniger grauenvolle wie draußen vor den Thoren, aber dafür wohl um so buntere Scenen zu beobachten Gelegenheit gehabt haben, die sich je nachdem in Schrecken und ruhiger Fassung, Muth und Feigheit, Mitleiden und roher Gewalt, Dankbarkeit und frechem Uebermuth u. s. w. abspiegelten, und in diesen Gegensätzen sicher den pikantesten Stoff zu den charakteristischsten Schilderungen geliefert haben würden.

Waren auch die Thore der Stadt abgesperrt und die Zugänge durch unsere Cavallerie, im Verein mit französischen Gendarmen, aufs strengste überwacht, so wußte sich doch eine Unmasse von Offizieren aller Grade, Militärbeamten, Maroden, Nachzüglern u. s. w. den Eingang zu verschaffen oder zu erzwingen, die überall bei den Bürgern eindrangen, um ihrer Noth oder ihren Bedürfnissen durch Trotz oder Bitte, Kauf oder Requisition abzuhelfen. Von einer geregelten Ordnung in dieser Beziehung konnte bei dem unübersehbaren Gewirr von Anforderungen, welche die Stadt zu befriedigen hatte, kaum die

Rede sein, und Jeder mußte daher dem ihm Zugemutheten, so gut es gehen wollte, selbst zu entsprechen suchen.

Daß man sich unter solchen Umständen auf alle Eventualitäten gefaßt machte und für sein Haus sorgte, ist begreiflich; auch ich mußte eine Rolle dabei übernehmen, obgleich ich gehofft hatte, daß die wenig versprechende Außenseite meiner klösterlichen Burg mich vor dem Andrange der Erquickungsuchenden schützen würde. Die Obhut des alten Gemäuers, das zur Zeit noch den größten Theil des Brönner'schen Geschäfts enthielt, war mir allein zugetheilt, da unser Chef mit seiner jungen Frau in seiner entfernteren Behausung für eigene Einquartierung und sonstige häusliche Bedrängnisse vollauf zu sorgen hatte. Ich fand mich daher mit dem Handlungspersonal gänzlich isolirt und mußte selbst die nöthigen häuslichen Dispositionen treffen, die bald um so dringender wurden, da die ungebetenen Gäste nicht lange auf sich warten ließen.

Zuerst erschien ein Capitän mit seinem Lieutenant, die beide auf gut Glück an das Thor des verlassenscheinenden Hauses pochten und um so freudiger überrascht waren, als sie einen Blick in sein gastliches Innere thun konnten. Ihnen folgte bald ein Chef d'escadron mit Bedienung, und endlich ein Secretär aus dem Kriegsministerium, gleichfalls mit Dienerschaft. Alle wollten essen, trinken, schlafen, und es fehlte mir in meiner Junggesellenwirthschaft an Allem, was diesen Anforderungen gehörig entsprechen konnte. Ich ließ daher alle Betten im Hause in ein geräumiges Zimmer gleicher Erde schaffen und rings an den Wänden umher ausbreiten, stellte einen großen Tisch in die Mitte, besetzte ihn mit, aus der Nachbarschaft beschaffter kalter Küche und Weinen, und lud meine Gäste ein, es sich comfortable zu machen.

Das ließen sich die Herren denn auch nicht zweimal heißen, und es war eine Freude, dieselben in bunter Reihe zulangen zu sehen. Dies geschah übrigens in aller Gemüthsruhe und unter jovialen Gesprächen, während draußen keine fünfzig Schritte von uns in der Fahrgasse und an der Brücke die Kanonen krachten und die Kartätschenkugeln über den Main hin und her flogen. Ich machte meine Gäste darauf aufmerksam, daß ihre Lage in solcher Nähe des Kampfplatzes

eben nicht allzusicher sein möchte, da ein plötzliches Vordringen der Bayern sie in Gefahr bringen könnte, gefangen zu werden. Das genirte jedoch Niemand; der erschöpfte Körper behauptete sein Recht, und nachdem sich Alle gesättigt, worüber die Nacht eingebrochen, bereitete sich ein Jeder zur Nachtruhe, und bald schnarchte es rechts und links, als hätte sie Nachtigallengeflöte in den süßesten Schlummer gewiegt.

Nur der Secretär aus dem Kriegsministerium bat um ein besonderes Zimmer, sowie um Licht und Schreibzeug, weil er die Materialien zu dem Bülletin zu ordnen habe, welches am nächsten Tage über die Schlacht von Hanau ausgegeben werden würde.

Während dieser kleinen Ereignisse im Innern unserer klösterlichen Mauern, die sich in ähnlicher Weise, wenngleich in verschiedenartiger Abstufung wohl über die ganze Stadt verbreiten mochten, hatte sich draußen auf dem Hofraume ein kleines kriegerisches Bivouac zum malerischen Bilde gruppirt. Die Dienerschaft umstand hier ein hellloderndes Wachtfeuer unter den alten Hollunderbäumen, neben welchem unter Waffen und Gepäcke aller Art die abgetriebenen Pferde, in Ermanglung der Fourage, begierig das Stroh der Bücher-Emballagen sammt darunter befindlichen Papierschnitzeln verzehrten, und freudig aufwieherten, wenn sie einen guten Bissen darunter fanden. Drinnen im Zimmer die Reste des geleerten Büffets, umlagert von den in Schlaf versunkenen kriegerischen Gästen, welche alle Schrecken des Kriegs für ein Weilchen ruhig verträumten. Droben dagegen die noch einsam schimmernde Lampe des die Phrasen eines siegverkündenden Bülletins aneinander reihenden Secretärs, der sich abmühen mochte, einen Feind gänzlich zu vernichten, der in demselben Moment ganz in der Nähe sein Dasein mit krachendem Kanonendonner aufs Neue bestätigte. Alles das bildete ein Ganzes in so malerischer Beleuchtung, daß es mir noch heute gegenwärtig ist; daß sich jedoch nicht überall ähnliche Scenen zu gleich-friedlicher Beschauung darstellten, davon überzeugte uns der von allen Seiten zu unserer Abgeschiedenheit herüberdringende wilde Lärmen, sowie der feurige Wiederschein, der den Horizont weithin erleuchtete.

Bald auch drohte uns der inzwischen immer heftiger werdende Kampf draußen am Main gefährlicher zu werden und sich selbst in unsere Nähe zu ziehen. Ein Bataillon der Grenadiere und Voltigeurs des Oudinot'schen Corps hatte Ordre bekommen, einen Scheinangriff auf die Stellung der Bayern zu unternehmen; die Letzteren ließen die Andringenden bis in die Nähe der Mühlen kommen, richteten dann aber ein so mörderisches Feuer auf dieselben, daß jene in Brand geriethen und im Gedränge der Retirirenden viele ihrer Todten und Blessirten in den Fluß stürzten. Es war dies ein Moment, der mir so bedrohlich erschien, daß ich meinen Capitän weckte, damit die meiner Hospitalität Vertrauenden wenigstens nicht im Schlafe das Opfer eines möglichen Ueberfalles werden möchten. Der etwas beleibte, mit einem **tonnere de dieu!** vom Lager aufspringende Capitän rieb sich die Augen und folgte mir, um den Gräuel der Verwüstung näher zu überschauen. Kaum hatte er sich jedoch von dem Stande der Dinge überzeugt, so kehrte er beruhigt und mit der Versicherung zum Lager zurück, daß man die Brücke nicht nehmen könne, die Bayern aber nicht stark genug seien, die Retirade zu hindern. Er hatte recht; es war nur eine Demonstration, die jedoch manchem armen Teufel das Leben gekostet hatte. Sein Pferd besteigend, reichte er mir am Morgen mit den Worten die Hand zum Abschiede: „**Adieu mon ami; vous nous êtes quitte pour jamais!** Ob er wahr gesprochen und ein zweites „Sie sollen ihn nicht haben!" ausreichend sein wird, etwa wieder aufsteigende Gelüste zu unterdrücken, muß die Zeit lehren.

Der 1. November verlief bei weitem ruhiger. Die Kanonade war in Folge von Unterhandlungen von Seiten der Stadt eingestellt worden, an denen sich auch unser Bethmann auf das lebhafteste betheiligt hatte, und die Retirade nahm daher ihren ungehinderten Fortgang. Um 2 Uhr brach auch der Kaiser nach Mainz auf, und da inzwischen Jedermann schon um vieles vertrauter mit seiner Lage geworden, so gab man sich auch schon wieder mit weit mehr Zuversicht dem öffentlichen Leben hin. Man betrachtete sich die Dinge mehr in der Nähe und bestieg den Pfarrthurm, um Rundschau über die Umgegend zu halten.

Hier nun bot sich dem spähenden Auge der interessante Ueberblick jener letzten Lagerstätte französischer Gewaltherrschaft auf deutscher Erde dar, deren so verhängnißvolle Momente ich bereits oben angedeutet. Die ganze Umgegend der Glacis, vom Allerheiligen- bis zum Gallusthore und noch weiter hinaus, bildete ein großes, von unzählbaren Wachtfeuern rauchendes Bivouac, in dem sich die fortwährend Ankommenden erfrischten, die Maroden ausruhten und die Hinfälligen ihre letzte Lagerstätte bereiteten, von der gar mancher nicht mehr aufgestanden, der sich hier noch einmal niedergelassen. Unaufhaltsam wälzte sich die Retirade im buntesten, unabsehbaren Gemische nach Mainz zu, dem Rheine entgegen, während von Hanau her fortwährend dichte Massen nachdrängten. Es waren dieses übrigens schon die Arriergarde unter dem Marschall Mortier, die allerdings keine Zeit zu versäumen hatten.

Mit einem guten Fernrohre konnte man schon die letzten Schaaren der Retirade übersehen und deutlich erkennen, wie sie, dicht hinter sich, von nachrückenden Kosacken umschwärmt, fortwährend mit denselben scharmützelten. Darüber brach die Nacht an, die im Ganzen ziemlich ruhig verlief. Mit anbrechendem Morgen recognoscirte ich die Brücke, um zu erspähen, welchen Ereignissen wir entgegengehen würden, bei welcher Gelegenheit ich über mehrere Todte stolperte, die mir von ihrem kothigen Ehrenbette in der Fischergasse die gebrochenen Augen zukehrten und ihre zerschmetterten Glieder in geronnenen Blutlachen badeten. Ein Schlachtfeld im Kleinen, was jedoch vollkommen hinreichte, mich mit Schauder gegen die Bestialität des Kriegs zu erfüllen.

An der Brücke hielten nur noch zwei französische Geschütze, deren Bedienung um ein hellloderndes Wachtfeuer ganz in der Nähe der gefüllten Munitionswägen saß, welche gefährliche Nachbarschaft dem löblich zwölften Quartier sehr übel mitgespielt haben würde, wenn der Zufall dem Pulvervorrath einen zündenden Funken zugeführt hätte. Glücklicherweise sollte diese Besorgniß nicht mehr von langer Dauer sein, denn gegen 7 Uhr wurden die Trainpferde vor Wägen und Geschütze gelegt, die Posten in der Stille eingezogen und das Zeichen zum Abmarsche gegeben, der nun auch vollständig erfolgte.

Kaum war dieser geräuschlose, durch den Morgennebel begünstigte Abzug jenseits der Brücke wahrgenommen worden, als sich sofort ein ungemein reges Leben auf derselben bemerkbar machte. Alles legte Hand an, die aufgehobenen Bohlen wieder einzuziehen und die Passage wieder herzustellen, was denn auch in kaum einer Stunde geschehen war. Schon um 8 Uhr begann der abermalige Einmarsch der nun auch durch Oesterreicher verstärkten Bayern, deren leichte Cavallerie mit den Kosacken durch die Stadt sprengten, um den retirirenden Franzosen auf der Straße nach Mainz nachzusetzen; wir aber athmeten von neuem hoch auf, die Letzteren nun endlich glücklich los geworden und so mit dem Schrecken davongekommen zu sein.

Wir waren nun abermals wieder frei und deutsch, und durften uns unserer Freude schon mit etwas mehr Zuversicht überlassen, wenngleich die Zukunft noch keinesweges so unumwölkt vor uns lag. Aber so erhebend war das Gefühl, den Drängern endlich auf den Rücken sehen zu können, daß das damit wiedererlangte Vertrauen nun auch rasch den Entschluß heranreifte, dieser Zukunft unsere ganze Thatkraft zu weihen. Wir hatten uns endlich selbst wieder gewonnen, und nur ein Ruf drang durch das neue, wieder zum gemeinsamen Vaterland gewordene Deutschland: Vorwärts!!

Der Schritt vom Entschlusse zur That erheischte allerdings sehr große Opfer. Die in Masse heranziehenden Armeen drohten uns mit Einquartirungen zu erdrücken, und da Frankfurt noch immer bei gar vielen von ihnen im Geruche des Franzosenthums stand, so mußten wir uns schon manche deßhalb an uns verübte Unbill gefallen lassen.

Bereits am 5. November hielt Kaiser Alexander hier seinen Einzug, dessen schöne ritterliche Gestalt schnell alle Herzen, besonders aber die der Damen eroberte, die seines Lobes nicht müde wurden. Tages darauf kam Kaiser Franz, der mit ungeheurem Jubel empfangen wurde. Die Stadt war Abends festlich erleuchtet und in jeder Brust waren die Erinnerungen an die ehemaligen Kaiserkrönungen wieder wach geworden. War doch Kaiser Franz selbst vor einundzwanzig Jahren hier noch gekrönt worden, und sein Wiederbetreten unserer Stadt nach so langer und inhaltsschwerer Zeit mußte unter

den obwaltenden Verhältnissen ohne Zweifel auch auf ihn einen großen Eindruck machen, der sich auch in mancherlei Einzelnheiten äußerte.

Einem dieser mir in frischem Andenken gebliebenen Begebnisse entnahm ich siebenundzwanzig Jahre später (1840) den Stoff zu einem darauf bezüglichen Gedichte, welches ich für das zur damaligen Feier des Buchdrucker-Jubiläums veranstaltete Album lieferte, und das ich hier, als meine Erinnerungen damaliger Zeit ergänzend, einschalte, da es in ziemlich treuer Schilderung nicht allein die Momente und Gefühle wiedergiebt, denen es seine Entstehung verdankt, sondern auch der patriotischen Hingebung eines unserer Mitbürger (Dr. Feierlein) gedenkt, der bei dieser Veranlassung ein Opfer seiner Begeisterung für Frankfurts Wiedergeburt wurde.

Kaiser Franz I. von Oesterreich

in Frankfurt a. M. 1813.

Im Taxis'schen Palaste
Zu Frankfurt an dem Main,
Räumt man dem hohen Gaste
Die Fürstenwohnung ein;
Doch nicht zum Festgepränge
Schmückt sich das weite Schloß,
Es füllt die langen Gänge
Kein bunter Höflings-Troß.
Nur Kriegertritte schallen
Die Stiegen auf und ab,
Und durch des Hofes Hallen
Der Rosse flücht'ger Trab.
Aus hohen Fensterbogen
Schaut mancher Knebelbart
Mit Mienen wild verwogen,
Nach ächter Ungarn Art,
Der noch vor wenig Tagen
Auf Leipzig's blut'gem Feld
Die Freiheits-Schlacht geschlagen,
Wo fiel so mancher Held. —

Sie harren hier der Stunde
Der Ankunft ihres Herrn,
Mit ihm zu Kampf und Wunde
Zu zieh'n in weit're Fern'.

Im Schmuck der Siegesreiser
Zieht Oestreichs Helden-Chor,
Zieht Deutschlands letzter Kaiser
Zu Frankfurt ein durch's Thor. —
Durch die belebten Gassen
Tönt lauter Jubelschall
Den dicht geschaarten Massen
Entgegen überall;
Des Anblicks deutscher Krieger
Hat lang man hier entbehrt,
Nun kommen sie als Sieger
Und sind d'rum doppelt werth.

Voran den Grenadieren,
Die stolz im Waffenglanz
In Reih' und Glied marschiren,
Ritt huldreich — Kaiser Franz.
Deß milde Blicke gleiten
Auf Volk und Krieger hin,
Und Bilder früh'rer Zeiten
Gehn ernst durch seinen Sinn.

Hier war's, wo von dem Throne
Die Fürsten er belehnt,
Als Deutschlands Kaiserkrone
Sein hohes Haupt bekrönt.
Dieselben Glocken schallen
Vom alten Dome heut',
Wie, als in seinen Hallen
Man einst ihn hier geweiht;
Und die sein Roß umgeben,
Sie fühlen's mit ihm tief;
Noch mancher ist am Leben,
Der damals Vivat rief.
Und Vivat! ruft nach Jahren
Das Volk ihm heute nach,
Ihm, der mit seinen Schaaren
Die fremden Ketten brach.

Und weiter zum Palaste
Wogt voran Volk und Held,
Wo ihm, dem hohen Gaste,
Das Hauptquartier bestellt.

Hier gibt sich ihm aufs Neue
Im lauten Jubel kund,
Daß Frankfurts alte Treue
Noch lebt in Herz und Mund;
Das frischt ihm die Gebilde
Der alten Zeiten auf,
Und mit gewohnter Milde
Frägt bald der Kaiser drauf:
„Wo sind die alten Degen,
„Cap'täne vom Quartier,
„Die auf den Krönungswegen
„Ich sah im Dienste hier?
„Laßt mir die Wack'ren rufen,
„Die für die Bürgerschaft
„Mir Treu' an Thronesstufen
„Gelobt durch Eideskraft."

Kaum ward zu ihrer Kunde
Die nie geträumte Ehr',
So eilten sie zur Stunde
Zu folgen dem Begehr.

Wer hat in unsern Tagen
Den Bürger-Capitän,
Wie er sich sonst getragen,
Im Lustspiel nicht geseh'n?
So in demselben Staate
Mit Schärp' und Epaulett',
Dem Capitäns-Ornate,
Mit Jabot und Manschett',
Wie bei dem Krönungsfeste,
Gepudert und frisirt,
Mit scharlachrother Weste
Und Stiefeln blank polirt,
Die Hand am Degenknopfe,
Im Aug' bescheid'nen Muth,
Und würd'voll auf dem Kopfe
Den breiten Treffenhut:

11

So schritten die Gestalten,
Zu vierzehn an der Zahl,
Im militär'schen Halten
Erwartungsvoll zum Saal. —

Es lebt' in jenen Tagen
Ein Mann in unſ'rer Stadt,
Der, wie man pflegt zu sagen,
Am rechten Flecke hatt',
Was andre leicht verlieren
In Freuden oder Schmerz
Noch öfters schlecht regieren,
Wir meinen — Kopf und Herz. —
Sein Name, fast verklungen,
Sein Wirken ohne Schein,
Sind kaum zu uns gedrungen:
Denn Doctor Feierlein,
Er zahlte mit dem Leben
Prompt seinen Ehrentag,
An dem, im schönsten Streben,
Er sich den Lorbeer brach. —
In mancher Richter-Fehde
Half treulich er der Noth,
Die Feuerkraft der Rede
Stand stets ihm zu Gebot;
D'rum hatten ihn auch heute
Die Vierzehn sich erseh'n,
Daß er an ihrer Seite
Zum Kaiser möchte geh'n;

Zwar war von ihnen Allen
Wohl keiner, was man sagt,
Grad auf den Mund gefallen,
Auch sonst wohl nicht verzagt;
Doch ist's nicht wohl zu rathen
Und schickt sich eben nicht
Bei hohen Potentaten,
Wenn mehr wie Einer spricht. —
Genug, an ihrer Spitze
Führt Feierlein sofort
Sie stracks zum Kaisersitze
Und läßt sie melden dort.

Umringt von Generalen,
Die hier im höchsten Glanz
Den Herrscher hell umstrahlen,
Steht einfach — Kaiser Franz.
Sein sanftes Aug' verbreitet
Vertrauen, Glück und Ruh',
Und unser Häuflein schreitet
Voll Ehrfurcht auf ihn zu.
„Laßt euch willkommen nennen,
„Cap'täne vom Quartier!
„Ich denk', ihr Herren, wir kennen
„Uns wohl von früher hier?
„Das war in beff'ren Tagen,
„Denn besser war die Welt,
„Die jetzt im Lauf' und Jagen
„Nach Neu'rung schwankt und fällt. —
„Im Wechsel der Gestalten,"
So fuhr der Kaiser fort, —
„Hingt fest ihr stets am Alten,
„Am Glauben und am Wort?"

Drauf ehrfurchtsvoll begehret
Der Doctor Feierlein,
Daß ihm das Wort gewähret
In Gnaden möge sein.
Dann hebt er an zu schildern
Der Jahre Wechsellauf,
Und faßt in treuen Bildern
Die Thatenreihe auf:
Wie man in deutschen Landen
Dem Kaiser warm und treu,
Trotz aufgelösten Banden
Noch stets ergeben sei;
Daß die Erinn'rung wohne
Zu Frankfurt, unverletzt,
Wie Deutschlands Kaiserkrone
Er hier auf's Haupt gesetzt;
Wie drauf der blut'ge Knäuel
Von Freiheit, Kampf und Sieg
Hieher gewälzt die Gräuel
In zwanzigjähr'gem Krieg;
Wie machtlos, sich zu schützen,
Die Stadt der Feinde Schaar

Und ihren Feuerblitzen
Oft preisgegeben war;
Wie Brandschatz zu Millionen
Der Feind sich hier erpreßt,
Und Geißeln ohne Schonen
Gefangen nehmen läßt;
Wie ständige Armeen
Sich lange hier genährt,
Die Landmanns mühsam Säen
Oft vor der Ernt' verzehrt.
Wie dann die Stadt am Ende,
Von allem Schutz entblößt,
Verfiel der Fremden Hände,
Als deutsches Reich gelöst:
Doch daß in Noth und Drängen
Wir hielten treulich aus,
Und stets die Herzen hängen
An Oestreichs Kaiserhaus. —

Und als er so gesprochen,
Da packt's den Doctor tief,
Als wenn durch Mark und Knochen
Ein brennend Fieber lief —
Er stürzt zu Kaisers Füßen
Und fleht zu ihm empor:
„O Herr! mögst nicht verschließen
„Den Bittenden Dein Ohr,
„O Kaiser! mögst nicht wenden
„Von uns den gnäd'gen Blick,
„Gib uns aus Deinen Händen
Der Freiheit Gut zurück.“ —

Ergriffen von der Scene,
Bewegt der Kaiser winkt,
Und eine stille Thräne
Zu seinem Auge dringt:
„Steht auf — ihr sollt verehren
„Nur knieend Gott den Herrn,
„Doch Gleiches zu begehren
„Ist eurem Kaiser fern.
„Ihr möget Hoffnung fassen,
„Die neu uns Allen blüht,
„Geht hin — ihr seid entlassen,
„Was sein kann — das geschieht.“ —

In ehrfurchtsvollem Schweigen,
Den Dank in ihrem Blick,
Die Vierzehn sich verneigen,
Und treten still zurück.

Doch fieberhaft durchzittert
Den Doctor heiße Glut,
So tief hat ihn erschüttert
Sein ächter Bürgermuth. —
Kaum Freundesgruß vernommen,
Die innigst ihm gedankt,
War heimwärts kaum gekommen,
Er auch schon schwer erkrankt.
Er fiel der Nervenseuche,
Ein Opfer seiner Treu';
Der Doctor — ward zur Leiche,
Und Frankfurt? — das ward frei!! —

* * *

Der Inhalt dieses Gedichtes ist im Ganzen durchaus geschichtlich; inwiefern jedoch die hier eben geschilderte patriotische Hingebung des Dr. Feierlein zu der wiedererlangten Selbstständigkeit Frankfurts wesentlich beigetragen, ist wohl nur Denen näher bekannt geworden, die thätig dazu mitgewirkt.

Die Franzosen hatten sich bei Hochheim nochmals festzusetzen versucht, um ihren Rheinübergang zu sichern, aus welcher Stellung sie übrigens bald durch die Oesterreicher verdrängt und damit vollends über die damalige Gränze Deutschlands getrieben wurden.

Am 13. November kamen der König von Preußen und mit ihm zugleich der König von Bayern, mit deren Ankunft unsere inneren Verhältnisse, die seither in einem Zwischenzustande verblieben, alsbald anfingen, wieder eine bestimmtere Form anzunehmen. Ueber das Großherzogthum Frankfurt wurde ein General-Gouvernement eingesetzt, an dessen Spitze Prinz Philipp zu Hessen-Homburg trat; inzwischen gelang es den patriotischen Bemühungen mehrerer Mitglieder des alten reichsstädtischen Senats, das erstere zu dem Be-

schlusse zu bewegen, durch welchen die verbündeten Mächte die Stadt Frankfurt bereits am 14. December von dem Gebiete des Großherzogthums trennten und anordneten, daß dieselbe vorläufig in ihre alte Municipalverfassung zurücktrete. Damit war für unsere Zukunft ein großer Schritt voran gethan, mit dem sich natürlich auch unsere patriotischen Gesinnungen für die deutsche Sache um ein bedeutendes steigerten.

Schon am 17. December erschien der erste Aufruf zur Errichtung eines Corps Freiwilliger, und ich habe die Namen Derjenigen aufbewahrt, welche sich zuerst dazu einzeichnen ließen. Es waren dieses Ludwig Rumpf (später Hauptmann in unserer Linie), Karl Malß, Georg Bunsen, H. F. Farrenschon, Karl v. Heyden (unser gegenwärtiger verehrl. Bürgermeister), Leop. Heinr. Ott, Jacob Friedr. Passavant, Jacob Karl de Bary, Dr. Chr. Schlosser, J. Chr. Belschner, Valent. Meidinger. Ihnen folgten rasch viele andere, und bereits am 26. Januar 1814 rückte die Freiwilligen-Schaar unter Commando des Grafen v. Ingelheim ins Feld. Graf Degenfeld organisirte inzwischen unter Mitwirkung des preußischen Majors Rühl von Lilienstern den allgemeinen Landsturm, aus dem sich später unsere Bürgerwehr gebildet.

Ein buntes Kriegsgetümmel durchwogte jetzt unsere Stadt und bot der Neugierde und der Schaulust jeden Augenblick neue und belebte Scenen dar, die durch die Mannigfaltigkeit der vielen Uniformen, je nach den verschiedenen Nationalitäten, ungemein interessant waren. Besonders waren es die Russen und die sich bei ihrer Armee befindenden Kosacken, Baschkiren und anderen Asiaten, welche die Blicke der Menge auf sich zogen, wie denn auch die hübschen ungarischen Regimenter der Oesterreicher nicht minder auffielen, obgleich ihre Equipirung durch Märsche und Strapatzen sehr gelitten hatte. Am wenigsten imponirten die Preußen durch militärische Aeußerlichkeiten, desto mehr aber durch den Geist der Volksthümlichkeit, der durch ihre Reihen ging. Man sah es ihnen an, daß ihnen Zeit und Mittel gefehlt, große Sorgfalt auf ihre Ausstattung zu verwenden, und sowohl ihre Freiwilligen wie auch der Landsturm erschienen ganz im Gepräge einer allgemeinen Volksbewaffnung. Das aber gerade war es, was ihnen, mit dem symbolischen Kreuze

an der Mütze, besonders die allgemeinen Sympathieen erweckte und Alles zu ähnlichen Aufopferungen hinriß.

Wer diese Zeit des überall erwachenden deutschen Bewußtseins und begeisterter Erhebung mit durchlebt und Zeuge gewesen, wie sich alle deutschen Stämme als ein einiges Volk gegen ihre Bedrücker erhoben und freudig zur Wiedereroberung ihrer Selbstständigkeit in den Kampf gingen, und wer in seiner Erinnerung den darauf gefolgten Ereignissen bis zum Siege von Waterloo noch zu folgen vermag, den muß es freilich mit Trauer erfüllen, wenn er heute, zweiundvierzig Jahre später, die mahnende Geisterstimme aller der wackeren Kämpfer immer noch nicht zur Ruhe gebracht sieht, die in dem Glauben an ein einiges, fest zusammenhaltendes und groß dastehendes Vaterland freudig in den Tod gegangen, und in deren Sinne unser gefeierter Uhland schon am 18. October 1816 seinem Volke die bedeutungsvollen Worte zurief:

„Wenn heut ein Geist herniederstiege,
„Zugleich ein Sänger und ein Held,
„Ein solcher, der im heil'gen Kriege
„Gefallen auf dem Siegesfeld;
„Der sänge wohl auf deutscher Erde
„Ein scharfes Lied, wie Schwertesstreich," 2c. —

Die verbündeten Armeen waren am 1. Januar 1814 auf mehreren Punkten über den Rhein gegangen und verfolgten unaufhaltsam, wenngleich nicht ohne große Anstrengungen und heißen Kämpfen, ihren Siegeszug nach Paris, dessen Einnahme am 30. März erfolgte. Erst am 8. April wurde uns diese so höchst wichtige Begebenheit in ihren Einzelnheiten durch die hiesigen Blätter mitgetheilt, was der bereits an die Blitzesschnelle der Telegraphen gewöhnten Gegenwart allerdings sehr vorweltlich erscheinen wird. Aber die heutige Blitzesschnelle hat bei alledem noch keine so entscheidende Thatsache zu berichten gehabt, wie jene, die uns damals das schwerfällige Brieffelleisen übermittelte. Das große Drama, das mit dem Jahre 1789 begonnen, und fast ohne Unterbrechung die Welt in Athem erhalten hatte, war, wenigstens dem Anscheine nach, damit zum Schlußakt gelangt, und die Welt durfte sich der Hoffnung hingeben, daß sich in einem dauernden Frieden die

alten Wunden endlich vernarben würden, die uns eine so verhängniß-volle Vergangenheit geschlagen.

Wir hier in Frankfurt hatten auch bereits angefangen, uns von dem Schrecken und den Anstrengungen der letztvergangenen Monate mehr zu erholen und uns nach der überstandenen Last erdrückender Einquartirungen wieder wohnlicher einzurichten. Alles kam wieder ins frühere Geleise; man sah sich wieder, befreundete sich mit den fremden Gästen, gab sich den Freuden der Geselligkeit hin und der noch heut zu Tage sich in stets gleicher Weise recommandirende Pastetenbäcker Schneider erschien, als ein Zeichen derselben, aufs Neue wieder im Blättchen mit den Annoncen seiner frischen Gansleber, gleichsam wie nach der Sündfluth die Taube mit dem Oelzweige, als ein Bote des wiederkehrenden Friedens.

Die Brönner'sche Buchhandlung hatte inzwischen ihren Umzug aus der mittelalterlichen Dechanei hinter dem Pfarreisen in das dem Chef derselben zugehörige Haus zum Großen Goldstein, auf dem Kornmarkte, begonnen, und einstweilen den Theil des großartigen Etablissements dort eingerichtet, der das Vorzüglichste der literarischen Schätze umfaßte, welche die Vorgänger mit so vieler Sachkenntniß angesammelt. Die Umstände waren hier dem Detailverkauf günstig, da nach dem Einmarsch der Alliirten das Bedürfniß von Karten derjenigen Ländertheile, auf denen sich der Kriegsschauplatz so plötzlich versetzt sah, um so dringender hervortrat, je weniger man sich auf einen solchen Wechsel der Dinge vorbereitet hatte. Unsere ansehnlichen Vorräthe in diesem Artikel waren glücklicherweise in dem Fall, die höheren Offiziere mit diesen zum Kriegführen so unentbehrlichen Hülfsmitteln versehen zu können, und dieses verschaffte mir die erwünschte Gelegenheit, mit vielen der ausgezeichnetsten Männer damaliger Zeit in persönliche Berührung zu kommen. Die erste Notabilität, zu der ich unmittelbar nach dem Abzug der Franzosen gerufen wurde, war der General Czernitscheff, der sich bei Banquier Metzler einquartiert hatte; damals ein noch jugendlich-schöner Mann, dessen Gewandtheit ganz zu der Rolle gemacht erschien, die er damals gespielt und die ihm gleich im Anfang seiner Carriere zu seiner Berühmtheit verholfen. Mit den nachrücken-

den Armeen kamen andere und gewichtigere Männer jener Epoche, wie Fürst **Schwarzenberg**, **Blücher**, **Scharnhorst**, **Gneisenau**, **Bülow**, **York**, Fürst **Wolkonsky** und Andere, die öftere Veranlassung zu directem und indirectem Verkehr mit ihnen gaben. Arndt war in unserem Hause einquartiert; Jahn kam täglich ins Geschäft, Franzosenhaß zu predigen, und Lord Castlereagh, der damals eine so hervorragende Rolle im Hauptquartier der Verbündeten spielte, hatte ich Veranlassung, durch Besorgung einer selten gewordenen, ihm aber unentbehrlichen Karte in eine Stimmung zu versetzen, deren Jovialität mir die Möglichkeit seines tragischen Endes nie hätte ahnen lassen. Alle diese Männer haben an den großen Begebenheiten jener Zeit einen so entschiedenen Antheil genommen, daß es sich diejenigen wohl mit Recht als eines Vorzugs erfreuen, denen noch die Erinnerung vergönnt ist, dieselben persönlich gekannt zu haben, da sie selbst meistens schon der Geschichte angehören, zu deren glorreichster Epoche sie zählten. —

Am 16. Februar sollten wir noch einmal in nicht geringen Schrecken versetzt werden, und zwar durch den Brand des großen Hospitals auf der Pfingstweide, das für die französische Armee erbaut, jetzt den Verwundeten und Kranken der Verbündeten eingeräumt worden war. Nie habe ich einen so entsetzlichen, Moskauähnlichen Brand erlebt, wie den diese von Holz erbauten Baracken verzehrenden, die glücklicherweise zu jener Zeit gerade nicht sehr zahlreich besetzt waren. Als ich in meiner Wohnung am Pfarreisen vom Feuerruf des Domthürmers erwachte, war mein Zimmer vom Wiederschein des doch so weit entfernten Brandes so erhellt, daß jede Schriftart dabei zu lesen gewesen wäre, und schon fürchtete ich, daß sich unsere Stadt in einer ähnlichen Katastrophe befände, wie jene Moskowiter-Residenz. Bei diesem Brande entfaltete übrigens der Frankfurter Borjer einen Muth und eine Selbstaufopferung, wie sie glänzender nie erschienen. Ungeachtet der großen Gefahr, in Mitten dieser brennenden Holzhütten Hülfe zu leisten, wurden fast alle Kranke gerettet. Weder Typhus noch andere ansteckende Krankheiten wurden gescheut, und ohne weiteres Alles freiwillig in Privathäusern aufgenommen, was in den öffentlichen Hospitälern keinen Platz fand. Es war dieses ein Akt der Humanität, der nicht hoch

genug angeschlagen werden kann, denn Siechthum und Tod aus Menschenliebe an den eigenen Herd zu verpflanzen, ist wahrlich keine Kleinigkeit.

Eine weitere, jedoch erfreulichere Begebenheit ist mir in der Erinnerung geblieben, nämlich die Uebergabe von Mainz am 3. Mai, bei welcher Gelegenheit zum erstenmal nach den verflossenen stürmischen sechs Monaten das Marktschiff wieder dahin abging. Es war ein wahrhaft festliches Ereigniß, und die Menge strömte jubelnd herbei, als der Thürmer zum erstenmal wieder das lang entbehrte Zeichen zur Abfahrt gab, und gewiß Vielen wurde es nun erst wieder heimisch im alten Frankfurt, nachdem sich die süße Gewohnheit wieder in ihr Recht eingesetzt sah, der Abfahrt und Ankunft dieser Arche des öffentlichen Humors beizuwohnen.

Die geistigen Aufregungen dieses mit Anstrengung aller Kräfte geführten Befreiungskampfes konnten nicht verfehlen, auf die Gesinnungen einen großen, Alles umstimmenden Einfluß zu üben. Kein Mittel war unversucht geblieben, die physische und moralische Kraft im Volke anzuspannen und deren Ausdauer zu stählen, und so sah sich Alles in eine patriotische Begeisterung versetzt, die in den mannigfaltigsten Formen zur Erscheinung kam. Wie schon oben erwähnt, waren die Preußen als die Hauptträger derselben zu betrachten, mit deren Vorrücken denn auch überall jene von ihnen hervorgerufenen patriotischen Institutionen selbst da Wurzel faßten, wo unter dem fremden Joche seither die Gesinnung fast zum politischen Indifferentismus herabgesunken war.

Bei uns Frankfurtern zündete das um so schneller, da die Elemente dieser Institutionen in der alten freien Reichsstadt ihren naturwüchsigen Boden fanden, der sich, ungeachtet allen ausgestandenen Dranges, dazu noch empfänglich erhalten. So sahen wir denn auch unter uns bald alle jene Einrichtungen in der Blüthe, deren Grundideen man dem Tugendbunde zuschrieb, wiewohl derselbe vielleicht nur in seinem Namen jenen Zauber bergen mochte, der unter vielem Trefflichen auch so manches Excentrische und Absurde ins Leben rief. —

Die Stiftung der Frauenvereine steht in ersterer Beziehung gewiß in vorderster Reihe, und der sich hier gleich Anfangs 1814 unter dem

Präsidium der allgemein verehrten Frau de Neufville-Gontard gebildete Verein hat bei den bedeutenden Mitteln, die ihm zuflossen, unendlich viel Gutes gestiftet, und kann noch heute als eine ungemein wohlthätig wirkende Hinterlassenschaft jener Epoche betrachtet werden.

Zu den Ausschreitungen der letzteren Art aber zählte die Deutschthümelei, die sowohl in Schrift und Rede, wie in mancherlei Aeußerlichkeiten ihren Ausdruck fand. Derartiges Beiwerk findet sich indessen stets im Gefolge großartiger Bewegungen, und dient der schwachen Gesinnung immerhin als eine nützliche Stütze, sich daran hinaufzuranken und so das schirmende Dach zu bilden, unter dem die besseren Früchte reifen können.

Die Mode, diese nie ruhende Verführerin, die stets bereit ist, jede sich ihr darbietende Maske vorzunehmen, um sich die Herrschaft nicht aus der Hand winden zu lassen, war auch hier geschäftig, uns sofort in einer sogenannten deutschen Tracht entgegenzutreten, und uns dieselbe als ein Erkennungszeichen ächt patriotischer Gesinnung zu empfehlen. Wir jungen Leute waren sämmtlich bald davon angesteckt, und ich selbst war einer von denen, der am ersten sein Deutschthum in einem analog gewählten Anzug zur Schau trug. Alles wollte sich darin hervorthun, der französischen Mode offen den Krieg zu erklären, und unsere geistreiche Sophie Jassoy (Tochter des genialen Rechts-Anwalts) erließ damals jenen poetischen Absagebrief gegen dieselbe, der mir zur Veranlassung wurde, mit ihr und Anderen einen kleinen Cyclus patriotischer Gedichte (Volkstracht und Mode) zu veröffentlichen, dem wenigstens das Verdienst nachzurühmen ist, daß er einer armen Familie durch seinen Ertrag zu einer reichlichen Unterstützung verholfen.

In letzterer Richtung machte sich das Ueberwältigende des Gefühls wieder gewonnener Freiheit überhaupt in einer Weise geltend, die nach allen Mitteln griff, dasselbe zu bethätigen. Erinnert man sich aber heute lebhaft wieder dieses Aufschwungs der Gesinnung, die unzählige Ideen und Pläne zu ihren Zwecken entwickelte, denen allen die feste Ueberzeugung zum Grunde lag, daß noch unseren spätesten Nachkommen diese erhebenden Momente stets eingedenk sein würden, so hat es, selbst

bei den mitunter barocken Gestaltungen derselben, doch etwas Betrübendes für den noch vorhandenen Zeitgenossen, daß von allen diesen Bestrebungen auch fast keine Spur mehr auf unsere heutige Generation gekommen ist. Namentlich haben sich hier in Frankfurt seit der eingestellten Feier des 18. Octobers die Erinnerungen an diese, für uns doch so wichtig gewesenen Ereignisse so verwischt, daß selbst das letzte Zeugniß derselben, die alljährlich wiederkehrende Vertheilung der für die Helden von Waterloo gestifteten Summen, als ein der Gegenwart durchaus fremdgewordener Akt, seine Erledigung findet.

Wie anders war es damals! Schon die leiseste Anregung brachte einen wahren Zudrang zur Hülfeleistung hervor, wie sich das zum Beispiel bei dem uns benachbarten Kostheim bewährte. Fast unter den Kanonen von Mainz gelegen, hatte dasselbe bei dem Rückzuge der Franzosen allerdings viel gelitten und große Mühe, sich von seinen Drangsalen zu erholen, bis Jemand auf die Idee kam, im Juli 1814 desfalls einen Aufruf zu erlassen, der seinen Widerhall alsbald bis in die entferntesten Gegenden fand. Von allen Seiten kam Hülfe, an der sich auch unser Frauenverein in glänzender Weise bethätigte, so daß der Schaden bald wieder gut gemacht war.

Nicht minder sind auch die damaligen Bestrebungen nach und nach zusammengeschrumpft, den Tagen der Erlösung ein auf die Nachwelt übergehendes öffentliches Andenken zu sichern. Unter den mancherlei dazu aufgetauchten Projecten fand besonders ein, ich glaube von Arndt ausgegangener Plan hier den wärmsten Fürsprecher an unserem genialen Pfarrer Kirchner, der sich gern für solche patriotische Ideen begeisterte.

Eine Fläche von 50 bis 60 Morgen Landes sollte nämlich auf dem Terrain der Leipziger Schlachtfelder zu einem Eichenhain angelegt und in dessen Mitte auf einem Hügel die kolossale Riesensäule aus dem Odenwalde aufgestellt werden, auf deren Spitze ein dazu im Verhältniß stehendes großes Kreuz bezeugen würde, daß hier der Sieg nicht blos dem Schwerte, sondern auch einem höheren Walten zugeschrieben werde. In der Nähe dieses Hains sollte ein Dorf, Siegdorf, gegründet und mit bei Leipzig invalid gewordenen Siegern bevölkert werden.

Die Kosten des Unternehmens wurden auf etwa eine Million Gulden veranschlagt und dargethan, daß wenn von den dreißig Millionen Deutschen ein jeder nur zwei Kreuzer beitrüge, die erforderliche Summe sofort beisammen sein würde. So sichtlich diese Idee nun auch ihre Entstehung einem sich der großen That ganz hingebenden Gefühle verdankte, so wenig ist zu läugnen, daß eben diese That des Gedankens würdig war, der aber leider, nach vielen vergeblichen Projecten, sich endlich nur in dem einfachen Stein verkörpern mußte, der bekanntlich lange als das einzige Kennzeichen auf dem Thonberge bei Leipzig die Stelle bezeichnete, wo die Freiheitsschlacht geschlagen und die verbündeten Monarchen die Siegesbotschaft empfingen.

Ein praktischeres Ergebniß hatte die mit diesem patriotischen Aufschwung gleichfalls in Verbindung gestandene neue Organisation unserer seitherigen Nationalgarde. Nach dem Vorbilde Preußens wurde zur Bildung eines allgemeinen Landsturms geschritten, unter welchem sich wieder mehrere freiwillige Corps bildeten, die sich als erstes Aufgebot zur Disposition stellten. In ihnen gingen unsere bisherigen Geleitsreiter, die sich so lange eben so wacker an der Tafelrunde, wie besonders in den letzten Zeiten auch auf ihrem Posten bewährt hatten, als ein neues Corps freiwilliger Cavallerie auf. Auch unsere alten Urschützen metamorphosirten sich zu freiwilligen Scharfschützen; außerdem gab es noch freiwillige Jäger des Landsturms, Freiwillige zu Fuß, Artillerie u. s. w. Alles wollte marschiren und in den Kampf für die deutsche Sache ziehen, und selbst die Ausrüstung dieser Freiwilligkeit theilte sich in deutschthümlicher Weise in Banner und Fähnlein, Ober- und Unterwaibel u. s. w., und übte sich unter dem Commando des Obristen von Ellenrodt, originellen Andenkens, fast täglich in den Waffen.

Wir alle träumten einen süßen Traum von Deutschlands Wiedergeburt, ohne uns im entferntesten eine Ahnung davon beigehen zu lassen, daß was unter Schmerzen geboren wird, auch den Keim zum Vatermorde in sich tragen kann. —

Auch unsere alte reichsstädtische Verfassung sollte zwar nicht wiedergeboren werden, denn sie hatte ihren Sitz im Römer bereits so factisch wieder eingenommen, als sei sie niemals daraus entfernt gewesen; sie

sollte nur neu costümirt werden, da man gefunden, daß, während sie die Großherzogliche Uniform getragen, ihr Manches davon ganz gut angestanden. Die Meinungen über das dabei einzuhaltende Maß waren allerdings dissentirend, wobei drei Hauptbestrebungen als erste Regung des Fortschritts unter uns in den Vordergrund traten, nämlich: eine directere Theilnahme der Bürgerschaft an der Regierung, Gleichberechtigung der drei christlichen Confessionen und Schmälerung des aristokratischen Elements im Senate, das seither durch unsere Patricier in bevorzugter Weise darin vertreten war.

Das damals noch die Hand über uns haltende provisorische General-Gouvernement, und an dessen Spitze der Minister von Stein, unterstützte diese Verfassungsbewegung, insofern dieselbe innerhalb der Gränzen blieb, die das bis daher Bestandene nicht gänzlich über Bord werfen würde, woran übrigens nicht im entferntesten zu denken war. Eine Commission von dreizehn Mitgliedern aus der Bürgerschaft wurde ernannt, um das Verfassungswerk in die Hand zu nehmen, und bereits am 9. März 1814 legte dieselbe einen ersten Entwurf dazu dem Rathe und dem Bürger-Colleg zur Prüfung vor, der jedoch nicht adoptirt wurde, da er sich von dem früher bestandenen zu weit entfernte.

Mit derartigen Umgestaltungen ging es überhaupt damals nicht so schnell; man nahm sich Zeit, die Sache von allen Seiten zu beleuchten, und da man von herrschenden Parteien und deren Umtrieben noch nichts wußte, so nahm man um so weniger Anstand, das Werk in den Händen unserer sachkundigsten Männer zu belassen, da sich ja selbst unser Gesammtvaterland, gleich uns, mehr oder weniger noch in provisorischen Zuständen befand.

Inzwischen schien der Krieg in Frankreich beendigt. Napoleon hatte sich am 28. April in St. Rapheau nach seinem ersten Exil, der Insel Elba, eingeschifft, wohin man ihm die Souveränität als Spielwerk mitgegeben, ohne zu bedenken, daß diese Hand zu lange schon mit Thronen gespielt hatte, um nicht zu wissen, wie auch selbst der Schatten eines solchen sich wieder zur Macht erheben könne.

Die Russen, als die von ihrer Heimath am weitesten Entfernten, sowie auch andere Verbündete, traten indessen ihren Rückmarsch aus

Frankreich an, und wir hatten hier von Neuem das, wenn auch kostspielige, immerhin aber interessante Schauspiel durchziehender Baschkiren und anderer asiatischen Völker, die nach Nomadenweise, ohne Sprach- und Ortskenntnisse, instinktmäßig, wie die Strichvögel, ihren Weg nach der weiten Heimath suchten. Ein äußerst pitoresker Lagerplatz derselben hatte sich auf einem jener damals noch öde liegenden Plätze des Walls gebildet, wo sich gegenwärtig in der Nähe der Altgasse so viele neue Prunkgebäude erheben. Kosacken und Baschkiren lagerten hier um hellodernde Wachtfeuer in Mitten von Pferden, Train- und Rüstwägen, und bildeten kriegerische Gruppen, die unseren heutigen Genremalern zur reichen Fundgrube von Motiven gedient haben würden.

Am 15. Juli kam Kaiser Alexander wieder hier durch und stieg bei seinem Consul, M. v. Bethmann, im Baseler Hof ab, dessen trüben Mauern man jetzt die ihnen gewordene Ehre nicht mehr ansieht, einst einen so hohen Gast beherbergt zu haben, der sich, wie es schien, auch recht wohl darin gefiel. Ihm folgte am 28. der König von Preußen, der in seiner gewohnten Einfachheit jeden öffentlichen Empfang vermieden sehen wollte, dem aber dennoch zu Ehren am Abend die Stadt freiwillig und festlich erleuchtet war. Dieser vielgeprüfte, aber darum auch wahrhaft volksfreundliche Monarch weilte, glaube ich, nicht ungern in Frankfurt, an welches sich für ihn Erinnerungen an seine unvergeßliche Gemahlin knüpften, die er 1793 hier kennen lernte. Der König nahm sein Absteigequartier vorzugsweise gerne im ehemaligen Weidenhofe, vor dem ich mich entsinne, ihn auch diesesmal in gewohnter Leutseligkeit und in langer Unterredung mit unserem Bethmann auf und abgehen gesehen zu haben.

Es ist für eine Stadt wie die unsrige nicht hoch genug anzuschlagen, wenn sie Männer unter ihren Bürgern zählt, die, durch ihre Stellung dazu berufen, sie bei solchen Veranlassungen mit Gewandtheit und Takt in würdiger Weise zu repräsentiren wissen, und wer, auf jene Zeiten zurücksehend, es sich erinnert, wie es uns an solchen, auch außer unserem darin excellirenden Bethmann, durchaus nicht fehlte, der sieht sich heute freilich etwas besorglich nach den Elementen

um, aus denen der Ersatz derselben zu erwarten sein dürfte. Dennoch können dergleichen Repräsentanten vorzugsweise nur aus der Betheiligung der höheren Stände an den öffentlichen Angelegenheiten hervorgehen, und darum entbehrt der Besitzstand gewiß seiner schönsten Zierde, wenn er sich statt dessen nur allein den Trivialitäten der Salons hingibt. —

Diesesmal nahm der König das Mittagsmahl auf dem Forsthause ein, welches ihm zu Ehren die Fürstin von Thurn und Taxis dort, als dem vorzüglichsten Vereinigungspunkt Frankfurter Geselligkeit, veranstaltet hatte. Die schon früher erwähnte Frau Oberförsterin feierte dabei einen Triumph, der seit der Zeit keinem ähnlichen öffentlichen Vergnügungsorte unserer Umgegend mehr zu Theil geworden ist.

Noch eine andere hochstehende Persönlichkeit beglückte damals unsere Stadt mit ihrer Gegenwart. Göthe nämlich besuchte am 12. September, nach einer fast zwanzigjährigen Abwesenheit, zum erstenmal wieder seine Vaterstadt. — Er kam von Wiesbaden und aus dem Rheingau, wo er einen Theil des Sommers in Freundeskreis zugebracht. Der lebhafte Antheil an den Angelegenheiten des Vaterlandes, von dem die Gemüther fast ausschließlich erfüllt waren, mochte wohl die Schuld tragen, daß das Wiedersehen unseres großen und so allgemein gefeierten Landsmanns stiller vorüberging, als es wohl eigentlich hätte geschehen sollen. In den Kreisen seiner ihm näher stehenden Verehrer mag sich dasselbe allerdings wohl bemerkbarer gemacht haben. Von ihm öffentlich gewordenen Ehrenbezeugungen jedoch ist mir nur die Festvorstellung seines Tasso erinnerlich, wo er in bekränzter Loge empfangen und von seiner ehemaligen Schülerin, der Madame Vohß, mit einem Prolog von der Bühne aus begrüßt wurde.

Er blieb längere Zeit unter uns, und wohnte am 18. October dem ersten Erinnerungsfeste an die gerade jährig gewordene große Völkerschlacht und der damit wiedergewonnenen Freiheit bei. Man kann sich denken, daß sich bei dieser Feier die patriotischen Gefühle in mannigfachster Weise äußerten, und in der That hatte dieselbe, bei der eigenthümlichen Stimmung der Gemüther, der erhebenden Momente so viele,

daß wohl anzunehmen ist, auch Göthe sei mehr oder weniger davon ergriffen worden; doch habe ich nie etwas darüber erfahren, ob der große Dichter, der sonst wohl gern Veranlassung nahm, seine Reflexionen in irgend einer Form niederzulegen, hier einer Anregung dazu nachgegeben hätte. —

Dieses Fest, dessen so tief empfundener Sinn sich im Lauf der Zeit mit dem Kanonendonner verpuffte, der ihm nebst einer bedeutungslosen Parade unserer Garnison und der Bürgerwehr von seiner ersten Feier hier allein noch geblieben, bis auch diese letzte Erinnerung an jene Großthat im Jahr 1848 unterging — athmete damals in allen Theilen seiner Anordnung ganz den Geist, der über das deutsche Volk gekommen. Noth lehrt beten, spornt zur Thatkraft und eint die Gesinnungen, und das sprach sich instinktmäßig durch das ganze Fest aus, so grotesk dasselbe auch mitunter auftrat. Das von Seiten unserer Stadt-Canzlei darüber ausgegebene erste Programm überfluthete von Lob, Dank und Mildthätigkeiten, und kam noch aus dem vollen, durch nichts getrübten Bewußtsein der wiedergewonnenen Unabhängigkeit, welches Senat und Bürgerschaft mit einander theilten und sie gegenseitig so eng an einander schloß.

Alle waffenfähige Männer zogen aus, nach der Grünbrunnenwiese, nicht um im eitlen Prunk zu paradiren, sondern um in Mitte eines geschlossenen Vierecks, vor einem dazu errichteten Altare, ein Dankgebet und eine ergreifende, der Erinnerung an die Bedeutung des hehren Festes angepaßte Rede anzuhören. Ueberall sprach sich das religiöse Gefühl aus: in den Kirchen, auf öffentlichen Plätzen, unter Alt und Jung, Arm und Reich. Alle fühlten, daß das Schwert nicht allein entschieden hatte. Die bewaffnete Schaar zog heimkehrend in dicht geschlossenen Reihen am Römer vorüber und brachte dem dort versammelten Senat ein begeistertes Hurrah! gleichsam als eine Bekräftigung ihrer Bereitwilligkeit, für die deutsche Sache künftig mit einzustehen.

Und nun der Schluß der Feier, der mit beginnender Dämmerung auf allen Bergen und Höhen rings umher unzählige Flammen auflodern ließ, als Zeichen einer gleichen Gesinnung über all' die Gränzmarken hinaus, die unser Gebiet umschließen und einengen. Wie ergreifend dieser

Moment war und welche Begeisterung seine Bedeutung hervorrief, kann freilich unsere heutige Generation nicht mehr mitfühlen, die unter den Bestrebungen nach dem status quo ante herangewachsen ist. Ich aber erinnere mich noch lebhaft dieses merkwürdigen Abends, den ich im heiteren, durch Witz und Humor belebten Kreise der geistreichen Familie des Doctors Jassoy in dessen Garten vor Sachsenhausen zubrachte, und wie wir Alle uns mit der Hoffnung wiegten, daß dieser Aufschwung nationaler Gesinnung die Ehre und die Größe des Vaterlandes auf immer begründen und sichern würde.

Einstweilen stärkte sich unser darauf gesetzter zuversichtlicher Glaube an den Erwartungen, die man von Wien hegte, wohin sich aller Augen richteten, da sich in dessen Mauern gerade um diese Zeit alle Machthaber zu dem Europäischen Congresse versammelten, der die Neugestaltung des politischen Gleichgewichts begründen sollte. Auch unser Frankfurt hatte die nähere Bestimmung seines künftigen Schicksals von dort her zu erwarten, wiewohl dasselbe in der Hauptsache bereits so gut wie entschieden und wir eben deßhalb auch bereits durch unseren Syndicus Danz dort vertreten waren. Es lag darin bereits eine factische Anerkennung unserer wiedererlangten Selbstständigkeit, wenngleich dieselbe uns erst später, bei Auflösung des General-Gouvernements, in aller Form zurückgegeben wurde.

Unter solchen anregenden Eindrücken und vielversprechenden Aussichten lief das Jahr zu Ende.

Seit meiner Rückkehr nach Frankfurt waren nun etwa achtzehn Monate vorübergegangen, so reich an sich rasch aufeinander folgenden Ereignissen, daß die geselligen Verhältnisse sich fast gänzlich darüber in den Hintergrund gedrängt sahen. Der Ernst der Zeit hatte Jedermann so ganz in Anspruch genommen, daß von solchen Belustigungen, die mehr einen öffentlichen Charakter an sich tragen, fast kaum die Rede war. Um so enger hatten sich dagegen die verschiedenen Familienkreise an einander geschlossen, und für einen Fremden in meiner Stellung war es um so schwieriger geworden, sich Zutritt darin zu verschaffen, jemehr sich dieselben meist innerhalb ihrer schon früher erwähnten confessionellen Gränzen hielten.

Die Lutherischen, als die bei weitem zahlreichsten Coterieen, waren noch die duldsamsten, da sie, im Bewußtsein ihres politischen Uebergewichts, der Motive entbehrten, sich in oppositioneller Stellung zusammenzuhalten. Die ihnen noch nicht gleichgestellten Reformirten dagegen legten, in Ermanglung ähnlichen Einflusses, ihren Reichthum in die Wagschale, den ihnen die Intelligenz ihrer Väter begründet und später ein mit Erfolgen gekrönter Unternehmungsgeist bedeutend zu vermehren gewußt. Bei den Katholiken trat außerdem noch das religiöse Princip mit in den Vordergrund, und unsere Patricier, deren Vorrechte im Römer unter der Fürstenzeit etwas Noth gelitten, hofften eine Kräftigung ihres Elements an der als Vorläufer des Bundestags bereits hier weilenden Diplomatie zu finden, die übrigens, im frischen Andenken der Ereignisse, im Ganzen noch eine sehr volksthümliche Stimmung mit hieherbrachte.

Die exceptionellste Stellung in geselliger Beziehung war unter allen unserer Judenschaft angewiesen, welcher, ungeachtet ihrer bereits wachsenden Vermögen, die Sonne ihrer späteren socialen Verklärung noch nicht aufgehen wollte. Dieselbe tauchte erst mit dem Geiste und der Anmuth ihrer hieher übersiedelten Hertz, Saling (Mariane) u. s. w. unter ihnen auf, und selbst ihr gefeierter Börne war damals noch kaum der Ironie seiner Zukunft, als hiesiger Polizei-Commissär, entronnen.

So hatten denn die verschiedenen Abgränzungen der damaligen Geselligkeit, je nachdem, auch ihre eigenthümliche Färbung, der es theilweise auch keineswegs an einer gewissen Originalität fehlte, wenngleich im Allgemeinen dem Kartenspiel die Hauptrolle darin angewiesen war. Der Humor fand sich vorzugsweise unter den Lutheranern heimisch, die ihn auch unter jedem Glaubensbekenntnisse bei sich willkommen hießen. Bei den Katholiken pflegte er sich nur zu den Tafelfreuden einzufinden, und die Reformirten suchten ihn durch die sogenannten jeux d'esprit zu ersetzen, die in ihren Cirkeln üblich waren. Sie bildeten die Nachfolger der einstigen Pfänderspiele, die Göthe noch in seinem Werther zu der pikanten Scene benutzte, wo er Lotte die naiven Ohrfeigen darin austheilen läßt, von denen Werther die kräftigste als ein besonderes Liebeszeichen für sich in Anspruch nimmt und darüber in Wonne über-

strömt. Bei der überwiegend weiblichen Nachkommenschaft in den reformirten Familien war eine derartige Vermittlung zärtlicher Gefühle nicht ohne Einfluß auf die ehelichen Verbindungen, die sich in der That auch gefährdet sehen, seitdem die heutige Geselligkeit solcher interessanten Anknüpfungsmomente entbehrt. Dagegen sehen wir fast unsere ganze heutige Geistesrichtung zum jeux d'esprit werden, und ein Paar routinirte Zungen reichen vollkommen aus, die nichtspielende Gesellschaft mit banalen Phrasen bis zum Souper in Athem zu erhalten. Dergleichen geistige Jongleure, die fremde Gedanken zu escamotiren und als ihr Eigenthum zu reproduciren verstehen, waren damals noch nicht so häufig.

Da nun das Casino seine bereits erwähnte strenge Ahnenprobe noch immer so fest hielt, daß selbst die durch glückliche Speculation gewonnenen Vermögen des gewünschten Zieles nie ganz sicher waren, wenn sie sich nicht in den Stammbaum irgend einer der älteren hiesigen Familien zu verzweigen wußten, so mußte ich meinen Eintritt in den größeren Kreis der hiesigen Gesellschaft vorläufig ein Stockwerk höher, nämlich durch die Loge zur Einigkeit zu vermitteln suchen, die damals in ihrer sehr einflußreichen Stellung die intelligentesten Kräfte in sich vereinigte, mit denen ich hier vielfältig in nähere Berührung kam.

Außerdem aber half mir ein an sich betrübtes Ereigniß den Kreis meiner Bekanntschaften auch noch nach manchen andern Seiten hin erweitern, denen ich viele genußreiche Erinnerungen zu danken habe.

Der Tod der jungen Gattin unseres Chefs nämlich, löste ganz unerwartet das Band einer glücklichen Ehe. Kurz vor ihrem Hinscheiden, nach vorher erfolgtem Wochenbette, hatte die junge Frau, wohl im Vorgefühl ihrer sich nahenden Auflösung, es noch versucht, ihrem Gatten ein Andenken in einem mit Vergißmeinnicht durchwebten Perlenbande zu hinterlassen, was jedoch den schon ermatteten Kräften zu vollenden nur halb gelang. Sie vertraute mir dieses Bruchstück mit dem Auftrage, dasselbe, wenn ihre Augen sich schließen würden, als letztes Zeichen treuer Liebe ihrem Gatten zuzustellen, und ich erfüllte diese Bitte in der Weise, daß ich einige Verse dazu dichtete und das Ganze, in einen Rahmen gefaßt, unter dem Bilde der Verstorbenen aufhing.—

Der Antheil, den Bekannte und Freunde an dem frühen Hinscheiden der jungen Frau nahmen, übertrug sich bald auch auf dieses von ihr hinterlassene Andenken, und so geschah es, daß dasselbe von Hand zu Hand ging. Auch die erblindete Mutter unseres gegenunsüber wohnenden M. v. Bethmann hatte es sich ausbitten lassen und fand soviel Gefallen an den Versen, daß sie die Bekanntschaft des Verfassers derselben zu machen wünschte, wodurch sich mir ein Haus eröffnete, dessen freundlicher Aufnahme ich mich stets mit um so mehr Interesse erinnere, da ich später meine Lebensgefährtin, Marie Schönemann (Nichte von Göthe's Lili) darin kennen lernte.

Nicht Jedem, dem Ansehen und Vermögen es gestatten, um was man sagt, „ein Haus zu machen", ist damit auch die Befähigung gegeben, es so zu repräsentiren, daß ihm die Gäste nicht blos das Wogen derselben durch die gefüllten Salons oder die reich besetzten Tafeln darin nachzurühmen wissen. Die Art und Weise, die ersteren zu beleben, und der eigenthümliche Geist, der den Freuden der Tafel ihre rechte Würze gibt, bestimmt weit mehr wie alles andere den Grad des Wohlbehagens, der die Erinnerung an dergleichen Festlichkeiten erhält oder verwischt. Durch die Wahl der Gäste wird beiden Erfordernissen nur zum Theil entsprochen; den rechten Impuls aber gibt der Ton, welchen der Festgeber zur Belebung des Ganzen anschlägt, und der Takt, womit er es zu beherrschen versteht. Beides war unserem Bethmann in hohem Grade eigen, und Ansehen und Reichthum konnten aus seinem Hause stets die Ueberzeugung mit sich nehmen, wieviel Geist, Talent und Anmuth zur Verherrlichung eines Festes beitragen können, wo Alles sich auf gleicher Linie gestellt und in rechter Weise zusammengehalten sieht.

Den sprechendsten Beweis seiner Befähigung dazu hat Bethmann unstreitig bei der originellen Revange gegeben, welche er im Herbste jenes Jahres den an sein Haus attachirten Handwerkern für ein Fest gab, das ihm dieselben einige Jahre früher bei der Geburt seines ältesten Sohnes veranstaltet hatten. Es verdient dieselbe wohl um so mehr einer näheren Erwähnung, als sie in ihrem Arrangement gewiß als eine seltene derartige Festlichkeit dasteht.

Außer den Festirten war Alles dabei repräsentirt, was sich durch Rang, Besitzthum oder geistige Vorzüge den Zutritt zur höheren Gesellschaft zu eröffnen weiß, und die Räume des dem Festgeber zugehörigen Sandhofs waren auf das glänzendste dazu hergerichtet worden. Die Fronte des Gebäudes zeigte die durch bunte Lampen gebildete, nicht beziehungslose Inschrift: „thue recht, scheue Niemand!“ Das in einiger Entfernung davon sich befindende, mit Boskets umgebene, etwas erhöhte Rondel war in einen großen, zeltartig gestalteten Empfangssaal umgewandelt worden, und hier fuhren nun in bunter Mischung die geladenen Gäste vor, in denen der gewandte Festgeber mit dem ihm eigenthümlichen Takt bald einen ehrenhaften Metzger- oder Bäckermeister, bald einen hochgestellten Diplomaten, dann wieder einen genialen Künstler oder Schriftsteller, und gleich darauf eine kaufmännische Geldnotabilität empfing.

Alle diese Stände waren nicht minder durch ihre Damen vertreten, und dazwischen glänzten die neuen Uniformen der Landsturms-Cavalleristen, zu deren Chef Bethmann erwählt war, und die den belebten Gruppen den Schimmer verliehen, der dem Beobachter eine interessante Abwechselung gewährt. Alles vertrug sich vortrefflich, da ein Jeder, nach dem Beispiele des Hausherrn, das rechte Maaß einzuhalten wußte, das die Gezwungenheit nicht aufkommen läßt, ohne das Schickliche zu überschreiten.

Nach einem ziemlich lange währenden Empfang folgte ein glänzendes Souper in den verschiedenen Räumen des Sandhofs und später ein belebter Ball, den Herr und Frau v. Bethmann mit dem schmuckſten Paar des anwesenden Handwerksstandes eröffneten. Das heitere Fest währte bis zum anbrechenden Morgen und hinterließ bei Allen, die ihm beiwohnten, die Ueberzeugung, daß die Popularität nur im rechten Sinne zu erfassen ist, um der Gefahr zu entgehen, sich davon mißbraucht zu sehen.

Mit den erweiterten Kreisen meiner Bekanntschaften trat ich nun auch in mehr oder weniger nahe Beziehungen zu den Männern, die als geistige Capacitäten zu den Zierden der damaligen Gesellschaft zählten und denen ich noch immer ein anerkennendes Andenken bewahre.

Es würde mir nicht schwer fallen, hier manchen interessanten Beitrag zur Charakteristik mehrerer derselben durch Erzählung von Anekdoten oder sonst persönlichen Erwähnungen zu liefern, wie dies in neuerer Zeit, mitunter selbst in indiscreter Weise, von Schriftstellern geschehen, die dergleichen als Staffage ihrer Erlebnisse oder Anschauungsweisen benutzten. Da diese Blätter jedoch nur einen flüchtigen Totaleindruck jener denkwürdigen Epoche zu geben bestimmt sind, so beschränke ich mich um so mehr darauf, hier nur den Standpunkt anzudeuten, welchen diejenigen interessanten Persönlichkeiten in geselliger Beziehung einnahmen, denen ich darin näher gestanden. Selbst die theilweise bloße Erwähnung ihrer Namen wird hinreichen, ihr ehrenvolles Andenken wieder aufzufrischen.

Bei den so sehr in Anspruch genommenen Wohlthätigkeitsbestrebungen der Frauen war es besonders die Geistlichkeit, an der dieselben ihre einflußreichsten Stützen fanden, unter welcher der würdige Senior Hufnagel, der Stifter unserer Musterschule, voranleuchtete, dessen trefflichem Wirken leider eine zerrüttete Gesundheit ein zu frühes Ziel setzte. Ihm am nächsten stand Consistorialrath Kirchner, ein ebenso aufgeklärter Theologe wie glänzender Kanzelredner; dabei eben so ernst und energisch, wo es galt, Tüchtiges zu fördern, als lebensfroh und sarkastisch im Kreise ihm näher Befreundeter. In hoher Achtung bei seiner Gemeinde stand der französische reformirte Pfarrer Jeanrenaud, eine noch jugendlich-ideale Erscheinung, die in mancher Beziehung an Lamartine erinnerte, die aber leider nach kaum begonnener glänzender Laufbahn, derselben ebenfalls durch den Tod wieder entrissen wurde. Gleiches Loos theilte mit ihm, und unter ähnlichen Verhältnissen, der lutherische Pfarrer Alexander Stein, dessen tief gefühlte religiöse Erhebungen sich in sonoren Vorträgen den Weg zu allen Frauenherzen zu bahnen wußten. Aber auch sonst fanden sie ihren Weg zu manchem stärkeren Herzen, wie z. B. merkwürdigerweise zu dem des Ministers v. Stein, das trotz seiner anscheinend rauhen Umhüllung doch einer sich ihm anschmiegenden Weichheit nicht entbehren konnte, die gewöhnlich sonst nur eine Frauenseele zu gewähren vermag.

Nach den Geistlichen standen die Aerzte den Frauen am nächsten, welche in der damaligen Wirksamkeit der Letzteren eine nicht minder einflußreiche Rolle spielten. Geheime Rath Wenzel sah sich darin so besonders bevorzugt, daß er seine Hülfeleistungen, je nach Laune, bald verschleudern oder nach dem höchsten Werthansatze abschätzen konnte. Als Gegensatz stand ihm der so überaus menschenfreundliche Geheime Rath Sömmering gegenüber, der unter allen Umständen zum Helfen stets bereit war. Nicht minder geschätzt waren die Männer der Praxis, die Doctoren Neuburg (durch seine Frau, geb. Melber, mit Göthe's Mutter verwandt), Löhrl, Koch, Melber, Lejeune, Ehrmann, Neef, Kloß u. s. w., die ihre Popularität nur allein dem Vertrauen zu danken strebten, welches sie sich durch ihre Hingebung für ihren Beruf zu erwerben wußten.

Den Männern näher standen die Vertreter des politischen Theils der Gesellschaft, das heißt vorzugsweise die Juristen, in deren patriotischen Händen die Bürgerschaft die Hauptleitung ihrer öffentlichen Interessen als vollkommen gesichert zu betrachten alle Ursache hatte. Zu den in diesen Angelegenheiten maßgebenden Kräften zählten damals besonders die Syndici Danz, Schmid, Bachmann, Schöff Büchner, Schöff Mezler, v. Fichard, v. Adlerpflycht, v. Malapert, Senator Ihm, Senator Rößing, Dr. Brack, Dr. J. F. H. Schlosser, Dr. Starck, Dr. Clauß, Dr. Kappes, Dr. Jassoy u. s. w., worunter namentlich der Letztere stets die geniale Auffassung des Gegenstandes in die Wagschale zu legen wußte. Obgleich dem Fortschritt huldigend, beweist seine Betheiligung an der Ergänzung unserer Verfassung, daß ihm das rechte Maaß dabei stets bewußt geblieben. Ebenso bewährte er sich auf dem Congresse zu Wien als gewandter Unterhändler im Interesse unserer Stadt.

Wenn ich hier von meinem Vorsatz, keine bezüglichen Anekdoten einfließen zu lassen, ausnahmsweise abweiche, so geschieht es, weil die, zu welcher Dr. Jassoy hier Veranlassung gibt, zwei geistreiche Männer zugleich charakterisirt. Dr. Jassoy stand nämlich in nahen und vielfältigen Beziehungen zu dem Minister v. Stein, bei dem er sich öfters melden ließ. Letzterer war bekanntlich gewohnt, seiner momentanen Stim-

mung zuweilen einen rückhaltslosen, wenn auch meistens nicht bös gemeinten Ausdruck zu geben, und in einem solchen Augenblick empfing er einst den zu ihm eintretenden Dr. Jassoy mit der etwas barsch hingeworfenen Frage: „was wollen Sie?“ — worauf Jener, sich verbeugend, erwiederte: „Excellenz, kein Geld und keine Anstellung,“ welche treffende Antwort hinreichte, die Cordialität des Herrn Ministers sofort wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Schöne Wissenschaften und Künste hatten sich von der langen Andauer des Kriegslärmens noch nicht wieder erholen können. Nur hie und da versuchte im geselligen Leben eine schüchterne Muse ihre Schwingen (Sophie Jassoy, Geh. Rath Willemer, v. Gerning u. s. w.), wozu sich allerdings die besten Kräfte in der Familie Brentano vereinigten. Die eigentlichen Träger dieses wohlverdienten Rufes, Bettina und Clemens, waren jedoch zur Zeit nicht hier anwesend und wurde daher die Familiengenialität nur durch den zweitältesten Bruder Georg repräsentirt, der es auch vollkommen verstand, ihr eine entsprechende äußerliche Form zu verleihen.

Noch einen Mann kann ich hier, und zwar besonders darum nicht unerwähnt lassen, weil, obgleich schon längst im Grabe ruhend, seiner erst jüngst hier noch in einer Druckschrift in so roher Weise gedacht wurde, daß die ihn betreffende Stelle gewiß von Jedem, der ihn näher gekannt, nur mit Entrüstung gelesen worden ist. Es war dies der damals hier weilende Hofrath Berly, der im Bethmann'schen Hause als Vorleser der erblindeten Mutter Zutritt hatte. Ueber das Schicksal, welches denselben hieher verschlagen, herrschte allerdings ein gewisses Dunkel, was jedoch insofern ohne besonderen Nachtheil für ihn erscheint, da derselbe stets ruhig und unangefochten hier leben konnte, und daher von einem ihm zur Last zu legenden, ihn gravirenden Vergehen nicht wohl die Rede sein kann. Dagegen ist es gewiß, daß er zu den literarisch Gebildetsten hier zählte, und sowohl als gewandter Zeitungsredacteur, als auch durch seine anderen literarischen Arbeiten, wie z. B. der Uebersetzung von „Lingard's Geschichte von England in 12 Bänden“ u. s. w., vielfältige Beweise davon hinterlassen hat. Wenn er es übrigens nicht verstanden, den unbegränzten

Eitelkeiten zu fröhnen, so mag darin wohl die Hauptschuld liegen, die ihm, noch im Grabe, die obenerwähnten maßlosen Angriffe zugezogen. —

Eine Geselligkeit ohne Frauen würde, wie eine Vegetation ohne Blumen, ihres schönsten Schmuckes entbehren. Wenn also von der Ersteren hier die Rede ist, so ist es natürlich, daß sich meine Erinnerungen aufs neue im Ueberblick des schönen Frauenkranzes beleben, dessen ich schon früher aus der Zeit meiner Hieherkunft erwähnte. Demselben war inzwischen noch manch' schöne Blüthe erwachsen, die ihn mit neuen Reizen schmückte. Die ausgedehnten Verzweigungen der Gontard'schen Familie, sowie die der Andreä, Seufferheld, Thurneisen, Crevenna, Lindheimer, Soldan, Hoffmann, Zickwolf u. s. w. hatten sich in lieblichster Weise hinein verflochten, und ich sehe heute noch nicht ohne Interesse auf so manche dieser, freilich nun schon etwas entblätterten Blumen, die damals in glänzender Fülle prangte. —

Alles das würde übrigens der Geselligkeit im Allgemeinen nur den Reiz der äußeren Form verliehen haben, wenn die inneren Bestandtheile derselben der Elemente entbehrt hätten, deren rechtes Verhältniß nur allein das Wohlbefinden darin bestimmt. Man kannte aber damals die Bezeichnung der hauto volée darin noch nicht, und war es sich überall nur bewußt, daß frohe Laune und Heiterkeit schnell entfliehen, wo sich die Prätension an ihre Seite setzt. Darum weiß ich es den Frauen jener Kreise, in denen mir der Zutritt vergönnt war, auch nur dankend nachzurühmen, daß sie meinen Humor stets als ebenbürtig erkannten, wenn er dazu beitrug, dem gesellschaftlichen Leben eine heitere Seite abzugewinnen.

Wenn die Ereignisse des Jahres 1814 uns, im Gefühle endlich wieder erlangter politischer Selbstständigkeit, in eine Art patriotischen Taumels versetzt hatten, der sich in mannigfaltigster Weise durch Wort, Schrift und That äußerte, so schien das Jahr 1815 die Tiefe dieser Gesinnung erproben zu wollen, indem es uns alsbald wieder auf ein praktischeres Terrain führte und aufs Neue unsere ganze Thatkraft in Anspruch nahm.

Die Verhältnisse im deutschen Vaterlande hatten auf dem Congresse zu Wien eine neue Gestaltung zu erwarten, deren rechte Form inzwischen mit der Dauer der Verhandlungen auf stets größere Schwierigkeiten zu stoßen schien. Polen und Sachsen, sowie die Ansprüche der kleineren Regentenhäuser waren die Zankäpfel, über die man sich nicht einigen konnte, und während man eine Einigung darüber anstrebte, häufte sich ein so reichhaltiges Material von anderweitigen Reclamationen, daß die ursprünglich dem Congresse gestellte Aufgabe, das richtige europäische Gleichgewicht herzustellen und namentlich Deutschland zu einer einheitlicheren Gestaltung zu verhelfen, bereits sehr gefährdet erschien. Wer weiß, welchen Endverlauf der Congreß genommen hätte, wenn nicht die bedrohliche Verwirrung durch die plötzliche Entweichung Napoleons von Elba rasch gelöst und dem Gange der Verhandlungen die Wendung gegeben worden wäre, die wenigstens insofern ein befriedigendes Resultat zur Folge hatte, als sie die Grundlagen zur weiteren Ausbildung der Angelegenheiten feststellte, und somit die Basis unserer Zukunft als gefunden erscheinen ließ.

Noch einmal hatte Napoleon, nach kurzer Rast auf Elba, seinem Stern vertrauend, die ganze Energie seines Willens auf eine kühne That concentrirt, die ihm den eingebüßten Thron wieder gewinnen sollte. Am 28. Februar verließ er sein Asyl, um an der Spitze von etwa 1200 seiner Getreuen jenen denkwürdigen Zug nach Frankreich zu unternehmen, der ihn, mitten durch die gegen ihn ausgesandten Armeen, nach kaum drei Wochen seinem sich vorgesteckten Ziel glücklich zuführte. Der kühne Wurf war gelungen, und es handelte sich nur noch darum, sich den Besitz des reichen Gewinns zu sichern.

Die Nachricht von diesem überraschenden Ereignisse gelangte bereits am 7. März nach Wien, jedoch erst am 12. hieher, und man wird sich denken, in welchen Alarm fast ganz Europa dadurch versetzt wurde. Kaum hatte ein im verzweifelten Kampfe erfochtener Friede die Wunden geschlossen, an denen sich die Völker so lange verblutet, und kaum sich die Wege wieder angebahnt, auf denen Industrie, Wissenschaft und Kunst einer besseren Zukunft entgegengehen sollten, als wir aufs Neue die Schreckenshand sich wieder erheben sahen, die Alles

das mit eiserner Gewalt im Vaterlande erdrückte, um es zu der großen Kaserne umzuschaffen, in welcher ihre zahlreichen Kriegsvölker so lange als unumschränkte Herren gehaust hatten.

Glücklicherweise waren bei Hereinbruch dieser neuen Catastrophe fast sämmtliche hohe Häupter noch in Wien beisammen, wo denn auch sofort die energischsten Beschlüsse gefaßt wurden. Von fruchtlosen Berathungen war man schnell zur raschen That übergegangen, und während Napoleon am 20. März seinen Einzug in Paris hielt, rückten zugleich von allen Seiten Armeen nach den Niederlanden, wo der blutige Waffentanz aufs Neue seinen Anfang nehmen sollte.

Am 2. April kam Lord Wellington von Wien hier durch, um das Obercommando der verschiedenen, sich zusammengezogenen Truppen zu übernehmen. Es war an einem Sonntage und Alles auf den Beinen, um des gefeierten Helden ansichtig zu werden. Auf dem Forsthause hatte sich, wie gewöhnlich an diesen Tagen, eine belebte Gesellschaft zur Mittagstafel eingefunden, an welcher die sich drängenden Neuigkeiten als reichster Stoff zur Unterhaltung dienten. Diesesmal fand sich in dem geräumigen Saale noch ein zweiter Tisch besonders hergerichtet, an welchem der russische Obrist v. Manderstiern seine Vermählung mit Fräulein v. Heyden, Schwester unseres späteren verehrl. Bürgermeisters, feierte. Auch hier wurden die Gefühle von den Eindrücken beherrscht, die Alles in Aufregung versetzt, und die sich an beiden Tafeln rasch auf einander folgenden patriotischen Toaste brachten die geladenen und nicht geladenen Gäste bald in so nahe Berührung, daß mir die begeisterte Stimmung, welche die Gesellschaft bei dieser Veranlassung als Ausdruck gleicher Gesinnung beherrschte, noch im lebhaftesten Andenken geblieben ist.

Es gibt nichts Erhebenderes, als die Begeisterung der Völker für die Vertheidigung des Vaterlandes; aber auch nichts, was nachtheiliger auf deren Gesinnung wirkt, als die Erinnerungen an dergleichen großartige Momente für Zwecke benutzen zu wollen, denen keine gleichen Motive unterliegen. Eine solche Profanation, möchte ich sagen, wie sie die Politik der Neuzeit öfters versuchte, ist das sicherste Mittel, die

moralische Kraft des Volkes abzuschwächen und eine gegentheilige Wirkung von dem hervorzubringen, was man zu bezwecken strebte.

Bei uns sollten nun die seitherigen Waffenspiele des sich organisirten Landsturms auch einmal eine ernstere Prüfung bestehen, der man übrigens auch mit aller Entschlossenheit entgegenging. Die patriotische Begeisterung sollte sich nicht blos in Exclamationen und Ansprachen an die Völker verpuffen, sondern sie sollte Hand ans Werk legen, und so geschah es auch. Der Aufruf, den Bürgermeister und Rath am 24. April zur Bildung einer freiwilligen Schaar erließ, blieb nicht ohne Erfolg, und in kürzester Frist stand aufs Neue eine solche, aus rüstigen und thatkräftigen Männern hiesiger Stadt gebildet, zum Ausmarsche bereit. Alles bewegte sich im kriegerischen Geiste und erfaßte jede Gelegenheit, denselben zu steigern. Eine solche bot sich unter andern auch durch die Anwesenheit des Erzherzogs Carl dar, der gerade um diese Zeit hier durch nach Mainz ging um sich später mit der Prinzessin Henriette von Nassau zu vermählen. Alles drängte sich um den Sieger von Aspern, dessen so einfache äußere Erscheinung übrigens wohl Manchen getäuscht haben dürfte, dessen Imagination gewöhnt war, einen solchen hohen Muth und ein so großes Feldherrntalent nur hinter einer imponirenden Gestalt zu suchen.

Inmitten dieses sich wiedererhobenen Kriegslärmens, unter welchem eine Masse von diplomatischen und militärischen Notabilitäten hier ein- und durchzogen, führten uns die Musen auch wieder zwei ihrer würdigsten Repräsentanten zu. Göthe besuchte uns nämlich zum zweiten Male, um in Wiesbaden wieder wie im vorigen Jahre das Bad zu gebrauchen. Wie auch damals, benutzte er seine Anwesenheit, um sich nach den Fortschritten seiner Vaterstadt sowohl in ihrer äußeren Gestaltung, als in Beziehung auf Wissenschaft und Kunst, umzusehen und die Notizen zu sammeln, die später in den „Erinnerungen aus seinem Leben" ihren Platz gefunden. Eben diese Notizen geben im Hinblick auf unsere heutigen Zustände Veranlassung zu manchen vergleichenden Betrachtungen über die Fortentwicklung und Ausbildung desjenigen, worin Göthe damals die erfreulichen Anfänge einer, sich für uns zur Bedeutung erhebenden intellectuellen Zukunft wahrzunehmen glaubte.

Mit sichtbarer Befriedigung ergehen sich seine beschaulichen Wahrnehmungen unter all' dem Vortrefflichen, was hier, theils in zerstreuten Sammlungen, in ihren Bereich fiel, oder was sich durch Vereinigung und Organisation zu einem seinem Zweck entsprechenden Ganzen vorbereitete. Er konnte es sich nicht versagen, besonders in Beziehung auf letzteres, seine wohlmeinenden Rathschläge zu ertheilen, und noch heute haben wir es zu bereuen, so manches richtig gesehene davon ohne Beachtung gelassen zu haben. Er freute sich des schon damals beschlossenen Neubaus unserer Stadtbibliothek, an deren Spitze noch der als Geschichtsforscher so berühmt gewordene Professor Schlosser stand, und sah darin „die künftige Begründung aller wissenschaftlichen Bemühungen“ in unserer Stadt. Leider ist diese ihr zugedachte Bestimmung durch das dazu errichtete kostspielige und unpraktische Gebäude sehr gestört worden, das mit den Zinsen seiner theuren Herstellungskosten den größten Theil des Capitals verschlingt, welches weit besser auf die zweckmäßige Ausbildung und Erweiterung des Instituts selbst hätte verwendet werden können. Dabei ist dasselbe durch seine entfernte Lage fast außerhalb der Stadt, jenem Zwecke, als „Mittelpunkt wissenschaftlicher Bildung“, in so beschwerlicher Weise entrückt worden, daß nur Diejenigen den weiten Weg dahin finden, die seiner dringend bedürfen, und einer populären Benutzung der Bibliothek, wie sie Göthe voraussetzte, ist demnach schwerlich damit entsprochen worden.

Mit besonderer Vorliebe begrüßte auch er die Idee des „Museums“, als einer Vereinigung aller Kunstgenüsse, und sah durch die Bestrebungen einer damals noch mit ausreichender Cassa versehenen Gesellschaft eine Kunstanstalt hier entstehen, die, unter Aufstellung der ihr bereits dotirten Gemälde, Kupferstiche und anderer Kunstschätze, ein würdiges Asyl für Musik, Rhetorik und alles Andere werden sollte, was zu heiterer Belebung des wissenschaftlichen und artistischen Sinnes beizutragen geeignet war. Auf welches Minimum alles das zusammengeschrumpft ist, was Göthe damals als eine glückliche Constellation im Gebiete der Musen für seine Vaterstadt begrüßte, bedarf keines weiteren Nachweises. —

Das Städel'sche Museum, dessen Stifter Göthe „den Dekan aller hiesigen Kunstfreunde" nannte, sah er damals nur noch als Privatsammlung des Eigenthümers in dessen Behausung. Später erwähnt er auch des Ablebens desselben und des großen, von ihm hinterlassenen Capitals, das ihm mehr als hinreichend zur Verwirklichung der edlen Absichten erschien, welche der Verstorbene in seinem Testamente niedergelegt. Auch Göthe sprach sich damals schon über die Hauptbedingungen aus, unter welchen sich ein aufblühendes Kunstleben hier gestalten könnte, und auch er fand dieses weniger in einer systematisch organisirten Academie, als vielmehr in der Heranziehung von Meistern begründet, um welche sich die aufstrebenden Talente, je nach ihrer Neigung, zu sammeln vermöchten. — Daß dieses jedoch nicht blos durch Gewährung eines Ateliers, sondern auch durch noch andere Vortheile ermöglicht werden müsse, war auch seine Ansicht. Sie ist seitdem mit vielem Anderen, dahin einschlagenden mehrfach angeregt und verhandelt worden, ohne jedoch einen sichtlichen Einfluß zur Folge gehabt zu haben. Im Gegentheil ergeben die letzten Berichte der Administration (Ende 1854) aufs Neue, daß eine nun bereits vierzigjährige Wirksamkeit immer noch nicht ausgereicht hat, dem Zweck und der Organisation des Instituts zu einer klaren und festen Grundlage zu verhelfen, welche ihm eine kräftigere Entwicklung in nahe Aussicht stellen könnte. Neue, sich durchkreuzende Pläne scheinen verfolgt zu werden, die noch auf eine lange Dauer des gegenwärtigen Provisoriums schließen lassen. —

Was die damals von Göthe so gepriesenen, schon früher hier erwähnten Privatsammlungen der Familien Leers, de Neufville, Ettling, Holzhausen, Gerning u. s. w. betrifft, über welche er einen allgemeinen Catalog als Nachweis für fremde Kunstfreunde angefertigt zu sehen wünschte, so würde er sich höchlich wundern, wenn er sehen könnte, wie außer den noch vorhandenen Brentano'schen Kunstschätzen, alles übrige meistens verschwunden ist, und wie mager ein solcher Nachweis über das uns als Ersatz dafür gewordene ausfallen würde. Seit Dannecker's Ariadne sind meines Wissens keine Kunstwerke mehr in hiesigen Privatbesitz gelangt, die auf einen so weit verbreiteten Ruf Anspruch machen könnten.

Einer besonderen Theilnahme widmen Göthe's Notizen den damals unter uns im Aufblühen begriffenen Naturwissenschaften, und vor Allem der, dieselben fördernden Senckenberg'schen Stiftung, die er als „ein wohldurchdachtes, dem Stifter zur größten Ehre gereichendes Institut" bezeichnete. In dieser Bezeichnung „wohldurchdacht" ist vor Allem das sich erhaltende Gedeihen desselben zu suchen. Die Anstalt stützt sich von vornherein auf eine feste Basis ihrer Entwicklung, an deren Fortbildung sich die geachteten Namen der Doctoren Leer, Wagner, Neuburg, Neef, Buch, Kretschmar u. s. w. knüpfen, die es ihren Nachkommen wenigstens nicht erschwerten, Alles im geordneten Ganzen zu erhalten und noch zu erweitern.

Auch des hiesigen Buchhandels wird in diesen Notizen in anerkennender Weise gedacht. Das damals neu restaurirte Brönner'sche Etablissement wird als ein „anständiges, wohleingerichtetes und verziertes" belobt, und der solide Unternehmungsgeist von Wenner und Wilmans gerühmt, die Beide in der That auch den hiesigen Verlag damals in recht würdiger Weise repräsentirten.

Auffallend ist es, daß Göthe des hiesigen Theaters nur im Vorbeigehen gedachte, indem er die Verdienste des Kapellmeisters Schmidt und der bei der Oper wirkenden Talente erwähnt. Es mochte ihm wohl etwas zu republikanisch dabei zugehen, da sich die Direction, allerdings unter Leitung des verdienstvollen Ihlee's, in den Händen eines, der Region der Börse angehörigen Comités befand, an dessen Spitze Herr Leers, zwar mit lobenswerther Energie, aber doch wohl nicht so im ästhetischen Sinne waltete, wie Göthe in einer derartigen Wirksamkeit sich als ein Autocrat darin zu bewegen gewöhnt war, und so ließ er lieber ein Capitel ganz unberührt, was vielleicht die Reihe der Anerkennungen in etwas alterirt hätte, in welcher er sich gerade in so wohlwollender Weise erging.

Uebrigens scheint Göthe diesmal durch seinen wiederholten Aufenthalt in seiner Vaterstadt von patriotischer Theilnahme für dieselbe neu durchwärmt worden zu sein; er spricht es aus, daß „einer freien

Stadt auch ein freier Sinn gezieme", und daß „ihr das Streben wohl anstehen würde, nach allen Seiten hin zu glänzen und hinter Berlin, Paris und London nicht zurückzubleiben". — Könnte er heute wieder unter uns treten, würde er ohne Zweifel mit großer Befriedigung die überall sichtbaren Fortschritte bemerken, die wir in materieller Beziehung seitdem nach diesem Ziele hin gemacht haben. Ob wir uns aber auch auf dem geistigen Gebiete einer gleichen Anerkennung zu erfreuen haben würden, das dürfte sich freilich mehr oder weniger wohl nach dem bestimmen, was aus seinen Lieblingsideen geworden ist, deren glänzende Entwickelung er damals als vollkommen gesichert betrachtete.

Die zweite literarische Notabilität, die zur selben Zeit hier weilte, war der liebenswürdige Dichter-Greis Moritz August v. Thümmel, der, 1738 geboren, als ein noch lebender Zeuge die Glanzperiode der deutschen Literatur überschaute, an welcher er selbst, von ihrem Erwachen bis zu ihrer schönsten Blüthe, einen so rühmlichen Antheil genommen. Seiner Werke sind nicht viel, zählen jedoch mit zu den besten ihres Zeitalters, und selten wohl hat sich ein Dichter, gleich ihm, während einer so langen Lebensdauer auch den stets ungetrübten Humor für dieselbe zu erhalten gewußt, der seine Werke in so reicher Fülle durchweht.

Das Frühjahr 1815 brachte mich in meinen Verhältnissen der Stadt Frankfurt, zu der ich mich schon gleich Anfangs so hingezogen fühlte, um Vieles näher. Ich war als Theilhaber in das Brönner'sche Geschäft getreten, und mußte zu dem Ende das Bürgerrecht erwerben, was für einen Fremden damals noch mit größeren Schwierigkeiten verbunden war. Die Verwendung mir wohlwollender Freunde wußte dieselben jedoch zu beseitigen, und am 23. März wurde mir das Bürgerrecht „aus Gnaden" gegen eine mäßige Abgabe, jedoch mit dem Beding ertheilt, dereinst keine Andere, als eine hier Verbürgerte zu ehelichen, was ich denn auch später zwar treulich, jedoch nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl erfüllte, meine Wahl als ein hier schon Verbürgerter treffen zu können.

Inzwischen war am 11. Juni der Wiener Congreß zu Ende gegangen, nachdem er, durch die Umstände gedrängt, in energischer Weise

nachgeholt, was so lange in unentschiedener Schwebe geblieben. Frankfurts Schicksal als freie Stadt und künftiger Sitz des deutschen Bundes hatte seine Bestätigung gefunden, und es kam nun allein noch darauf an, wie die Würfel des Kriegsglücks fallen würden, die Gott Mars bereits wieder zu einem entscheidenden Wurfe in den Niederlanden schüttelte. Sie fielen glücklich für unsere und Deutschlands Zukunft, welche am 18. Juni auf dem Schlachtfelde von Waterloo in sofern entschieden wurde, als dreiunddreißig darauffolgende Friedensjahre uns hinlänglich Zeit ließen, den Ueberstürzungen des Jahres 1848 zuvorzukommen, die nun Alles das auf einmal forderten, was man besser nach und nach und in zweckmäßiger Auswahl schon früher hätte anbahnen und gewähren sollen.

Bei der Schlacht von Waterloo war Alles im Spiel, was ein entscheidender Kampf einzusetzen hat: Muth, Ausdauer und Glück. Marschall Grouchy blieb aus und Blücher erschien zur rechten Zeit, und damit fiel das Reich der hundert Tage zusammen, während welchen Napoleon sich zum zweiten Male auf dem französischen Throne gesehen, der jedoch sofort unter ihm zusammenbrach, als die Armee ihn nicht mehr zu stützen vermochte.

Die Nachricht der glorreichen und entscheidenden Waffenthaten traf erst am 22. Juni hier bei unserem Gouverneur, dem Fürsten Reuß, ein, während Napoleon bereits am 23. Juni seine Abdankung unterzeichnet hatte.

So rasch erfüllte sich die Prophezeiung des Pastors Gerken, der kurz zuvor aus der Offenbarung Johannes herausgelesen, daß Napoleon von Elba zurückkehren, nochmals den französischen Thron besteigen, dann aber für immer seine Rolle ausgespielt haben würde. Daß der Geist des Letzteren aber noch nach seinem Tode wieder über die Weltbühne schreiten würde, davon muß sich die Offenbarung Johannes nichts haben träumen lassen. —

Eine siegreiche Depesche jagte nun die andere, die sich bis zum Einzuge der verbündeten Armeen in Paris, am 6. Juli, stets an Interesse steigerten und erst dann ihren Culminationspunkt erreichten, als sich Napoleon am 14. Juli auf dem Bellerophon einschiffte und im

Vertrauen auf die britische Hochherzigkeit der englischen Küste zusteuerte.

Drei Tage nach erfolgtem Einzuge (am 9. Juli) wurde von den in Paris anwesenden alliirten Truppen ein öffentlicher Gottesdienst als Dankfeier für den ihren Waffen verliehenen Sieg abgehalten, bei welchem von der ersten Brigade des ersten preußischen Armeecorps die hier folgenden denkwürdigen Strophen nach der Melodie: „Auf Gott und nicht auf meinen Rath u. s. w." abgesungen wurden.

Nur halb wars große Werk vollbracht,
Aufs Neue galt's zu kämpfen;
Wir brachen auf mit Gottes Macht,
Der Hölle Macht zu dämpfen;
Groß war der Drang;
Die Schale sank,
Doch über Kampfes Wogen
Stand Gottes Friedensbogen.

Da kam des Glaubens Kraft zurück
Und stärkte neu die Herzen;
Vom Feinde wich das alte Glück
Und unter Tod und Schmerzen
Und ohne Rast
In wilder Hast
Floh er, von Gott geschlagen,
Und muß dem Schwert entsagen.

Die Macht des Herrn hat obgesiegt;
Er brach der Feinde Schaaren,
Besiegt das stolze Babel liegt,
Doch droht's noch voll Gefahren.
Dem Sieger droht
Hier ewiger Tod:
Laß, Herr! nach Kampfesnöthen
Nicht ird'sche Lust ihn tödten.

Der Schluß des ersten Verses dieses eigenthümlichen Dankgebets deutet auf das immerhin interessante Zusammentreffen hin, daß am Abend der Schlacht von Ligny in dem Augenblick, wo die preußischen Waffen am gefährdetsten schienen, ein prachtvoller Regenbogen am

Himmel sichtbar wurde, der als ein heilverkündendes Zeichen nicht ohne sichtlichen Einfluß auf die Kämpfenden blieb. Wenn übrigens im Schlußverse Paris schon damals als ein zweites Babel bezeichnet wird, vor dessen Verlockungen man sich zu hüten habe, so scheint ihm doch nicht die, seinem antiken Vorbilde betroffene Strafe der Sprachverwirrung, sondern vielmehr die der Begriffsverwirrung beschieden gewesen zu sein, von der es in der That seit 1789 so manche merkwürdige Probe abgelegt hat.

Der damalige preußische Minister, Baron von Otterstädt, war es besonders, der sich dadurch um uns verdient machte, daß er uns alle diese Siegesbotschaften aus erster Hand mittheilte, damit zugleich aber auch die hiesige Stimmung in deutsch=preußischem Sinne zu erhalten und zu steigern wußte. Dieser intelligente Diplomat hatte sich überhaupt durch den richtigen Takt in seinem Benehmen eine große Popularität hier in Frankfurt erworben, die ihm bei passenden Veranlassungen in vortheilhaftester Weise zu Statten kam. An sich dazu darbietenden Gelegenheiten fehlte es keineswegs, denn die aus Frankreich rückkehrenden Armeen hinterließen überall eine Masse Kranker und Blessirter, die Unterkunft und Verpflegung bedurften. Die Frauenvereine entwickelten dabei aufs Neue eine über alles Lob erhabene Thätigkeit, wobei der hiesige Verein mit so glänzendem Beispiel voranging, daß ihm von allen Seiten eine wohlverdiente Anerkennung dafür zu Theil wurde. So erließ unter andern der preußische General v. Ziethen eine besonders von Coblenz aus an ihn gerichtete innige Danksagung für die den vielen Hülfsbedürftigen seines Armeecorps geleistete kräftige Unterstützung, wobei sich Baron Otterstädt als Vermittler nicht mindere Verdienste erworben.

Unsere Stadt hatte dabei aufs Neue schwere Sorgen zu bekämpfen, da ein großer Theil der russischen und später auch der preußischen Armeen ihren Rückmarsch über Frankfurt einschlugen und Alle aufs Beste verpflegt werden mußten. Seit den vielen Jahren, während denen wir darin in Uebung erhalten waren, hatten wir das jedoch trefflich gelernt, und da wir den Verdienst zusammenzuhalten verstanden, den solche Völkerwanderungen mehr oder weniger herbeiführen, so

ging das Alles ohne große Noth, Theurung oder sonstige Calamitäten an uns vorüber.

Daß alle diese Ereignisse nicht ohne äußere Merkmale tief davon ergriffenen Gefühls blieben, ist leicht zu erachten. Frankfurt feierte in solenner Weise ein großes, eigends dazu angeordnetes Dankfest für den bei Waterloo erfochtenen entscheidenden Sieg, wobei nicht allein die verschiedenen Corps des hiesigen Landsturms, sondern auch die damals gerade hier anwesende preußische Garde in Parade ausrückten. Das war wieder einer jener erhebenden Momente, von denen heute Niemand mehr etwas weiß, so unvergeßlich uns seiner Zeit ihre Eindrücke auch erschienen.

Pfarrer Alexander Stein hielt in der mit Menschen überfüllten Kirche eine dem Feste entsprechende, von patriotischer Gesinnung durchglühte Rede, wobei auch Prinz Karl von Mecklenburg, Bruder der verewigten Königin von Preußen, gegenwärtig war, der seine Rührung nicht bergen konnte, als Stein in seinem Schlußgebete das Andenken der Dahingegangenen in ergreifender Weise zu verweben wußte.

Die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze hatten inzwischen ihr Ziel erreicht. Napoleons im classischen Style abgefaßtes Schreiben an den Prinz-Regenten von England, worin er um ein Asyl für den Rest seiner Tage, unter dem Schutze der freien Institutionen dieses Landes, nachsuchte, hatte nicht den gehofften Erfolg gehabt. Man gestattete ihm nicht, ans Land zu steigen, und bald darauf schwamm er als Gefangener auf dem Northumberland dem einsamen Felsen im fernen Weltmeere zu, auf dem ihn ein ähnliches Schicksal erwartete, wie den Prometheus, nur mit dem Unterschied, daß er nicht wie jener den Qualen des ihm beigegebenen Adlers (Sir Hudson Lowe) entging, sondern denselben nach und nach erliegen mußte. So hart dieses Loos auch war, so verhalf es ihm später doch zu der glänzenden Apotheose, die er schwerlich in dieser Weise gefunden haben würde, wenn sich seine Größe an der ihm zugedachten Schattensouveränität der Insel Elba nach und nach verkümmert hätte.

Mit ihm schifften auf dem Northumberland zugleich ein großer Theil der schweren Sorgen nach St. Helena über, die so lange auf

allen Völkern gelastet. Je näher dessen schwellende Segel ihn seinem Ziele zutrieben, je freier athmeten die Beherrscher der Ersteren wieder auf, für die sich nun auch wieder eine um so hellere Zukunft eröffnete, da die Wiener Schlußakte, wenn auch gerade nicht Alle befriedigt, doch wenigstens das noch Schwebende der Entscheidung des Schwertes entrissen und in die diplomatische Sphäre versetzt hatte, deren Dunstkreis wenigstens nicht so widerwärtig wie der Pulverdampf ist, wenngleich ihre Resultate oftmals dieselben Erfolge haben. —

Man fing nun an, die Elemente nach und nach wieder zu beschwichtigen, die man zum Sturm gegen die Usurpation heraufbeschworen, deren Brandung jedoch angefangen, auch gegen so manches Starre anzuschäumen, was man einer längeren Unterwühlung nicht preisgegeben sehen wollte. Die Bewaffnung des Volks (Landsturm) hatte mit den ihm in die Hand gegebenen Waffen auch den Glauben bei demselben erweckt, es sei berufen, nicht blos für die Befreiung der Scholle vom Feinde, sondern auch für noch etwas Anderes zu kämpfen, was mit der erhaltenen Löhnung nicht abgethan werden könne. Die früheren Züge des Schill'schen Corps, die freiwilligen Schaaren, die Lützower u. s. w. mochten diese freieren Ideen erweckt und gesteigert haben, und es galt nun, dieselben in das ruhige Bette des Hergebrachten wieder zurückzuleiten.

Eines der ersten Signale dazu gab damals die Schrift des Geheimeraths Schmalz in Berlin, die in jener hochherzigen Erhebung des deutschen Volks nichts als einen Akt militärischer Dienstpflicht erblicken wollte, die nach vollbrachter That zur nüchternen Disciplin wieder zurückkehren müsse. Das wirkte wie ein eisiger Wasserstrahl in die zischende Gluth der Volksstimmung, die sofort in einem erstickenden Qualm von Controversen verdampfte, den die aufgeregte Presse von allen Seiten aufsteigen ließ, um eine derartige Gesinnung in der Geburt zu ertödten.

Das aber machte nun auch die Presse mißliebig. So lange sie gedient hatte, die verwerflichen Uebergriffe Napoleons und seines ganzen Anhanges bloszulegen und alle Fibern zur Bekämpfung derselben in Bewegung zu setzen, hatte man sie gewähren lassen, und sie

hatte in der That den erfolgreichsten Gebrauch von der ihr zugestandenen Freiheit gemacht. Als aber unter Andern Görres anfing, in seinem „Rheinischen Merkur“ auf ein anderes Feld überzugehen und auch unsere inneren Gebrechen in freisinnigster Weise aufzudecken, wurde sein Blatt unterdrückt und er selbst gerieth in eine Stellung, die ihm die ernstlichsten Verfolgungen zuzog.

Während in dieser Weise schon damals die Parteikämpfe ihren Anfang nahmen, die heute noch nicht zur vollständigen Ruhe gekommen, fingen dagegen die sich hebenden materiellen Interessen an, ihren lindernden Balsam in die Wunden zu träufeln, die wir als Folge erlittener Drangsale noch auszuheilen hatten. Der größte Sturm ausgestandener Belästigungen war vorüber; die traurigen Verluste, die uns die verhängnißvollen Jahre 1811, 1812 und 1813 zugefügt, waren großentheils verschmerzt, und wenngleich auch das besonders im letzteren Jahre hier so heftig grassirende Nervenfieber, das 1000 Opfer binnen drei Monaten forderte, in vielen Familien noch sehr tief gefühlte Lücken hinterlassen, so entfaltete dagegen der Sommer jetzt um so lieblicher und ermuthigender seine Reize, Alles zum Genusse der schönen Natur einladend, was sich für die erduldeten Beschwerden zu entschädigen strebte. Man veranstaltete Partieen, machte einander die Cour, verliebte sich, wurde erhört oder auch nicht; jedenfalls aber brachten die sich vermindernden Sorgen die Heirathslustigen häufiger und rascher zusammen, wie während den trüben Zeiten, und es war in der That auffallend, in welcher schnell zunehmenden Progression sich das hier bemerkbar machte. Während die Kriegsjahre 1811 nur hundert und achtzig Vermählungen, 1812 und 1813 ein jedes deren nur hundert und siebenundneunzig constatirten, war die Zahl derselben 1814 schon auf zweihundert siebenundsiebenzig, 1815 aber sogar auf dreihundert und sechszehn gestiegen; der beste Beweis, in welchem Grade das Vertrauen zu der Stabilität der politischen Zustände die Herzen empfänglicher für Gott Amors Nachstellungen gemacht, wie sich das denn auch in den Kreisen zeigte, zu denen ich Zutritt hatte.

So verlobte sich unter Andern der hiesige, mir näher befreundete Stadtbaumeister Heß, einer der liebenswürdigsten jungen Männer der

damaligen Gesellschaft, mit Fräulein Neuburg, Tochter des schon oben erwähnten hochgeschätzten Arztes, und petite nièce von Göthe's Mutter. Es hatte lange gedauert, bis diese Schmetterlingsnatur sich zum Ehestand entschlossen; um so heftiger war nun die Neigung zu seiner Erwählten, mit der vereint zu sein, mein Freund kaum erwarten konnte.

Der Hochzeitstag rückte endlich heran und die Feier desselben war dem Forsthause zugedacht, wo die darin noch waltende Frau Oberförsterin durch die ausgezeichnete Bedienung ihrer Gäste Alles an sich zu ziehen wußte, was eine Festlichkeit der Art, oder auch nur einen frohen Tag zu begehen oder zu genießen beabsichtigte. Ich wußte, daß die Zahl der dazu Geladenen, wozu auch ich gehörte, nicht in mir unbekannte Kreise übergreifen würde, und hatte also um so unbesorgter meinem Humor die Zügel gelassen, der durch ein passendes Hochzeitsgedicht die heitere Stimmung noch zu erhöhen versuchen wollte, die voraussichtlich diesem Kreise nicht fehlen würde.

Das Gedicht wurde gedruckt und von mir Tags zuvor der Frau Oberförsterin mit dem Ersuchen zugesandt, es im geeigneten Momente in einer verdeckten Schüssel auf die Tafel zu setzen. Der Verfasser war nicht genannt, sondern auf dem Titel die Errather desselben zur Erlegung von drei Batzen für die Armen condemnirt worden, die bei solchen Veranlassungen nie leer ausgingen.

Erst im Hinausfahren wurde mir mitgetheilt, daß Göthe von seiner beendeten Badecour zurück sei und, als Verwandter der Braut und mit dem Bräutigam näher befreundet, an dem Feste theilnehmen würde. Das war nun freilich ein Zwischenfall, auf den ich mit meinen Versen nicht gerechnet hatte; indessen hätte sich Göthe ja selbst verläugnen müssen, wenn er sie anders als für einen, einem solchen Feste ganz angemessenen Scherz beurtheilt hätte, und in dieser Zuversicht ließ ich der Sache ihren Lauf.

Göthe ließ nicht auf sich warten, und ich sah ihn hier zum ersten Male in der Nähe. Er war damals im sechsundsechzigsten Jahre und also bereits auf einer Lebensstufe, wo das gereifte Mannesalter jenen eigenthümlichen Ausdruck des sich selbst bewußten Verdienstes um so mehr

und in einer Weise erhöht, der jedem Gebildeten Achtung einflößen muß. Seine Gegenwart wirkte übrigens durchaus nicht einschüchternd auf die Heiterkeit der Gesellschaft. Wir waren Alle lebenslustige Gemüther, und weder von den überschwänglichen Gefühlen der Bettina angesteckt, noch mit dem Ausbeutungstalente begabt, womit Professor Dünzer den geheimsten Regungen des großen Dichters nachzuspüren versteht.

Diese ungezwungene Heiterkeit wirkte auch sichtlich auf die Stimmung des hohen Gastes, unter deren Einfluß denn auch die verdeckte Schüssel auf der Tafel erschien. Jedermann war selbstverstanden auf deren Inhalt neugierig, der, als er zum Vorschein gekommen, sofort einen Teller zum Einsammeln der Dreibätzner in Bewegung setzte, da der Zuschnitt des beabsichtigten Scherzes den Verfasser alsbald errathen ließ.—

Auch Göthe langte nach einem Exemplar des Gedichts, blätterte darin und steckte es zu sich; nun aber erging von allen Seiten die Aufforderung an mich, den Inhalt vorzutragen, dem ich nur mit einiger Verlegenheit zu entsprechen vermochte, da ich mir die Gabe der öffentlichen Rede nicht beimessen kann. Die komischen Beziehungen des Gedichts auf das Brautpaar, die öftere Heiterkeit erregten, halfen mir indessen über die Schwierigkeiten hinaus. Göthe aber sagte, nachdem ich geendet, sich freundlich zu mir wendend: „das Gedicht ist viel besser, als Sie es uns vorgetragen; wir hätten uns noch weit länger daran erheitern können." — Ich dankte für den schmeichelhaften Tadel und fand nach aufgehobener Tafel Gelegenheit zu einer längeren, mir wohlwollenden Unterhaltung mit dem großen Dichter, der ich es beimesse, daß, als ich mich späterhin hier selbst etablirte, Göthe alsbald zu einem meiner ersten Kunden zählte, der mich öfters mit seinen Aufträgen auf ausländische Literatur u. s. w. beehrte.

Ich lasse das Gedicht selbst hier folgen, da das Brautpaar, dem es damals gegolten, hier noch vielfältig in frischem Andenken lebt, und die Verse, als eine ächte Frankfurter Poesie, durch Göthe's Beifall eine gewisse Weihe bekommen haben.

* * *

Poetischer Kling-Klang

bei der

Hochzeit meines lieben Freundes

Friedrich Christian Heß,

Stadt-Baumeister und zweiten Obristen des Spritzen-Vereins der freien Stadt Frankfurt, wie auch mehrerer anderen gelehrten Gesellschaften Ehrenmitglied,

mit Jungfrau

Johanna Neuburg,

dem künftigen Muster einer liebenswürdigen Hausfrau.

Zu aller Welt Spektakel dargebracht

von

C. J.

(Wer den Verfasser erräth, gibt drei Batzen in die Armenkasse.)

Zu einem ächten Hochzeitsfeste
Zählt man der nöth'gen Dinge Vier:
Zuerst das Brautpaar, dann die Gäste,
Und dann zu Jedermanns Plaisir
Auch einen Schmaus, recht viel Gerichte,
Und endlich ein Paar Klinggedichte! —

Nun seht! das Brautpaar ist vorhanden,
Da sitzt's und schaut sich unverwandt,
Und freuet sich der Rosenbanden,
Womit man's heut zusammenband.
Auch gibt's der Gäste hier in Menge,
Seht nur, wie's kaut und schwatzt und trinkt;
Von Schüsseln wird der Tisch zu enge,
Die man zum Schmaus herbei uns bringt.

Wer läßt nun um den Reim sich bitten?
Ist Niemand da? — Na sorgt nur nicht:
Ich hab' den Pegasus geritten
Und da, hier ist ein Klinggedicht!

Ha, seht nur, wie das Brautpaar kichert,
Sie schmecken schon den Honigseim,
Und sind's im voraus sich versichert,
Wie's lauten wird im Hochzeitsreim:
Von Lieb und Lust und goldnen Tagen,
Von Seufzen, Küssen, O und Ach!
Und wie ihr Leben sonder Plagen
So hinfließt wie ein Murmelbach;
Ja prost die Mahlzeit! — Ihr seid irre,
Da rechnet hier nur ja nicht drauf,
Führt Euch das zärtliche Gegirre
Daheim heut' Abend selber auf. —
Ich will Euch das Gewissen schärfen
Und wohlbedächtig mit Verstand
Euch hier ein treues Bild entwerfen
Vom lieben heil'gen Ehestand.

Vom ersten Akte könnt' ich schweigen,
Denn der fängt grade eben an,
Da hängt der Himmel so voll Geigen,
Daß man sie nimmer zählen kann.
Das ist ein Jubel, ist ein Leben,
Ein zärtlich Thun, ein süßes Fleh'n,
Man fühlt von Wonne sich umgeben
Und möcht' vor Liebe fast vergeh'n.
Ihr Maientage, goldne Wochen!
Die man das Flitterleben nennt,
Die Frau vergißt die Supp' zu kochen,
Weil's nur im Herzen lodernd brennt.
Wird auch versalzen das Gemüse,
Und gibt's als Beilag nur 'nen Kuß,
Sie finden in dem Paradiese
Der Liebe ihren Vollgenuß.

O, schöne Zeit der jungen Liebe,
Du süße Selbstvergessenheit!
O, daß sie immer grünend bliebe,
Von nun an bis in Ewigkeit! —

Allein es kann daraus nichts werden,
Drum bildet Euch nichts weit'res ein,
Es ist nun einmal so auf Erden,
Nichts kann auf ihr vollkommen sein.
Ein stetes Glück wird nie gefunden,
Am Ende wär's auch nur 'ne Last;
Drum, sind der Monden vier verschwunden,
Dann, Leutchen, macht Euch nur gefaßt:
Da kommt die junge Frau mit Zagen,
Gebährdet sich gar ängstiglich,
Fängt über Zahnweh an zu klagen
Und spricht: „mir ist's so wunderlich."
Gleich gibt der Mann sich an ein Laufen,
Bestürmt den Arzt und lamentirt,
Holt Kräuter her zu ganzen Haufen
Und salbt und streicht und macht und schmiert.
Ja lieber Freund, da hilft kein Schmieren,
Ich bitte Dich, sei nur kein Tropf,
Die Zeit allein nur kann's kuriren,
Drum setz' Er sich nur nichts in Kopf.
Es geht hier nicht sogleich an's Sterben,
Ich will's zum Trost ihm nur gesteh'n,
Es gilt hier einen Leibeserben! —
Drum nur nicht ängstlich, laßt's nur geh'n.

Gelt, Freund! das heiß' ich prophezeien,
Auf so was hat Er lang gehofft;
Ich hör' Ihn schon vor Jubel schreien,
Doch, schweig Er still — so was kommt oft! —

Jetzt geht es an ein zärtlich Bitten,
„Mein gutes Kind, ach, schone dich!"
Doch Freundchen, nicht zu weit geschritten,
Hör' meinen Rath und merk' Er'n sich:
Jetzt ist der Augenblick gekommen,
Wo Ihm ein Absatz schrecklich droht,
Drum aufgepaßt, sich klug benommen,
Sonst hat Er ständig seine Noth.
Leicht nimmt in solchen Augenblicken
Die Frau des Mannes Schwächen wahr,
Und weiß dann schlau ihn zu umstricken,
Und dann ist's aus, auf immerdar.

Ja wenn die Frau mit Engelsmilde
Uns zu dem Besseren erhebt,
Und sanft das Raue und das Wilde
In unserm Thun zu wehren strebt:
Da soll der Mann sich willig fügen
In das, was er für gut erkennt,
Und freundlich seinen Nacken biegen,
Wenn's auch der Spott Pantoffel nennt.
Mag sich der Eitle immer blähen,
Daß er als Herr den Hausthron ziert:
Es bleibt die glücklichste der Ehen
Die, wo ein weiblich Herz regiert.
Doch wenn die Frau in eitlem Trachten
Dir mit dem Reiterstiefel droht,
Aufhört in dir den Mann zu achten,
Dich launisch quälen will zu todt:
Dann greif' ihr kräftig in die Zügel,
Und wie sie sich auch sperrt und stellt,
Steh' Du nur fest im Eh'standsbügel,
Bis ihr der Uebermuth entfällt.

So weit mein Rath. — Nun laßt uns sehen,
Wie, wenn der Monde neune voll,
Es wird in deinem Hause stehen —
Da heißt's: bezahl' den Eh'standszoll;
Da wird's ihm vor der Stirne brennen,
Ist einst das große Stündlein da;
Ich seh' ihn schon im Geiste rennen
Und Raths sich holen beim Papa.
Und wenn er lauscht nun an den Thüren,
Ob's drinnen sich schon lebend regt,
Da wird er's unterm Knopfloch spüren,
Wie laut ein Vaterherz dann schlägt. —
Doch endlich sieht die Thür' er offen,
Und ach! wer malt des Vaters Glück,
Erfüllt ist all' sein sehnlich Hoffen
Und weinend dankt er's dem Geschick.
Da sitzt er an des Knaben Wiege,
Der Philosoph und Weiberfeind,
Beschaut des Ebenbildes Züge,
Und lacht und frägt und schluchzt und weint.
Wo seid ihr nun, ihr stolzen Träume,
Die einst in diesem Kopf gereift,

Die ihr so oft die weiten Räume
Von Rom und Griechenland durchstreift!
Wo ist des Künstlers Glutenfeuer,
Was Nahrung nur da draußen fand!?
Da, hier in diesem lieben Schreier,
Da endigt sich Dein Zauberland!
Die Forscher nach der Vorzeit Kunde,
Nach Süden ziehen sie zu Hauf:
Dir wiegt die Freude dieser Stunde
Kein Colosseum jetzt mehr auf.

Indessen, Freund, mit Deinem Kleinen,
So freundlich er auch jetzo lacht,
Bist du noch lange nicht im Reinen,
Drum gib nur sorgsam auf ihn Acht:
Da gibts noch Rötheln, Husten, Pocken,
Nicht selten ist's auch nahe d'ran,
Manch Seufzen wird er Dir entlocken,
Bis er „Papa'chen“ sagen kann.
Da mußt Du Dich nun schon d'rein geben,
Denn sieh', das ist der Ehestand;
Es ist nun so in diesem Leben,
Hier oder dort in Griechenland;
Auch kann man sich daran gewöhnen,
Und in ein Jährchen oder drei
Sucht man Musik gar in den Tönen
Des sonst so läst'gen Kindsgeschrei.
So geht's nun fort, ihr lieben Leute,
Die Scenen wechseln Jahr um Jahr;
Nicht immer geht es so wie heute,
Das werdet Ihr auch noch gewahr.

Wenn nun einmal ein halbes Dutzend
So Dinger'chen da vor dir steh'n,
Und sie an Dir, sich niedlich putzend,
Zur Musterung vorüber geh'n.
Dann, Alter, lass' die Eh'standspossen,
Denn mehr ist wahrlich eine Plag';
Sprich dann: „ich hab' mein Theil genossen;
„Wer Lust hat, mach es mir nun nach!“
Leg' dann die Stirn' in strenge Falten
Und nimm die Mentor-Miene an,

Den Muthwill'n hübsch im Zaum zu halten,
Damit man einstens sagen kann:
„Des Stadtbaumeisters kleine Buben
„Sind wohlerzogen, das ist wahr:
„Sie hocken ungern in den Stuben,
„Doch folgsam sind sie auf das Haar;
„Und Mädchen hat er, sanft wie Tauben,
„So ganz der Mutter Ebenbild,
„Die werden einst die Herzchen rauben,
„Wenn's späterhin um's Freien gilt!“
Sei streng, wenn es die Noth gebietet,
Doch mach es nur nicht allzu kraus,
Denn was zu sorgsam wird gehütet,
Da wird am Ende gar nichts draus.
Ist auch so 'n Bube 'mal ein Bengel,
Ei laß', was liegt denn nun daran,
Denk' nur, Du warst ja auch kein Engel,
Wie jeder hier bezeugen kann.
Wer sieht's ihm jetzt nun an der Nase,
Dem lieben frommen Bräutigam —
Seht nur, wie jetzt er an dem Glase
Kaum nippt, und war doch sonst ein Schwamm.
Doch still, er will sich zu mir neigen,
Bedeutungsvoll sieht er mich an,
Als spräch' er: „Junge, willst du schweigen,
„Du weißt, was ich erzählen kann.“ —

Nun ja, mein Liedchen sei geschlossen:
Des Eh'stands gut' und böse Zeit
Hab' ich getreu und unverdrossen
Euch hier zum Nutzen contrefait.
Zwar selbst ein alter Junggeselle,
Weiß ich noch nichts vom Eheglück,
Doch glaubt's nur, auch aus solcher Quelle
Strahlt oft der Liebe Bild zurück. —
Ei ja, Ihr Beide habt gut lachen,
Ich säß' auch gern an solchem Platz,
Allein was hilft's, was ist zu machen,
A dato fehlt uns noch der Schatz.
Nun, kann ich Euer Glück nicht theilen,
Schleich ich den Lebenspfad allein:
So laßt in Eurem Kreis' mich weilen
Und Eurer Häuslichkeit mich freu'n;

Und gibt's dann auch wohl trübe Tage,
Verdunkelt sich des Glückes Licht:
Dann hör' ich willig Eure Klage,
Die aus gepreßtem Herzen spricht,
Und treulich steh' ich Euch zur Seite
Und lindre tröstend Euren Schmerz,
Denn bis an's Grab bleibt Euch wie heute
Stets treu des Freundes redlich Herz.

Und nun, Ihr lieben werthen Gäste,
Erhebt Euch alle in die Rund',
Wer Antheil nimmt an diesem Feste,
Der thu' es jetzo fröhlich kund.
Ergreift die Gläser, laßt sie klingen,
Es ist der Freude schöner Laut,
Laßt uns dem Paar ein Vivat bringen:
Hoch lebe Bräutigam und Braut!!! —

* * *

Der achtzehnte October brachte uns die erste Wiederholung der solennen Feier dieses glorreichen Tages, die eine nicht minder erhobene Stimmung wie im vorigen Jahre hervorrief, da die zweite Besiegung unseres Erbfeindes und die damit erfolgte gänzliche Niederlage desselben unseren patriotischen Gesinnungen einen um so erhöhteren Schwung verliehen. Kanonensalven, Glockengeläute, Gottesdienst im Freien, wobei der ganze Landsturm sowie die aus dem Felde heimgekehrten Freiwilligen sammt dem Linienmilitär paradirten, an welche Pfarrer Kirchner eine patriotische Ansprache richtete, wechselten mit anderen Feierlichkeiten, öffentlichen Gebeten und Gesängen, und Abends schloß das Fest mit einem unabsehbaren Fackelzuge zur Friedberger Warte, wo ein großes Freudenfeuer zum Himmel loderte, bei dem Pfarrer Friedrich (damals in Bornheim) die allgemeine Begeisterung durch eine entsprechende Rede noch zu steigern wußte.

Alles das geschah mit einer an Pietät gränzenden Zuversicht auf die uns nahe bevorstehende Zukunft, welche mit der Eröffnung des hohen Bundestages eine Entwicklung der deutschen Zustände in Aussicht

stellte, in der alle Wünsche ihre Befriedigung zu finden hofften. Demselben vorausgegangen, und bereits seit einiger Zeit hier anwesend, waren die hohen Gesandtschaften zur Berichtigung der Territorialangelegenheiten, welche in Folge der Abtretungen, die Frankreich zu gewähren hatte, mancherlei Umgestaltungen vorzubereiten hatten. Für Oesterreich fungirte dabei Minister Baron von Wessenberg, für Preußen Graf von der Goltz, für England Sir Freder. Lamb, und für Rußland Minister Freiherr von Anstett; vier Notabilitäten ersten Ranges, die einstweilen einen Theil der illusteren Versammlung repräsentirten, die in Kurzem ihr Hoflager in unserer Mitte aufschlagen sollte.

Bevor dieselbe jedoch vollständig eingetroffen, sahen wir uns noch durch die Ankunft des ersten Helden der damaligen Zeit, Marschall Blücher, überrascht, die hier einen ungemeinen Enthusiasmus erregte. Alles wollte dem damals schon 73jährigen Sieger in so vielen entscheidenden Schlachten entgegenziehen, und die Offiziere des Landsturms projectirten bereits einen feierlichen Empfang, der jedoch von Seiten des Marschalls verbeten wurde, da derselbe in seiner Einfachheit an dergleichen Ostentationen keinen Gefallen fand. Das konnte aber nicht hindern, ihm Abends vor dem Schwanen, wo er abgetreten, einen solennen Fackelzug zu bringen, wobei eigends für ihn gedichtete Verse gesungen wurden. Der Marschall erschien auf dem Balcon und dankte für den herzlichen Empfang, wobei Frankfurt „als eine ächt deutsche Stadt," die sich bei so vielen Gelegenheiten als eine solche bewährt, in anerkennender Weise gedacht wurde.

Ich hatte später Gelegenheit, den greisen Helden im Bethmann'schen Hause näher zu sehen, wo er einigemal Abends Partie machte, bei welcher Austern und Champagner zum goûter servirt wurden. Der alte Herr schien ein faible für diese Gaumenkitzler zu haben, womit ihn der Kammerdiener stets sorglich bediente, während dabei das Spiel nicht unterbrochen wurde, für welches die ihm gebliebene Husarennatur noch immer ziemlich passionirt zu sein schien.

Der Frieden war am 20. November in Paris unterzeichnet worden. Die damit mehr und mehr befestigte Sicherheit des sich wiederbelebenden Unternehmungsgeistes äußerte ihre Rückwirkungen in vor-

theilhaftester Weise auf das öffentliche Leben und die Geselligkeit, die beide durch die ständige Anwesenheit so vieler hervorragenden Persönlichkeiten und dem wechselnden Ab- und Zugehen von Fremden bedeutend an äußerem Glanz gewonnen. Unsere verschiedenen Coterieen und Familienkreise fingen an, sich zu erweitern und diese ihnen seither fremd gewesenen Elemente in sich aufzunehmen, welche Mischung mit dem Althergebrachten in ihrer Entstehung viel Angenehmes und Pikantes hatte.

Noch war übrigens das Frankfurter Bürgerthum dabei das tonangebende Princip; der in würdigster Weise repräsentirte Handelsstand hatte die Erstgeburt seines Selbstgefühls noch nicht zu verläugnen gelernt, und von ihm ging daher vorzugsweise fast Alles aus, was den Aufenthalt der zu uns Uebersiedelnden hier angenehm machen konnte. Diese dagegen ließen sich das gern gefallen, und so bildete sich eine Uebereinstimmung im geselligen Leben, die sich in einer Reihe von größeren und kleineren Festlichkeiten abspiegelte, an deren Theilnahme ich heute noch die angenehmsten Erinnerungen knüpfe.

Göthe macht an einer Stelle seiner Frankfurter Erinnerungen die Bemerkung, wie das eigenthümliche Gefühl einer größeren Unabhängigkeit in den freien Städten der Uebereinstimmung im socialen Leben nicht günstig sei und manche schroffe Eigenheiten leichter aufkommen lasse, wie z. B. in den Residenz-Städten, wo der Impuls zur Veredlung und Verfeinerung der Sitten seine Richtung mehr von oben erhalte. Darin liegt allerdings viel Wahres, und auch hier bei uns hat es sehr lange gewährt, bis die Abschließungen der Geselligkeit in Collegen und engeren Kreisen einer freieren, dem Coteriegeist ferneren Lebensströmung Platz gemacht hat. Zur Zeit unserer politischen Wiedergeburt jedoch machte sich das weit weniger bemerkbar unter uns; die allgemeine Bedrängniß hatte uns einander um Vieles näher gerückt, und Regierer wie Regierte hatten sich gegenseitig würdigen gelernt. Ungeachtet des in unsere socialen Verhältnisse gekommenen neuen Elements, sahen sich daher doch die Schranken der Ersteren um ein Bedeutendes weiter hinaus gerückt.

Auch der Kreis meiner Bekanntschaften hatte sich um vieles erweitert. Ich war wohlgelitten, weil ich zu denen zählte, die stets bereit wa-

ren, zur geselligen Belebung etwas beizutragen. Man wußte, daß ich um einige Verse nie verlegen war, und mein geringes Talent wurde daher nicht selten in Anspruch genommen, wenn es galt, bei dieser oder jener Gelegenheit der geselligen Freude durch ein passendes Gedicht einen erhöhteren Ausdruck zu verleihen.

So hatten denn auch mehrere Damen mir näher befreundeter Cirkel mich schon lange damit geneckt, daß sie am kommenden Neujahrstage ein poetisches Angebinde von mir erwarteten, was ich mir denn auch nicht umsonst gesagt sein ließ. Ein pikanter Stoff dazu war bald in dem bereits oben erwähnten „Rheinischen hinkenden Boten“ gefunden, der noch immer alljährig seine Wanderungen aus der Brönner'schen Officin durch alle Spinnstuben der Nähe und Ferne antrat. Er sollte mir nun bei der, meinen Damen bestimmten poetischen Epistel zur Folie dienen, über welche sich mein Humor verbreitete, den ich in der Form eines kleinen Kalenderchens, als „das Enkelchen des alten stolpernden und hinkenden, jedoch eilfertig fliegenden Rheinischen Boten“ in die ihm bestimmten schönen Kreise einzuführen gedachte.

Außer dem Gedichte hatte ich das Büchelchen noch mit allerlei literarischen Hausrath ausstaffirt, wie z. B. mit Schönheitsmitteln, Waschtabellen, Whiſttäfelchen u. s. w., und das Ganze bildete in dieser Weise eine zierliche Gabe, die am Neujahrsabend ihre Wirkung nicht verfehlte.

Ich theilte mein „hinkendes Bötchen“ in mehreren Gesellschaften aus, zu denen ich geladen, und fand eine um so wohlwollendere Aufnahme desselben, da seine Verbreitung nur auf die Kreise beschränkt blieb, für welche die Gabe ursprünglich bestimmt war, welche besondere Aufmerksamkeit nicht ohne Anerkennung blieb.

Ich lasse das Gedicht, dessen Nutzanwendungen auch heute noch nicht veraltet sind, hier folgen, mich immer noch mit Vergnügen der näheren Umstände erinnernd, unter welchen ich es verfaßte und vertheilte.

* * *

Des
hinkenden und stolpernden,
jedoch
eilfertig laufenden und fliegenden
Rheinischen Boten
kleines Enkelchen,
das ist
Taschenkalender
für
Frauen und Jungfrauen
auf das Jahr 1816,
welches das vierte Schaltjahr des neunzehnten Jahrhunderts von 366 Tagen ist.

Frankfurt am Main,
beim Verfasser.

Es sind nun wohl schon achtzig Jahre,
Seitdem, so oft das Neujahr winkt,
Mein Großpapa mit greisem Haare
An seinem Stab das Land durchhinkt;
Und was sich in dem Lauf der Zeiten
Merkwürd'ges zutrug hier und dort,
Die Kriegs- und Siegsbegebenheiten,
Hat er getreu bewahrt aufs Wort.
Denn Wahrheit ist — hier Brief und Siegel —
Ihm werther als der größte Schatz:
Drum hat sein Bild auch unterm Spiegel
In jeder Stube seinen Platz.
Vertraut mit Zeiten und mit Sitte,
Weiß er genau, was Jedem paßt,
Und darum blieb in jeder Hütte
Er stets der gern geseh'ne Gast;

Denn zieht des Winters Schnee den Schleier
Hellglänzend über Flur und Feld,
So drängt sich Alt und Jung zum Feuer
Und horcht, wie's hergeht in der Welt;
Und was denn so von neuen Sagen
Der Alte seinen Leutchen bringt,
Weiß er so faßlich vorzutragen,
Wie's Keinem außer ihm gelingt.
Man liebt drum auch nur seine Weise,
Und als Papa vor kurzer Zeit
Statt seiner unternahm die Reise,
Da ward das Wandern ihm bald leid*).
Papa der ging auf graden Beinen,
War nach der Mode hübsch verziert,
Und hatte, recht gelehrt zu scheinen,
Sein Inhaltskrämchen ausstaffirt
Mit so viel bunt erborgten Dingen,
Wie er sie eben finden konnt',
Daß sie dem schlichten Bauer gingen
Weit über seinen Horizont.
Und grad' das hieß ins Unglück rennen;
Mocht' er's versuchen dort und hier,
Kein Mensch wollt' diesen Neuling kennen,
Verschlossen blieb ihm jede Thür:
Denn von des Urgroßvaters Tagen
Wußt' Jeder nur vom Hinke-Bot,
Drum hörte überall man fragen:
„Ist denn der alte Stelzfuß todt?!"
Drob schüttelte die greisen Locken
Der Alte, griff nach seinem Stab:
„Mein Ruhm," seufzt er, „geräth ins Stocken;
„Ich merk's, er geht mit mir zu Grab!
„Ich war sonst Allen ein Orakel,
„Denn Jeder hing an meinem Mund,
„Und immer gab's ein Weltspektakel,
„Wo ich erschien zur Neujahrs-Rund.
„Mein Sohn versteht's nicht zu erhalten,
„Was ich erwarb mit saurem Schweiß,

*) Der hinkende Bote erschien während eines Jahres in einer etwas veränderten Gestalt, worin man ihn indessen nicht erkennen wollte, und nur erst mit der alten Form erhielt er sein voriges Vertrauen wieder. —

„Hätt' er's gelassen hübsch beim Alten,
„So blieb auch er im alt Geleiß." —
Nun denkt Euch aber sein Vergnügen,
Als ich in einer Winternacht
Ward sprechend ähnlich seinen Zügen
Und lahm dazu — zur Welt gebracht.
„Gottlob!" erscholl's zu Aller Ohren,
Als er das Enkelchen beschaut,
„Der ist zum Hinke-Bot geboren,
„Des Hauses Glanz ist fest erbaut;
„Nun kann in meinen alten Jahren
„Ich heiter in die Zukunft sehn,
„Und ruhig einst zur Grube fahren,
„Der wird nach mir auf Reisen gehn." —

Nun lacht nicht, wenn ich's Euch bekenne,
Daß ich, so klein Ihr auch mich seht,
Dennoch schon vor Begierde brenne,
Zu wissen, wie's da draußen geht.
Es ist, als läg's mir schon im Blute,
Und wenn der erste Frost gereift,
Wird's mir ganz sonderbar zu Muthe,
Wenn Großpapa zum Stabe greift;
Der ist nun jetzt schon längst auf Reisen,
Ich blieb, als noch zu jung, zu Haus,
Allein ich will's dem Alten weisen:
Ich hink' auf eig'ne Hand 'mal aus.
Ich merkt' es mir, auf welchen Wegen
Er sich die Herzen oft gewann,
Drum will ich seh'n, ob ins Gehege
Ich ihm nicht irgend kommen kann.

Viel hat zu edler Frauen Ehre
Oft Großpapa in mir erregt,
Und mir so manche Lebenslehre
Von ihrer Gunst tief eingeprägt.
„An sie, mein Kind, muß man sich wenden,
„Denn es regiert die Welt ihr Blick,
„Und glaube mir, aus ihren Händen
„Kommt uns allein des Lebens Glück."
So sprach er oft, und wohlbehalten
Hab' ich im Sinne jedes Wort,

Drum hoff' ich auch, der Wink des Alten
Hilft jetzo in der Welt mir fort.
Denn nur an Euch, Ihr schönen Frauen!
Hab' ich zuerst mich jetzt gewandt:
Ihr woll't hübsch gütig auf mich schauen,
Denn nicht komm' ich mit leerer Hand. —
Seht hier, zuvörderst ein Kalender,
Ein Möbel, was gewiß Euch taugt;
Denn sicher ist's ein Zeitverschwender,
Der solchen Hausrath niemals braucht.
Doch wer den Werth der Zeit empfunden,
Hübsch weise theilt sein Leben ein,
Und karg ist mit des Jahres Stunden,
Der schaut gewiß recht oft hinein.
Woll't Ihr die Tage nur durchgehen,
Die so ein einzig Jahr enthält:
Ihr bleibt gewiß bei manchem stehen,
Auf den der Blick gefesselt fällt.
Wer weilt bei jenem Tag nicht gerne,
Wo er zuerst das Licht erblickt?
Wer ist's, der da nicht in die Ferne
Der Zukunft seine Wünsche schickt?
Und wer ist's, dem das Glück hienieden
Ein fröhlich Lebensloos bescheert,
Der dann nicht in der Seele Frieden
Den Blick zum Himmel dankend kehrt? —
Und so zeigt des Kalenders Treue
Uns wohl noch manchen andern Tag,
Den man theilnehmend in die Reihe
Der inhaltsvollen stellen mag;
Wo die Erinn'rung früh'rer Zeiten
Uns ernster stimmt und froh erhebt;
Wie sie an uns vorübergleiten
Die Bilder, die wir sonst belebt.
Und wohl dem Herz, das treu bewahren,
Was mit dem Lauf der Zeit entflieht,
Und klug aus dem, was es erfahren,
Die Regel für die Zukunft zieht:
Denn wer auf seiner Lebensreise
Nie rückwärts sah, nur vorwärts schaut,
Der hat, nach eitler Thoren Weise,
Den Lebensplan auf Sand gebaut.

„Ei, seht!“ hör ich Euch lachend sagen,
„Der kleine Stelzfuß ist gelehrt,
„Will die Sentenzen uns vortragen,
„Die er vom Großpapa gehört;
„Zu uns hieß' das ganz fehlgegangen,
„Die wir die Langeweile flieh'n;
„Denn Weiberherzen einzufangen,
„Muß andre Saiten man aufzieh'n.“
Nun seid nicht böse, holde Schönen,
Nehmt's immerhin so mit in Kauf,
Ich geb', Euch wieder zu versöhnen,
Auch wieder gleich was Lust'ges drauf.
Denn seht, anstatt sonst meines Gleichen
Nun viel von Mond und Witt'rung spricht,
So will ich das hier Alles streichen,
Es intressirt Euch doch ja nicht;
Ich sagt' es wahrlich Euch vergebens,
Wie Tag und Nacht im Jahr sich eint;
Wenn nur der Glücksstern Eures Lebens
Stets hell am Horizont Euch scheint.
Nicht besser taugt's Euch, viel zu wissen
Von unserer Planeten-Schaar,
Und wie viel Sonnenfinsternissen
Man zählt in diesem neuen Jahr;
Weit klüger ist es, zu beachten,
Wie's mit der Eh'standssonne steht,
Und so im Stillen zu betrachten,
Wie die euch auf- und untergeht: —
Da gibt's auch Finsterniß zuweilen;
Doch wenn die Frau so etwas sieht,
Soll sie ganz mäuschenstill verweilen,
Bis der Planet vorüberzieht;
Die besten sind die unsichtbaren,
Doch wo sie g'rade sind zu seh'n,
Soll Jedes ja sich hübsch bewahren,
Sie mit dem Fernrohr zu erspähn:
Denn öfters sind es Kleinigkeiten,
Vom Zufall nur herbeigeführt,
Die schnell zum Unheil sich verbreiten,
Wenn Eigensinn das Feuer schürt.
Doch wo im Eh'standselemente
Man achtet auf der Einheit Klang,

Da geht wie an dem Firmamente
Auch Alles seinen rechten Gang.

Nun also, anstatt solcher Sachen,
Womit Kalender sonst geputzt,
Hab' ich den Raum, Ihr werdet lachen,
Hier auf ganz andre Art benutzt.
Ich Stelzfuß ohne Doctor-Titel
Hab' klüglich Alles wohl bedacht,
Da seht: Acht ächte Schönheitsmittel!
Nicht wahr, das hab' ich recht gemacht? —
Doch was Ihr hier, Ihr holden Schönen,
Zu Eurem Nutz und Frommen lernt,
Ist nicht der Eitelkeit zu fröhnen,
Da sind wir weit davon entfernt.
Es dient Euch nur zum wahren Nutzen
Und kommt aus wohl erfahrner Hand:
Lass't sich Koketten schminkend putzen,
Euch ziert der Tugend Lichtgewand.

Wohl gönn' ich's Euch, Ihr schönen Frauen,
Wenn Ihr der Zeiten Sitte liebt,
Denn herrlich seid Ihr anzuschauen,
Wenn Euch des Schmuckes Glanz umgibt.
Und schöner noch, als Schmuckes Glänzen,
Wenn eigne Schönheit Euch umstrahlt,
Wenn Euch die Grazien bekränzen
Und Anmuth Eure Züge malt.
Da mag der Mann sich's stolz bekennen,
Dem solche Hand die Gattin reicht:
Man könne wohl ihn glücklich nennen,
Weil ihr an Schönheit — Keine gleicht.
Doch wenn sie dann durch Lieb' und Tugend,
Wenn sie durch Milde auch entzückt,
Wenn sie der Unschuld ew'ge Jugend
Mit Himmelsglanz der Engel schmückt:
Da soll der Mann sich glücklich preisen,
Der solch ein Weib im Arme hält,
Er fand mehr als den Stein der Weisen,
Er fand den Himmel auf der Welt.

Am Ende schafft mein Schwadroniren
Bei Euch mir doch noch schlechten Dank,

Ihr hörtet, statt Moralisiren,
Wohl lieber muntrer Laune Schwank;
Allein bedenkt's, was ich Euch bringe:
Kalender und Toilettenrath
Ist ja so werthlos und geringe,
Daß ich mich schämte in der That,
Wenn ich's Euch sollt' so trocken geben,
So ohne Senf, drum gönnt es mir,
Wenn ich dem Dinge etwas Leben
Verschaffe durch den Kling-Klang hier.
Noch sind die Gaben nicht zu Ende,
Denn unversorgt blieb noch das Haus:
Da gingen ja die fleiß'gen Hände
Zum Weltspektakel leer hier aus!
O nein, ein ächter Hinke-Bote,
Ein Mann, wie Großpapa wohl spricht,
Von ächtem deutschen Korn und Schrote,
Der übersieht dergleichen nicht.
Hier — Waschtabellen, Küchenzettel,
Der wahren Hausfrau Zeitvertreib! —
„O weh!" hör' ich, „dergleichen Bettel
„Lass' Er, Herr Stelzfuß, uns vom Leib.
„Ei denkt! wenn beim Geräth uns fände,
„Wer uns Visiten zugedacht!
„Nein, Freund, für unsre zarten Hände
„Sind Dinge der Art nicht gemacht;
„Vergess' er nicht, daß er zu Leuten
„Von Ton hier spricht, Herr Urian,
„Und kurz, lass' er sich's nur bedeuten:
„Den Spaß bring' Er wo anders an!" —

Nun, nur gemach, Ihr schönen Damen!
Ich hab' es wahrlich gut gemeint;
Verzeiht mir armen kleinen Lahmen;
Ihr denkt doch anders, als Ihr scheint.
Seht nur, wir sprachen da von Tugend,
Wie sie die Frau so herrlich schmückt,
Und wie die Schönheit und die Jugend
Den Mann so himmelhoch entzückt;
Und wahrlich, es ist nicht gelogen,
Was ich Euch hier davon erzählt,
Wie Manchen hat's nicht schon bewogen,
Daß er 'ne Gattin sich gewählt.

Doch in Idealen stets zu schweben,
Dabei kommt auch nicht viel heraus,
Die Tugend führt uns zwar durch's Leben,
Doch heißt's dabei auch — haltet Haus!
Ja, wem ein häuslich Weib beschieden,
Dem wird des Tages Last nicht schwer,
Sie baut an seines Glückes Frieden,
Und scheucht der Sorgen drückend Heer.
Wie herrlich, wenn der Hausfrau Walten
Stets emsig schafft und Alles lenkt;
Des Hauses Ordnung zu erhalten,
Und klüglich jedes überdenkt!
Wenn sie des Segens reiche Fülle
Erworben durch des Gatten Fleiß,
Daheim in ihres Kreises Stille
Hübsch sparsam zu verwenden weiß!
Wo gibt es rein're, schön're Freuden,
Als die ein häuslich Glück uns schafft?
Und selbst des Hauses kleine Leiden
Sind nur zur Prüfung unsrer Kraft;
Denn wenn nach ein Paar frohen Jahren
Der Eh'standssegen uns umgibt,
Da schaffen uns die kleinen Schaaren
Wohl manches, was uns oft betrübt.
Doch wo die Frau die Mutterpflichten
Stets treulich übt und nie vergißt:
Da wird sich Alles freundlich schlichten,
Was unserm Glück entgegen ist.
O, schönes Bild der Mutterliebe,
Was mir jetzt vor der Seele schwebt,
Es ist der herrlichste der Triebe,
Womit die Gottheit Euch belebt!
Was gibt es Schön'res wohl im Leben,
Als einer Mutter stilles Glück,
Wenn ihre Kinder sie umgeben
Und jedes hängt an ihrem Blick?
Wenn in dem kleinen muntern Kreise
Sie Sittsamkeit und Anstand lehrt,
Und sie in liebevoller Weise
Die Mädchen warnt, den Knaben wehrt?
O, nie vergeßt es, holde Schönen!
Was Euch des Schöpfers Gunst verleiht:

Euch ward — der Ehe Glück zu krönen —
Die Tugend und die Häuslichkeit!
Doch nun genug, jetzt heißt's geschlossen,
Geduld fällt ab, sobald sie reif;
Leicht wird des Lesers Sinn verdrossen
Ob solcher Rede langem Schweif.
Damit Ihr aber denn doch sehet,
Daß Euer kleiner Hinkebein,
So lahm er auch da vor Euch stehet,
Es auch gelernt, galant zu sein;
Und daß er's weiß, wie Frauen-Seelen
Beherrscht ein heitres Element,
Das, in ihr Herz sich schnell zu stehlen,
Den Weg dahin am besten kennt:
So nehmt hier noch zwei kleine Dinge,
Der muntern Laune lustig Kind,
Die, wenn auch gleich an sich geringe,
Euch oftmals recht willkommen sind.
Denn wenn Ihr in der Gäste Reihe
Am Bostontisch im Kränzchen sitzt,
Und ob das Spiel Euch Glück verleihe
Erwartend Eure Sinne spitzt,
Da kömmt's wohl, daß, wenn ihr gewinnet,
Und Euch ein Acht-Levée gelingt,
Ihr Euch es nicht sogleich entsinnet,
Wie viel Contract das Spiel Euch bringt;
Da merkt nur, ohne zu verweilen,
In welcher Farb' das Spielchen war,
Schaut dann in dieses Blättchens Zeilen,
Und den Gewinn wißt Ihr aufs Haar. —
Und wenn bei eines Ball's Festiren
Sich zu Euch, Schönen, Alles drängt,
Und Ihr voll Huld den Cavalieren
Zum Tänzchen Eure Hand verschenkt,
Da hat sich's manchmal auch gefunden, —
Es gibt Exempel in der Welt, —
Daß Euer Wort dem Sinn entschwunden,
Wenn Euch der Tänzer nicht gefällt;
Das gibt denn wohl zu Streitigkeiten
Den Rittern Anlaß und Verdruß,
Die arges Unheil oft bereiten,
Wenn's Einer sterbend büßen muß:

Denn wer um schöner Frauen Blicke
Sich nicht auf Tod und Leben schlägt,
Der ist, ich schwör's bei meiner Krücke,
Nicht werth, daß ihn die Erde trägt.
Um solchen Anlaß nun zu wehren,
Der leicht des Festes Freude stört,
Ist Euch, o haltet's ja in Ehren,
Das letzte Täfelchen bescheert.
Die Ordnung der Casino-Bälle,
Die dort am Spiegel paradirt,
Seh't ihr, auch gut für andre Fälle,
Zu Eurem Nutzen drauf copirt.
Ihr dürft, dem Wort getreu zu bleiben,
Den Tänzer, dem Ihr Euch versagt,
Nur säuberlich dahinter schreiben:
So gibt es Keinen mehr, der klagt. —
Mög' Euch das Glück im Spiel nicht meiden,
Euch günstig sein selbst im Misère,
Und nie sei bei des Tanzes Freuden
An Tänzern Eure Liste leer! —

Und nun lebt wohl! Was ich gesungen,
Ist zwar nur heis'rer Stimme Klang;
Indessen ist's nicht ganz gelungen,
So denkt: es war des Lehrlings Sang.
Vollendung gibt uns nur ein Meister,
Der kühn den Musensitz erschwingt,
Und, wie so manche große Geister,
Von dorther seine Lieder bringt: —
Das kann ein Schiller, Göthe, Seume,
Doch ich, von Stamm des Hinke-Bot,
Versteh' mich nur auf Hausmannsreime,
Und habe damit meine Noth.

Indessen hat, was ich begonnen, —
Ein bloßer Scherz, nichts mehr, fürwahr —
Euch doch ein Lächeln abgewonnen;
Dann ruf' ich fröhlich: „Prosit Neujahr!"

* * *

So waren wir zum Jahre 1816 gelangt, mit dem Frankfurt anfing, sowohl in seiner äußeren Gestalt, wie in seiner inneren Verfassung und socialen Verhältnissen den großen Umgestaltungen entgegen zu gehen, die es seitdem unabläßig verfolgt. Seine sich so lang bewahrte Originalität hat sich von da an mit jedem Tage mehr und mehr verwischt, so daß auch die Reste derselben unter den vielen Schöpfungen der Neuzeit sich kaum mehr bemerkbar machen können. Noch reihen sich zwar um den alten Pfarrthurm immer noch manche Reminiscenzen früheren Reichsbürgerthums, aber auch hier haben sich deren alte Eigenthümlichkeiten nur noch in den engeren und abgelegeneren Straßen und Gäßchen erhalten, in denen mir zuweilen bei meinen beschaulichen Wanderungen durch dieselben hie und da noch der Blick in das Innere der Häuser und Höfe die Eindrücke früherer Zeiten wieder auffrischt.

Die Gegenwart drängt sich hinaus zu den Erweiterungen außerhalb der Stadt, wo sich allerdings ein neues, frisches Leben anbaut, das sich rasch genug zu einer dritten Vergrößerung der glänzenden Bundes-Stadt ausbilden wird; die Hast dieser Erweiterungen aber hat sich mit der fortschreitenden Zeit so gesteigert, daß unsere frühere Geschichte ganz darüber in den Hintergrund getreten ist, die sonst fast in jeder Gasse eine sichtbares Denkmal derselben aufzuweisen hatte, das uns an frühere Eigenthümlichkeiten oder markante Ereignisse und Persönlichkeiten erinnern konnte.

Unsere heranwachsende Generation lebt jetzt inmitten so vielseitiger Eindrücke der Gegenwart, daß ihr kaum mehr Zeit bleibt, sich mit der Vergangenheit ihrer Vaterstadt zu beschäftigen, und diejenigen, die sich derselben noch zu erinnern vermögen, haben seither so Vieles erlebt, daß auch ihnen der Inhalt derselben fast nur noch gleich einem Traume im Gedächtniß ist.

Die damals stets mehr Gestaltung gewinnende Versammlung des Deutschen Bundes war ohne Zweifel als eine der ersten Triebfedern zu betrachten, welche eine Menge von Veränderungen zur raschen Entwicklung brachte. Obgleich noch nicht förmlich constituirt, hielt dieselbe bereits doch schon ihre vorbereitenden Sitzungen, und ihre Zusammensetzung

entfaltete in ihrem ersten Auftreten ungemein viel äußeren Glanz und gediegenes Ansehen. Mit der sich mehrenden Zahl dieser hohen Gäste zog das neue Element der haute volée in unsere Mauern ein, das allerdings, um sich als solches zu behaupten, der splendiden Außenseite bedarf, um dem inneren Gehalt zur würdigen Folie zu dienen. Die sich rasch auf einander folgenden diplomatischen Diners, bei welchen die besternten Herren in ihren Staatscarossen mit reichen Livréen auffuhren, erinnerte selbst an die Krönungszeiten, und der sich damit steigernde Luxus machte neue Bauten und Einrichtungen nöthig, der vielen Leuten Beschäftigung und Verdienst verschaffte, und so zum mächtigen Hebel eines Fortschritts wurde, der uns bald über die Gränzen der alten Gewohnheiten hinaustrieb. Damit steigerten sich aber auch die Erwartungen, welche man von der so tief in die bisherige Organisation der deutschen Staaten eingreifenden Wirksamkeit dieser, eine so erhabene Stellung einnehmenden Versammlung zu hegen sich berechtigt glaubte.

Obgleich nun die dabei betheiligten Herren sich des Gewichtes wohl bewußt waren, was sie in die Wagschale der neuen politischen Gestaltungen zu legen als berufen erschienen, so machte sich dabei doch auch jenes entgegenkommende Heranziehen aller geselligen Kräfte unter ihnen bemerkbar, welche den Reunions jenen Reiz zu verleihen vermag, der dieselben in wohlthuender Weise zu beleben weiß und ihre alltäglichen Förmlichkeiten erträglicher macht.

Durch eine solche interessante Mischung der Elemente boten die Wintervergnügungen von 1815 auf 1816 eine ganz besondere Abwechselung dar, zu denen unter anderen auch ein glänzender Maskenball zählte, den Baron von Otterstädt um die Fastenzeit gab, und der um so mehr das Interesse der Gesellschaft in Anspruch nahm, je länger man ein derartiges Fest hier entbehrt hatte.

Alles war dazu geladen, was zu seiner Belebung beizutragen vermochte, und eine Menge interessanter Charaktermasken durchwogte die geschmückten Räume, in denen sich der Humor vielfach in glänzendster Weise repräsentirt sah. Auch ich hatte mich in der Rolle eines alten Hypocraten versucht, die ich nicht ohne Erfolg durchführte. Ein

gut gewähltes Costüm unterstützte den Ausdruck meiner Maske, der ich überdem noch dadurch Leben und Bewegung zu geben wußte, daß ich meine Arcana durch passend dazu verfaßte Verse anpries und austheilte, die, den damaligen Verhältnissen angepaßt, von allen Seiten beifällig aufgenommen wurden. Meine gute Laune trug mir Zinsen und das Capital meines Humors stieg im Course, da Jedermann dabei betheiligt sein wollte.

Bereits am 13. Januar waren endlich nach so langer Permanenz die Kriegsämter geschlossen worden, und die Bürgerschaft athmete tief auf, sich von der so empfindlich in das Familienleben einschneidenden Last der Einquartirungen endlich befreit zu sehen, bei der Niemand mehr Herr im eigenen Hause war. Wir hatten diesen bitteren Kelch bis auf die Hefe leeren müssen; nun aber erschienen mit der vorrückenden schönen Jahreszeit andere, hier seit ewiger Zeit entbehrte Gäste, die nach der so lange angehaltenen Dürre einen befruchtenden Goldregen auf uns niederträufeln ließen.

Es waren dieses die Söhne Albions, die, nachdem ihnen seit einer Reihe von Jahren der Continent verschlossen gewesen, nun ihrer Reiselust wieder freien Lauf lassen konnten. In Frankreich und Belgien schwärmte es bereits von diesen originellen Touristen, von denen einstweilen nur die unternehmendsten bis zu uns an den Rhein vordrangen, da derselbe damals noch eine halbe terra incognita für sie war. Es ist kaum glaublich, wie sich die Physiognomie dieses Stromes seitdem verändert. Nur schwerfällige Lastschiffe durchfurchten damals noch seine grünen Fluthen, und langsam durch Pferde mühevoll aufwärts geschleppt, schlug der besorgte Schiffmann stets noch ein andächtiges Kreuz, bevor er sich anschickte, das gefährliche Binger Loch zu passiren.

Dagegen waren die Casseler Hauderer in ihrer Blüthenzeit und Herren der sogenannten Kaiserstraße, die sich als die allein frequentirte den Rhein entlang nach Cöln hinunterzog. Lustig auf und nieder fahrend, waren sie mit ihren zahlreichen Passagiren vorzugsweise das belebende Element der vielen gastlichen Herbergen, die in jedem kleinen Orte zum Einkehren einluden, und die gegenwärtig, wo

nur ausnahmsweise Reisende die Ufer entlang pilgern, großentheils halb verödet stehen.

Die Fahrten zu Wasser machte man meistens nur stromabwärts und in dazu besonders gemietheten Nachen oder mit dem sogenannten Yachtschiff, das jedoch nur von Mainz bis Coblenz fuhr und auf dessen grünen, mit einer Galerie umgebenen Verdecke bei schönem Wetter eine Musikbande ihre lustigen Weisen aufspielte. Auch diese Fahrzeuge landeten überall, wo es etwas zu sehen und zu genießen gab, und wenn heut zu Tage der Rheinstrom auch tausende von Reisenden in zahlreichen Dampfern auf und nieder führt und überall sich ein großartiges Leben entfaltet, so ist doch zu wetten, daß an seinen rebbekränzten Ufern Frohsinn und poetische Gemüthlichkeit nicht im gleichen Verhältnisse zugenommen haben.

Uebrigens war es auffallend, wie die lange Verbannung der Engländer vom Continente dieselben seinen Sitten und Gebräuchen entfremdet hatte. In ihrer durch und durch englischen Einseitigkeit erschien ihnen Alles neu und seltsam bei uns, sowie sie dagegen uns, die wir nur an Franzosen, Russen, Oesterreicher und Preußen gewöhnt waren, um so barocker in ihrem Aeußeren und bizarrer in ihrem Benehmen vorkamen. Das letztere hatte inzwischen auch seine annehmbaren Seiten. Old England war mit dem 24-Guldenfuß noch nicht so vertraut wie heute, und noch gewohnt, in Allem den englischen Maßstab anzulegen. Dabei war es fast nur noch das high life, das in Vier- und Sechsspännern den Rhein entlang rollte, unter dem meistens ein jeder eine besondere Caprice für diesen oder jenen Gegenstand mitbrachte, für welche, wenn sie der ersteren entsprachen, ihnen die Preise ganz gleichgültig waren. Daß sich unter solchen Verhältnissen alle Betheiligten gut dabei standen, läßt sich leicht denken. Frankfurt war zu jener Zeit eine wahre Fundgrube von Antiquitäten, alten Bildern, Kupferstichen, Incunabeln und sonstigen rostigen Seltenheiten, von denen eine unglaubliche Masse nach England wanderte.

Schon das erste Friedensjahr eröffnete den Fortschrittsbestrebungen im deutschen Vaterlande die Thore nach allen Seiten hin. Die bis

daher sich so sehr gefährdet gesehenen materiellen Interessen fingen, durch die rasch zunehmende Sicherheit ermuthigt, wieder an, in den Vordergrund zu treten. Ueberall erweckten die Reorganisationen des deutschen Staatshaushalts ihm neuen Credit und Vertrauen, die dem Capital einen um so solideren Gewinn zuführten, je weiter damals die Börse noch von dem Schwindel entfernt war, der sie heute fast zur öffentlichen Spielbank herabwürdigt. Handel und Industrie gewannen neues Leben und Anfangs Juni erschien das erste Dampfboot auf dem Rhein. Gleich einer Wundermähr erscholl es durch alle Blätter: „ein Schiff ohne Masten und Segel sei, von London kommend, blos durch mechanische Kraft getrieben, den Rhein herauf gefahren und in Coblenz angelangt.“ Das war das erste Signal zu der colossalen Bewegung, die sich seitdem so rasch nach einander auf diesem Gebiete entfaltet, und durch die Eisenbahnen ihren Culminationspunkt erreicht hat.

Ein paar andere Erfindungen machten sich um dieselbe Zeit hier im Bereiche der Kunst und der Typographie zum erstenmale geltend, nämlich der Stereotypendruck und die Lithographie. Das Geheimniß, Stereotypenplatten zu gießen, erkaufte ich für die Brönner'sche Handlung zuerst in Deutschland von dem Engländer John Watts, nach dessen Anleitung die Stereotypenplatten zu einer deutschen Bibelausgabe in der Brönner'schen Officin gefertigt wurden, welche als erster deutscher Stereotypendruck aus derselben hervorging. Erst später verpflanzte sich das Geheimniß durch seinen Erfinder nach Leipzig.

Auch die noch nicht lange von Senefelder in München erfundene Lithographie, die Andreä in Offenbach weiter cultivirte, kam hier ebenfalls zuerst in praktische Anwendung; freilich noch nicht in der Perfection wie heute; doch wurde der Weg dahin schon ausreichend angebahnt.

Unter den Erzeugnissen der Presse zeichnete sich die in naturhistorischer Hinsicht interessante Reise des Prinzen Max von Neuwied nach Brasilien, welche in der Brönner'schen Handlung unter meiner speciellen Leitung verlegt wurde, als das erste deutsche Prachtwerk

auf das Vortheilhafteste aus, welches nach Befreiung der Presse vom französischen Joche wieder erschien, und da der Autor einem Stande angehörte, der sich bis daher nur selten derartigen wissenschaftlichen Forschungen unterzogen, so machte dieses bedeutende Werk großes Aufsehen und erwarb sich besonders unter den höheren Ständen zahlreiche Gönner.

Nicht minder rührig bewegte es sich auf dem Gebiete der politischen Entwicklungen. Ueberall traten neue Verfassungen mit erweiterter Vertretung des Volkes durch Stände und Kammern ins Leben, mit ihnen aber auch jene schärfere Opposition, die seitdem bereits eine so inhaltsreiche Geschichte durchgemacht hat. — Auch uns hier in Frankfurt reifte seit der wiedererlangten Selbstständigkeit nun die erste Frucht in diesem Garten der Erkenntniß, und zwar auf dem Boden einer weiteren Ausbildung unserer alten Verfassung entgegen. Mehr denn zwei Jahre hatte man zu ihrer Heranbildung gebraucht, bis man endlich den Modus gefunden, zum gewünschten Ziele zu gelangen. Alle Versuche, unsere Verfassung gänzlich umzugestalten, waren an der Besorgniß gescheitert, damit einen zu gewagten Schritt aus dem Geleise zu thun, in welchem sich unser kleiner Familienstaat so lange mit Sicherheit bewegt und so schwere Prüfungen glücklich überwunden hatte. Nach mehreren beseitigten Constitutions-Entwürfen legte endlich der Senat am 15. Januar (1816) der Bürgerschaft nicht eine neue, sondern nur eine ergänzte Verfassung mit der Aufforderung vor, dieselbe durch eine dazu zu wählende Commission prüfen zu lassen und über deren Annahme mit Ja oder N e i n zu entscheiden.

Zu dem Ende traten alsbald dreizehn dazu Gewählte und zwar: ein Syndicus, zwei Rathsglieder, drei hiesige Juristen, zwei Banquiers, ein Rentier, ein Geistlicher und drei Mitglieder des Einundfünfziger-Collegs als Commission zusammen, um Hand ans Werk zu legen, wobei ihnen eine Masse von Deductionen und Monita zu Hülfe kamen, durch welche sich unsere gediegensten Männer von Fach dabei betheiligten. Auch damals wurde die Wichtigkeit dieses Entscheidungs-Moments allseitig auf das Lebhafteste gefühlt, und es fehlte keineswegs an jenen Aufregungen, die ebensowohl durch den Eifer der Parteien, wie durch die

verschiedenen Sonderinteressen hervorgerufen wurden. Blicken wir jedoch heute auf jene gehaltreichen Kundgebungen zurück und vergleichen wir damit die Geburtswehen unserer neuesten Verfassungsänderung, sowie die der Wahl des neu constituirten gesetzgebenden Körpers, so müssen wir allerdings die Augen niederschlagen, wenn wir nach einer vierzigjährigen Geistesverfeinerung auf alle die Stylübungen stoßen, von welchen bei diesen Veranlassungen unser Intelligenzblatt, als Organ der Volksstimme, überfloß. —

Das Problem, die Betheiligung des Volks an der Regierung in ihr rechtes Gleichgewicht zu bringen und darin zu erhalten, wurde zwar auch damals noch nicht erschöpfend gelöst, doch wurden zwei wichtige Schritte darin vorangethan, nämlich durch die Einsetzung des die Hoheitsrechte der hiesigen Bürgerschaft vertretenden gesetzgebenden Körpers, sowie durch die ausgesprochene Gleichberechtigung der drei christlichen Confessionen. Im übrigen hatte es sich die Ergänzungsacte zur Aufgabe gemacht, unsere Freiheit angemessen zu erweitern, ohne jedoch den patriarchalischen Geist aus unserer Verfassung zu entfernen, der seither so wohlthätig gewirkt. Sie hatte sich möglichst fern von jenen, den größeren Staaten nachgebildeten Einrichtungen gehalten, die zu tief in die Verhältnisse eines kleinen Familienstaates eingreifen, um mit Zuversicht eine heilbringende Praxis voraussehen zu lassen.

Anfangs Juli hatte die Commission ihr Revisionswerk beendigt und am 10. desselben Monats wurde im Senat der aus ihrer Prüfung hervorgegangene Verfassungs-Entwurf angenommen. Ungeachtet der bei den Ergänzungen beobachteten großen Vorsicht und Mäßigung hielt man es doch für angemessen, dieselben der Bürgerschaft noch durch eine eigends dazu verfaßte und begründete Darstellung zur Annahme zu empfehlen, die von Dr. Jassoy als Commissionsmitglied zusammengestellt, in ihrer eigenthümlichen und pikanten Auffassung diesen Zweck auch vollkommen erreichte.

Es hieß unter andern auch darin, daß es wohl keine Regierungsform mehr geben dürfte, die nicht schon einmal versucht worden sei, und daß, wenn die gegenwärtige Ergänzungsacte nicht alle jene Freiheiten gewähre, die man sich geträumt habe, man sich mit dem Aus-

spruche Rousseau's trösten müsse, der da gestehe, daß die Freiheit zwar ein köstliches Gericht, aber schwer zu verdauen sei. Die Bürgerschaft ließ sich das gesagt sein; von 2780 darüber Abstimmenden erklärten sich nur 47 dagegen, und somit trat die neu reformirte Staatsform unserer freien Stadt ins Leben.

Das erste Jahr der so wieder befestigten Freiheit und Unabhängigkeit war übrigens von trüben Ereignissen begleitet, denn es war ein Hungerjahr. Unaufhörliche Regengüsse und ein schon vor Beendigung der Kartoffelernte eingetretener Winter bereiteten den herben Mangel vor, der sich von 1816 auf 1817 um so fühlbarer machte, da man sich kaum erst von den Calamitäten des Kriegs zu erholen angefangen. Das Brod kostete vierzig Kreuzer der Laib, und in vielen Bezirken der Umgegend trat eine Noth ein, die kaum mit Anstrengung aller dazu verwendbaren Mittel zu bewältigen war.

Demungeachtet fing ich ernstlich daran zu denken an, meinem bisherigen Junggesellenstande ein Ende zu machen. Drei und dreißig Jahre alt, fühlte ich lebhaft, daß es Zeit sei, nicht dem Egoismus zu verfallen, der sich so lange von den Frauen hätscheln läßt, bis er uns der Bestimmung des Mannes als Familienhaupt gänzlich entrückt hat und uns dann den Ehestand nur noch als eine lästige Beschränkung unserer Freiheit erblicken läßt. Es fehlte mir dabei keineswegs an Gelegenheit, mich von einer reichen Erbin blenden zu lassen oder mich einer schönen Larve auf Discretion zu ergeben, wenn mir nicht stets die Reflexionen Olivier Goldsmith's vorgeschwebt hätten, der seinen Landprediger von Wakefield sich die Lebensgefährtin in derselben Weise wählen läßt, wie diese sich ihr Brautkleid aussuchte, nämlich nicht aus einem Stoffe, der nur durch seine Außenseite besticht, sondern derselben auch durch seinen inneren Werth entspricht und dabei von einer gediegenen Dauer ist. Diese Vorzüge erschienen mir an Fräulein Mimmi Schönemann, deren ich schon früher erwähnte, in so sichtbarer Weise, daß ich mich kurz entschloß, meine Werbung um sie einem zierlichen Notizbüchelchen mit den Worten „Herz und Hand" zu vertrauen und ihr dasselbe bei einem Besuche in Soden, wo sie den Sommer in Gesellschaft der Frau von Bethmann zubrachte, mit der Bitte zu über-

geben, es als ein Zeichen meiner Verehrung anzunehmen und seinen Inhalt, nachdem sie ihn gelesen, wohl zu beherzigen. Die Hoffnung, meinen Antrag in gleich ehrlicher und offener Weise aufgenommen zu sehen, täuschte mich nicht. Am 18. August 1816 legte Pfarrer Kirchner in der St. Catharinenkirche unsere Hände in einander und segnete einen Bund, der uns in herzlichster Uebereinstimmung vereinigt hielt, bis ihn die Vorsehung nach sechszehn Jahren durch den Tod gelöst.

Mit dem Ehestande beginnt für den Mann ein neuer Lebensabschnitt, in welchem die Familie und die Sorgen um dieselbe eine Hauptrolle übernehmen. Damit fangen die Erinnerungen an, in die Breite zu gehen und verlieren jene schärferen Umrisse, mit denen sich uns die Begebenheiten einprägten, die wir in jüngeren Jahren mit ungetheilterem Interesse auffaßten.

In ähnlicher Weise erging es auch unserem Staatsleben, seitdem dasselbe durch die erfolgte Annahme der Constitutions-Ergänzungs-Acte zur Ruhe gekommen und es nun zur Aufgabe der Führer unserer restaurirten Staatsmaschine geworden, dieselbe in rechtem Gange zu erhalten. Haben die politischen Controversen einmal angefangen, auf diesem Wege ihre Spitze zu verlieren, so fängt auch das lebendige Interesse daran zu sinken an, und das Gehenlassen tritt an seine Stelle. Das war denn auch in unserer Mitte bald sichtbar, und als bei dem herannahenden 18ten October-Feste (1816), an welchem zugleich die Bürgerschaft der neuen Verfassungsform den Eid leisten sollte, Heerschau über den so enthusiastisch begonnenen Landsturm gehalten wurde, dem dabei eine Hauptrolle zugedacht war: fand es sich, daß die Begeisterung für dieses Institut sich bereits sehr bedeutend abgekühlt hatte. Obrist Ellrodt mußte einen scharfen Tagesbefehl erlassen, der die Bürgerschaft aufforderte, sich pünktlicher zum Exercieren einzustellen, damit bei dieser Doppelfeier die verschiedenen Corps mit Ehren bestehen könnten.

Das geschah denn auch in einer Weise, welche der Solennität dieser Feier keinen Abbruch that. Es war dazu auf dem Römerberg und dicht vor dem Römer eine erhöhte, mit zwei römischen Fasces flankirte Estrade erbaut worden, zu der mehrere Stufen führten und auf wel-

cher der ganze Senat in einem Halbkreise die beiden regierenden Bürgermeister umstand. Von hier ausgehend, bildeten das Linienmilitär sammt den verschiedenen Landsturms-Corps ein großes Quarré, in dessen Mitte sich die ganze zur Eidesleistung versammelte Bürgerschaft befand. Bereits um 8 Uhr Morgens war dieselbe durch ihre respectiven Quartier-Capitaine dahin geführt worden, wo sie, nachdem sie vorher durch ein lautes Ja bekräftigt, daß sie den Inhalt ihres Gelöbnisses wohl verstanden, dasselbe durch Nachsprechung der Eidesformel ablegten.

Fünfzig Kanonenschüsse verkündeten die Vollziehung des feierlichen Actes, unter deren Donner und dem Geläute aller Glocken sich hoher Senat in die St. Catharinen-Kirche begab. Der Landsturm bildete bis dahin Spalier, und als hohe Obrigkeit nach beendigtem Gottesdienste von da zurück nach dem Römer zog, fanden, soviel mir erinnerlich, zum letzten Male die patriotischen Gefühle der Bürgerschaft für dieselbe ihren öffentlichen Ausdruck in einem allgemeinen „Hoch!" wozu der commandirende Herr Obrist-Wachtmeister Jakob Manskopf in ächt Frankfurter Originalität das Signal gab.

Der Landsturm zog hierauf in Parade am Römer vorüber, worauf die weiteren Feierlichkeiten des Tages ihren Verlauf nahmen, denen es an Kanonendonner, Glockengeläute, Musik von den Thürmen, Illumination und Fackelzug nicht fehlte.

Es war eine Art politischer Vermählungsfeier, durch welche die seit 1806 zur Wittwe gewordene Frankfurter Constitution eine Verbindung mit einem neuen ihr einverleibten, sie ergänzenden Zusatze einging. Auch diese hatte ihre Honigmonate, nach welchen sich, wie im Ehestande, nicht selten allmälige Gleichgültigkeit und endlicher Ueberdruß einzustellen pflegen.

Als der erste Staatskalender der nunmehrigen freien Stadt Frankfurt über die dermalige Zusammensetzung des Senats Apell hielt, wer von der alten Garde der vor-primatischen Zeit noch vorhanden, zeigte es sich, daß aus der reichsstädtischen Periode noch fünf Schöffen, vier Syndici und zwölf Senatoren gegenwärtig waren, welche nun das Präsidium und die neue Schöffenbank bildeten. Die zweite Bank war dagegen aus neu hinzugekommenen Senatoren

zusammengesetzt, während die dritte Bank der Rathsherren, bis auf zwei neue Mitglieder, vollständig wieder erstanden war. Sie hatte sich am tapfersten gehalten und besetzte in geschlossener Reihe wieder ihre alten Plätze.

Ansehen, Erfahrung, Wissen und Intelligenz waren übrigens in dieser so zusammengesetzten obersten Behörde in reichem Maße vertreten. Das älteste Mitglied derselben, Herr Schöff Andreä, war 1741 geboren, und der Aelteste im Amte; Herr Schöff von Humbracht saß seit 39 Jahren darin. Der Adel war durch zehn, der Handel durch sechs, Wissen und Intelligenz durch drei und zwanzig, die Gewerbe durch zwölf Mitglieder vertreten.

Die ständische Bürger-Repräsentation war in bei weitem überwiegender Mehrzahl aus den Angesehensten des Handelstandes zusammengesetzt, die sich in gleicher Weise bei dem gesetzgebenden Körper betheiligten, sowie denn überhaupt der Besitzstand seinen Einfluß noch nicht so der Bequemlichkeit zum Opfer brachte, was unleugbar vieles dazu beitrug, dem Staatskörper das ihm unentbehrliche Ansehen zu verleihen.

So gerüstet trat Frankfurts wiedergewonnene Freiheit aufs Neue ins Leben, und wie es dieselbe im Verlauf der seitdem verflossenen vierzig Jahre gewahrt, das haben die meisten seiner Bürger der gegenwärtigen Generation mit erlebt. Einer Geschichte dieser denkwürdigen Epoche würde es an interessanten und belehrenden Momenten nicht fehlen, deren Nutzanwendungen freilich in vielen Beziehungen oft zu spät kommen dürften.

Von nun an begannen Frankfurts innere und äußere Verhältnisse sich mit jedem Tage mehr und mehr zu entpuppen und eine andere sich verjüngende Gestaltung anzunehmen. Die alten Sitten früherer Reichsbürgerlichkeit machten der reich galonirten Aristokratie Platz, die in unsere Mauren eingezogen und die ihren Luxus in sofern theilweise auch auf ihre Bewohner übertrug, als sich damit ein leichterer und lohnender Erwerb über das Allgemeine verbreitete.

Der Bundestag wurde am 5. November in feierlichster Weise eröffnet, und Hochedler Rath und Bürgerschaft legten zum Gedächtniß

dieses denkwürdigen Ereignisses den Grund zum Versorgungshause, das seitdem auch treffliche Dienste geleistet.

Daß sich an die Eröffnung des Bundestages große Hoffnungen für das deutsche Vaterland knüpften, ist nun schon so lange her, daß es diejenigen wohl schon fast wieder vergessen haben dürften, denen diese Hoffnungen damals in folgender Weise verkündet wurden. Es hieß nemlich in der deßfalls erlassenen Proclamation an das deutsche Volk:

„Selbst nicht ahnend, wie hoch die Gegenwart deutsches „Volk in die Reihe großer selbstständiger Nationen einführt, „steht dasselbe in hingebendem Vertrauen, ruhig zuschauend „und erwartend, was mit ihm geschieht. — Wohl dir, mein „Volk! Nicht getäuscht wirst du werden. Im Willen der „allerhöchsten Vorsicht ruht deine Größe; gegeben ist das „Zeichen, das Wort kann nicht zurückgehen. Ein herrlicher „Verein deiner Fürsten über dir; laß nun auch dein Be„streben sein, unter dir den Frieden zu stiften. Dieser Tag „führt dich ins Leben. Von ihm empfange die Weihe der Kraft „und des Glaubens." ꝛc.

Ich schließe hier meine Erinnerungen, an die sich für das Jahr 1816, nur noch ein Ereigniß knüpft, nämlich meine Aufnahme in den Orden — der verrückten Hofräthe. Dieser Orden, den einst Dr. Ehrmann hier gestiftet, ist der Gegenwart wohl kaum mehr dem Namen nach bekannt. Sein Stifter, der seine Diplome nach eigener strenger Wahl vertheilte, zählte zu den Originalen, wie sie die Neuzeit nur noch selten erzeugt, uud seine Stiftung stimmte mit seinem innersten Wesen vollkommen überein. Er selbst war ein verrückter Hofrath, in der besseren Bedeutung dieser Bezeichnung. Gescheidt und capriciös, gutmüthig und im höchsten Grade abstoßend, voller Rücksichten und wieder rücksichtslos bis zum Exceß, erwarb er sich eben so viele Feinde wie Freunde, und nur diejenigen wußten, wie sie mit ihm daran waren, die seine schlimmen Seiten übersahen und nur seine guten zu schätzen wußten. Man erzählte sich fortwährend eine Menge origineller Züge von ihm, da Alles, was er dachte, bei ihm heraus

mußte, unbekümmert um die Wirkung, welche es hinterließ. Ich hatte mir seine Gunst durch zeitweilige Beiträge zu seinem Album typographischer Curiosa erworben, zu welchem er mit Leidenschaft Büchertitel, Vignetten, Holzschnitte, Carricaturen und alles dahin Einschlagende sammelte, was eine barocke, bizarre oder sonst verkehrte Seite zeigte. Soweit ging seine eigene, damit ganz übereinstimmende Verkehrtheit; aber als Arzt würde ich ihm unbedingt das Prädicat als Hofrath im besten Sinne zuerkannt haben, denn als solcher zählte er zu den schätzenswerthesten, die ich jemals kennen gelernt.

Ich lasse hier mein Diplom zum Schluß meiner Erinnerungen folgen, da ein solches von diesem originellen Orden schwerlich bekannt geworden sein dürfte, der übrigens eine Menge Mitglieder zählte, deren Capacitäten demselben seiner Zeit eine gewisse Berühmtheit verschaffte, die selbst bis noch lange nachher in eine spätere Zeit hinübergeklungen.

Der Orden ist erloschen; aber die verrückten Hofräthe in der vulgären Bedeutung sind deßwegen nicht ausgestorben, sondern machen im Gegentheil fortwährend Propaganda.]

[No. 979.]

QUOD

Q. HORATIO FLACCO

OLIM ACCIDIT,

VT INSANIENTIS SAPIENTIAE CONSULTUS

ERRARET,

ID

VIRORUM QUIDEM MERCURIALIUM

PLERISQUE,

QUIBUS EX MELIORE LUTO FINXIT PRAECORDIA TITAN,

STULTIS VERO ET INEPTIS

NEQUAQUAM,

VSU VENIRE SOLET.

QUOCIRCA TE

JÜGELIUM,

BIBLIOPOLAM FACILE PRINCIPEM.

OB EXIMIA QUAE INSANIENTIS SAPIENTIAE A PUERIS PUBLICE PRIVATIMQUE EDIDISTI SPECIMINA,

MAXIME VERO OB

VIRTUTEM DOMESTICAM PROBE VITIA COLLOCATAM.

IN NUMERUM CONSULTORUM, VULGO

DER VERRÜCKTEN HOFRÄTHE,

NOMEN TUUM FASTIS NOSTRIS INSCRIBENDO

HODIE RITE RECEPIMUS,

CUIUS REI TESTES HAS LITERAS SOCIETATIS INSANIENTIS SAPIENTIAE CONSULTORUM TESSERA FIRMATAS TIBI TRANSMITTI IUSSIMUS.

XIV Kal. Decembr. CIↃIↃCCCXVI.

EX MANDATO SOCIETATIS

(L. S.)

TIMANDER,
A SECRETIS.

Frankfurt am Main. 1856.

(Ein Nachruf.)

Wie prächtig bist du jetzt zu schauen,
Du schöne Stadt am Maines=Strand.
Kaum wird der seinen Augen trauen,
Der dich im früh'ren Schmuck gekannt.
Du glichst dem edlen Frauenbilde,
In zücht'ger deutscher alter Tracht,
Wie sie, voll Ehrbarkeit und Milde,
Die ältre Kunst sich sonst gedacht.

Wer dich noch sah, von Mauerkronen,
Von Thürm' und Wällen rings umbaut;
Der dachte wohl, hier ist gut wohnen,
Wo so man eigner Kraft vertraut.
Und sicher auch im Römersaale
Saß Deutschlands Kaiser unverletzt,
Wenn er in deiner Cathedrale
Die deutsche Kron' aufs Haupt gesetzt.

Dahin ist jene Krönungsweihe!
Im Römersaal steht stumm umher
Der Kaiserbilder lange Reihe,
Doch lebend — sah er keinen mehr.
Den Nimbus hat ein Sturm zerstoben,
Mit ihm zerstob manch alter Ruhm,
Dafür thront jetzt im Römer droben
Dein neugestaltet Bürgerthum. —

Manch' Gutes hat das dir errichtet,
Manch' Gutes riß es auch entzwei;
Das Ächte hat es kühn vernichtet,
Doch Ächtes — schuf es wenig neu.
Modern! so lautet die Parole,
Die 's Alte heißt zu Grabe geh'n;
Modern! vom Scheitel bis zur Sohle,
Wirst du nun auch bald vor uns steh'n.

Doch bleibst du schön. Im neuen Glanze,
Statt Epheu um's bemooste Haupt,
Erscheinst du jetzt im Blüthenkranze
Der Blumengärten, grün belaubt.
Am Maines-Ufer hingegossen,
Glänz'st prachtvoll du im Abendstrahl,
Und wo sonst Gräben dich umschlossen,
Steh'n jetzt Paläste ohne Zahl.

Zwar dein Großhandel ist zerronnen,
Doch trägst du muthig dein Geschick;
Was du im Schweiße sonst gewonnen,
Erwirbt ja leicht — dein Börsenglück. —
Nicht kommt wie sonst zu deinen Ahnen
Der Handel mehr, verweilt und geht.
Der Dampf bringt ihn auf Eisenbahnen,
Im Flug, wie er ihn auch verweht. —

Dampf! heißt die Triebkraft, die entbunden,
Mit Macht verdrängt der Väter Sinn,
Und die, bis sie ihr Ziel gefunden,
Uns voran treibt; wer sagt's wohin?
Der Fortschrittsgeist durchweht die Zeiten,
Bestandenes vergeht und fällt;
Fest steht nur, wer im Voranschreiten
Bewährte Bahnen innehält.

Auch du hast dich, getrennt vom Alten,
Dem neuen Zauber zugekehrt;
Er reichte dir im Neugestalten
Auf Rosen — ein Damoklesschwert. —
Arglos läßt du dahin dich gleiten,
Dich wiegend auf dem Meer der Lust.
Die Sorgen früh'rer Prüfungszeiten
Bist längst du dir nicht mehr bewußt.

Wohl gönn' ich's dir, dich zu umgeben
Mit Glanz und Schmuck, wie eine Braut.
Nur hüte dich vor jenem Streben,
Was zu begehrlich nach dir schaut. —
O wahre deinen Seelenfrieden,
Man stahl ihn dir ja schon einmal.
Sei glücklich, daß du dich geschieden,
Ein neuer Bund — brächt' neue Qual.

Das Puppenhaus.

Ein Erbstück in der Gontard'schen Familie.

Das Puppenhaus.

Du traulich Bild entschwundner Zeiten,
Das aus dem Puppenhaus hier spricht;
Wie wahr in allen Einzelnheiten,
Malst du der Väter Sitte nicht!
So sah's einst aus in ihren Räumen,
So war das Vaterhaus bestellt,
Als es in unsren Jugendträumen
Für uns umschloß noch eine Welt.

Der Fortschritt ließ all' das verschwinden,
Die Mode schalt es „Zopf" aus Hohn,
Bis daß sie fertig mit Erfinden,
Dem Zopfe half aufs Neu zum Thron.
Nun schnörkelt man in allen Dingen
Und schnitzelt Füßchen zierlich krumm,
Und meint, es möcht' wohl noch gelingen,
Daß Zeit und Sitten kehrten um.

Umsonst! Vorbei! es ist entflohen
Das Zauberwort, das einst regiert;
Ihr bannt mit Flehen und mit Drohen
Den Geist nicht mehr, der nur negirt.
Der Trug ist's, der auf seinen Schwingen,
Fortan der Menschen Sinn durchzieht,
Bis es der Wahrheit wird gelingen,
Daß ihr ein dauernd Reich erblüht. —

Wir Alten, die wir reif an Jahren,
Seh'n müßig ihrem Streben zu,
Und was mitstrebend wir erfahren,
Geht abgenutzt — mit uns zur Ruh; —
Erinn'rung nur kann uns noch tragen,
Und glücklich, wer noch froh bewegt,
Wenn sie bis zu den Jugendtagen
Zurück ihn sonder Reue trägt. —

Dies Denkmal hier war oftmals Zeuge,
Wie leicht ein Jugendherz beglückt,
Wenn es sich für des Hauses Zweige
Zum Weihnachtsfeste neu geschmückt.
Gern möcht' auch ich auf's neu dich schmücken,
Und freudig als Familienhaupt
Mit dir der Enkel Schaar beglücken,
Doch steht mein Stamm — noch unbelaubt. —

Noch ist der Frühling ausgeblieben,
Der seine Zweige neu belebt,
Auf daß in frischen, jungen Trieben
Des Stammes Krone aufwärts strebt.
Doch wenn nicht bald die Herzensräume
Der Söhne Liebe warm durchweht:
Dann fahret wohl ihr Enkelträume
Dann heißt's bei mir auch bald — zu spät!! —

Wer in Frankfurt a. M. über den großen Hirschgraben und an dem Hause vorübergeht, welches eine über der Thüre angebrachte Marmortafel als Göthe's Vaterhaus bezeichnet, und wer im Hinausblicken an demselben sich der Schilderungen erinnert, welche der große Dichter davon mit denen „Aus seinem Leben" verwebt hat: dem ist gewiß wohl schon mehr wie einmal der Wunsch überkommen, einen Blick in das Innere dieses Hauses zu thun und nach den Reliquien zu spähen, welche sich darin aus jenen Zeiten noch erhalten haben möchten, die demselben ein so dauerndes Interesse verliehen. Meistens sind es jedoch nur fremde Touristen, welche diesem Verlangen sofort nachgeben, während dasselbe bei einem hier Wohnenden gewöhnlich in dem Bewußtsein aufgeschoben wird, daß man es zu befriedigen jeden Augenblick im Stande ist.

Auch mir selbst ist es lange so ergangen, bis mich endlich die Befürchtung, daß es am Ende wohl gar zu spät damit werden dürfte, bestimmte, nicht länger zu zögern, das Versäumte nachzuholen.

Mögen nun auch vielleicht schon mehr denn fünfzig Jahre darüber hingegangen sein, seit Göthe's Mutter, die Frau Rath, dies Besitzthum veräußert, auf welchem Wege dasselbe bald darauf in den Besitz der Familie überging, in welchem es sich gegenwärtig noch befindet, und ist es auch sichtbar, daß sich seitdem Manches darin veränderte, so hat das Haus dennoch seinen ihm eigenthümlichen Charakter in sofern bewahrt, als es im Ganzen keine durchgreifende Reparatur nöthig gehabt zu haben scheint. Noch ist die ganz im damaligen Styl verschnörkelte Hausthüre wohl dieselbe, über welche Göthe's Vater das

Familienwappen seiner Frau (geb. Textor) anbringen ließ, worin er selbst jedoch den Balken mit den drei Leiern einfügte, in der Vorahnung vielleicht, daß sein Sohn einst dieses dreifache Symbol der Dichtkunst auf eine so glänzende Weise rechtfertigen würde.

Schon beim Eintritt in den geräumigen Vorplatz des Hauses findet man sich alsbald in den Schilderungen zurecht, die man aus Goethe's Leben darüber mitgebracht. Rechts und links zwei Eingänge zu den Zimmern des Parterrestocks; tiefer im Hintergrunde ein alter massiver Eichenschrank, dessen Dasein wohl noch weit über Göthe's Geburtsjahr hinausreichen mag, und der, ohne sich einer Täuschung hinzugeben, recht wohl als ein noch vorhandenes Stück des Familien-Mobiliars betrachtet werden kann, welches, wie damals üblich, als zum Haus gehörig, mit in den Kauf gegeben wurde. Eine Glasthür im Hintergrunde trägt zur Hellung des Raumes bei und gewährt zugleich die Durchsicht nach dem beschränkten, von der hohen Mauer begränzten Hofe, die zu Göthe's Leidwesen das Besitzthum von den dahinter gelegenen und noch vorhandenen schönen und geräumigen Gärten trennt. Ein Brunnen, dessen zierliches in jener Mauer angebrachtes Steingehäuse wohl ebenfalls noch Göthe'schen Ursprungs ist, war sonst von einem Baume anmuthig beschattet, der jedoch, wohl seiner zunehmenden Ausbreitung wegen, entfernt werden mußte. Die rechte Seite des Hofes nimmt ein drei Fenster breiter Flügelbau ein, neben dessen Eingangsthür mir ein Löwenkopf in der Wand aufgefallen, der vielleicht früher von dem Alles austiftelnden Hausherrn mit einem Ringe oder sonst einer Vorrichtung im Maule versehen, beim Kleiderputzen seine Dienste that.

Dem alten Eichenschranke gegenüber erhebt sich auf der rechten Seite des Vorplatzes die imponirende Freitreppe mit ihren zierlich gedrehten Ballüstren, deren Göthe bei verschiedenen Veranlassungen besonders erwähnt, in denen sie mit in Scene tritt. Hier war es, wo im ersten Stockwerke, an jenem verhängnißvollen Abend nach der Schlacht von Bergen, welche der Herzog Ferdinand von Braunschweig gegen den Marschall Broglio verlor, der alte Rath Göthe im Herabsteigen seiner französischen Einquartierung, dem bekannten Königs-

Lieutenant Grafen v. Thorane begegnete und ihm, im Unmuth über seine verletzt geglaubte, gut Fritzische, das heißt preußische Gesinnung, den unumwundenen Wunsch an den Kopf schleuderte, „daß der Teufel den Grafen mit sammt seinen Landsleuten holen möchte." Dieses fünfzig Jahre später von so manchem Frankfurter, seiner Einquartierung gegenüber, gleichartige und nicht minder tief gefühlte Verlangen brachte jedoch damals keine geringe Verlegenheit über die Göthe'sche Familie, deren Folgen bekanntlich nur durch die begütigende Dazwischenkunft des humoristischen Nachbars abgewendet werden konnten.

Wiederum war es eben diese Treppe, die zur Veranlassung eines ernsten Zerwürfnisses zwischen Vater und Sohn wurde, welcher Letztere sie mehr auf die Seite gerückt und dadurch den getrennten Abschluß der großen Vorplätze (von Göthe stets als Vorsäle bezeichnet) ermöglicht zu sehen wünschte, wie er dieses häufig in Leipzig angetroffen. Er unterstützte diesen Wunsch mit dem Argument, daß, wenn diese Einrichtung früher stattgefunden, der ärgerliche Vorfall mit dem Grafen v. Thorane nicht hätte passiren können, womit er jedoch zwei der verwundbarsten Flecke des alten Herrn zugleich berührte, der eben so wenig an jene Widerwärtigkeit erinnert sein wollte, wie er seine stattliche Freitreppe, den architektonischen Stolz seines Hauses, ungern dem nach seiner Ansicht unreifen Tadel preisgegeben sah.

Mir diese Scenen vergegenwärtigend, betrat ich die Wohnung, welche der Graf v. Thorane damals innegehabt. Sie bildete die Fronte der belle étage; zwei Zimmer von je drei Fenstern nebst einem Cabinet von einem Fenster, sowie zwei Zimmer in dem oben erwähnten Seitenflügel, die ich als diejenigen betrachte, welche Göthe als des Vaters Gemäldezimmer bezeichnete. Die innere Einrichtung dieser Localitäten hat sich begreiflich um Vieles anders und moderner gestaltet, doch ist der Typus damaliger Zeit noch unverkennbar darin. Selbst die Fenster mit den von Göthe erwähnten Spiegelscheiben sind wohl noch dieselben, denn die winzigen Dimensionen der letzteren stehen in keinem Verhältniß mehr zu dem Luxus der neueren Zeit darin. Die sich an dem Plafond des einen dieser Zimmer noch erhaltene sehr

hübsche Stuckverschnörkelung zeugt von der darauf verwendeten Sorgfalt des alten Raths und würde für die heute darin wieder aufgekommene Mode zu einem ganz artigen Modell dieses Styls dienen können.

Der zweite Stock ist von gleicher Einrichtung, nur daß die beiden Zimmer im Seitenbau nach dem Hofe zu, hier zu einem größeren Raume vereint sind, den Göthe als das Gartenzimmer bezeichnet, dem sich jene schöne Aussicht über die Gärten der Nachbarschaft und noch weiter nach dem Gallenfelde hin eröffnete, welche erst durch die Landhäuser an der Windmühle und den Grünbrunnen ihre malerische Begrenzung fand. Das hat sich nun freilich seitdem verändert. Die benachbarten Gärten sind allerdings noch vorhanden; die Aussicht ins Freie jedoch hat ein dort entstandenes neues Stadtviertel gänzlich verbaut.

Auf dem geräumigen Vorplatze dieses Stockwerks mögen auch wohl die römischen Prospecte gehangen haben, deren Göthe mehrere Male erwähnt und die er und seine Schwester Cornelia dem alten Herrn an den Dachfenstern des Hauses mit so vielem Geduldaufwande, bleichen und trocknen mußten.

Noch eine Stiege höher gelangt man zu den Mansarden und damit zu dem eigentlichen Heiligthume des Hauses, nämlich zu dem sogenannten Göthe-Zimmer. — Dasselbe befindet sich ebenfalls im Seitenbau über dem oben erwähnten Gartenzimmer und ist wie dieses hell und geräumig. Man befindet sich auf classischem Boden darin; denn hier verlebte Göthe einen großen Theil seiner heranreifenden Jugend, in der er so vieles Schöne hier gedacht und gedichtet. Hier schrieb er seinen Götz, den Werther und den Clavigo, welche beiden Letzteren er auch an dieser Stelle seinem Freunde Merk vorlas, wobei er sich so bitter in seinen Erwartungen getäuscht sah. Merk, von einer drückenden Sorge präoccupirt, hörte nur mit halbem Ohr auf die „Leiden des jungen Werther's“ und vernichtete damit dermaßen die Illusionen des Dichters, daß er sein Manuscript sofort ins Feuer geworfen hätte, wenn ein Kamin in der Nähe gewesen wäre.

Noch schlimmer erging es ihm mit dem Clavigo, nach dessen Anhörung ihm Merk ganz trocken bemerkte: „Solch einen Quark mußt du mir nicht mehr schreiben, das können die Anderen auch.“ — Göthe aber bereuete später die ihm damit überkommene Entmuthigung und meinte, wenn er, was ihm leicht gewesen wäre, damals noch ein Dutzend ähnlicher Stücke geschrieben, sich wohl manches davon auf dem Repertoire erhalten haben dürfte. Ich theile diese Meinung vollkommen; unsere heutigen Theaterdichter aber mögen Gott danken, daß der alte Kritiker Merk, der dem Göthe so übel mitgespielt, im Grabe ruht, denn sicher würde er mit Manchem unter ihnen noch weit schlimmer umgehen.

Der erste Eindruck beim Eintreten in diese einstige Werkstatt eines so eminenten Geistes könnte zu dem Glauben verleiten, man sehe hier noch etwas von seiner früheren Meublirung vor sich. Mit einer Art von Pietät tritt man zu dem einfachen Schreibtisch, nach damaliger Mode in der Mitte des Zimmers, auf dem nebst dem Schreibzeug auch ein Manuscriptband ins Auge fällt, der sich jedoch bei näherer Betrachtung als das Register documentirt, in welchem sich die hieher kommenden Göthefreunde einzeichnen. Ein kleiner Windofen steht gleichfalls noch in einer Ecke des Zimmers, doch ist es schwerlich derselbe, dessen Göthe bei seinen chemischen Versuchen, den Kieselsaft herzustellen, sich bediente. Eine Sammlung ausgestopfter Vögel, in Glaskästen an der Hauptwand aufgestellt, gehört zur Liebhaberei der Hausbesitzerin, und nur ein Rahmen mit mehreren Handschriften Göthe's unter Glas ist wohl noch das einzige, direct von ihm Herrührende, was hier aufbewahrt wird. Die Büsten, verblühten Kränze und das große Familienwappen, die sich außerdem noch vorfinden, gehören der Ausschmückung des Hauses bei dem Göthefeste an, was seiner Zeit hier stattgefunden.

Das ist nun der ganze Apparat, durch den sich die Phantasie in Bewegung gesetzt sieht, dieses Denkmal mit dem Nimbus einer eben so interessanten wie glorreichen Vergangenheit zu umgeben. Wie so mancher der berühmten Coriphäen aus der classischen Zeit ist hier nicht aus und ein gegangen, und wie so vieles Geistreiche ist nicht zwischen

diesen Mauern verhallt, das die Männer jener Periode gegenseitig hier ausgetauscht, deren Göthe in seinem ausführlichen Lebensberichte erwähnt. Shakespeare's Vaterhaus zu Stratford ist unlängst vom Staate angekauft und mit Allem ausgeschmückt worden, was an den großen Dichter erinnern kann, obgleich von dem Hause selbst kaum ähnliche Traditionen, wie die hier erwähnten, auf unsere Zeit gekommen sein mögen. Hier aber ließe sich, mit Göthe's Lebensschilderungen in der Hand, eine Restauration vornehmen, deren poetisches Interesse jenes an seinem Wohnhause in Weimar bei weitem überwiegen würde, und darum hoffe ich, unser von Credits mobiliers überschwindeltes Zeitalter wird auch einst wieder zu sich kommen, um an diesem interessanten Hause die Schuld der Pietät abzutragen, auf die es so gerechte Ansprüche hat.

Beim Scheiden aus demselben blickte ich mit erhöhtem Interesse zu dem „Guckfenster" hinauf, das Göthe's Vater sich in der östlichen, freistehenden Brandmauer seines Hauses, nicht ohne mehrfach dabei zu überwindende Schwierigkeiten, brechen ließ, um aus dem zweiten Stock die Nachbarschaft bequemer überblicken zu können, und vor dem Göthe eine so ängstliche Scheu hatte, als er nach jener mit Gretchen und den Vettern verbrachten Nacht sich am frühen Morgen nach Hause schlich. Die ganze, so überaus reizende Episode dieser lieblichen Erscheinung fesselt sich damit an diese so unscheinbare Fensterlucke, an der Tausende mit Gleichgültigkeit vorübergehen. —

Mit diesen Eindrücken heimgekehrt, durchblätterte ich aufs Neue wieder die bezüglichen Capitel in Göthe's Leben, um mit Hülfe der Phantasie die prosaische Gegenwart durch Erinnerungen an die Poesie der Vergangenheit zu ergänzen. Ich vergegenwärtigte mir das Walten der so originellen, dabei alles stets ordnenden und ausgleichenden Frau Rath in diesen Räumen, und fragte mich, wohin doch wohl all' der barocke Comfort gekommen sein möge, der einst dieselben geschmückt? Die chinesischen Tapeten, die ihre Wände bekleidet, der Hausrath, der sie in zahlloser Gestaltung wohnlich gemacht, die Wiege von polirtem Holze, mit Elfenbein ausgelegt, die einst die kleine Hülle des großen Geistes zuerst gebettet, und welche die Mutter so sorglich aufs Neue

ausstäubte, als sie die Verheirathungspossen sich verwirklichen zu sehen hoffte, die ihr Sohn in dem jugendlichen Kreise trieb, zu dem er sich mit seiner Schwester gesellt.

Alles das strebte ich, mir in Form und Colorit damaliger Zeiten auszumalen und eilte, dazu meine Phantasie an jenem plastischen Urbilde derselben zu erfrischen, dessen Ueberschauung mich schon so oft mit einer überraschenden Wahrheit und Treue um ein Jahrhundert so zurückversetzt hatte, als sähe ich in einen jener Kugelspiegel, welche die Umgebungen reflectiren, in denen sich die Beschauer zugleich mit dargestellt und bewegt erblicken. Ich öffnete dazu sofort mein Besuchzimmer, in welchem ich dieser wunderbaren Schöpfung den besten Platz meiner Wohnung eingeräumt, und stand — vor dem alterthümlichen Puppenschrank, der sich als ein Erbstück in der Familie meiner sel. Frau seit mehr als einem Säculum erhalten und dem diese Blätter ihre Entstehung und damit auch ihre Titelweihe zu verdanken haben. —

Gleichwie der Besuch des Göthe-Hauses alle diejenigen mit anregendem Interesse erfüllt, welche hier die Spur des großen Geistes aufzufinden streben, der sich in jenen Räumen mit Göthe verkörperte und dort seiner bedeutungsvollen Entwicklung entgegenreifte: so versetzt mich die Beschauung dieser Puppenräume stets wieder in den Geist und die Sitten eines Jahrhunderts zurück, das so viele sichtliche und nachhaltige Spuren seiner Kraft, Größe und erfolgreichen Entwicklungen hinterlassen. — Und so wie ich immer wieder gerne zu Göthe's „Wahrheit und Dichtung“ zurückkehre, wenn ich mich mit dem Durchblättern derselben aus dem Gewirre der Unklarheit und dem Schwindel der Gegenwart flüchten und mich an jenen Lebensschilderungen wieder erfrischen will: so treten mir auch in diesem Puppenhause stets die plastischen Illustrationen einer Zeitperiode auf das wohlthuendste wieder entgegen, die mir die Gegenwart mit all ihrem gleißenden Schimmer nicht zu ersetzen vermag. Auch glaube ich, daß kaum ein zweites derartiges Spielwerk vorhanden sein dürfte, an welches sich so manche interessante Familientraditionen knüpfen lassen, und jener Engländer mag schon Recht haben, der sich bei mir mit der Versicherung daran ergötzte, daß die beste Mutter seines Vaterlandes,

die Königin Victoria, in deren Reich die Sonne nicht untergeht, schwerlich ihren Kindern ein Spielwerk vorzustellen haben dürfte, das so wie dieses von Generation zu Generation die Tradition seiner Entstehung fortpflanzt und das Andenken einer Familie in eigenthümlicher Weise auf sich concentrirt, die einst so außerordentlich zahlreich hier repräsentirt, nun mehr und mehr durch zahlreiche Verzweigungen ihrer Zersplitterung entgegengeht.

Die Phantasie ist eine Gauklerin, die, einmal angeregt, unsere Vorstellung schnell in jene lebendige Bewegung versetzt, die uns das Erlebte oder Gesehene in seiner ganzen Wahrheit wieder vor Augen führt. War es doch, als wenn alle diese, der Häuslichkeit im Kleinen nachgebildeten Dinge, welche die sich hier im Durchschnitt dargestellten Räumlichkeiten dieses Hauses füllen, plötzlich Leben und Bewegung bekämen, und als fände ich mich wirklich wieder in jene Zeiten versetzt, wo ich sie hier oder dort gesehen oder in welchen sich sonst irgend ein erlebtes Begebniß daran geknüpft, das sich mir hier aufs Neue vergegenwärtigen würde.

Wie so viele dieser sich in so reicher Fülle vor mir ausbreitenden Gegenstände mögen nicht einst in denselben ursprünglich-alterthümlichen Formen die Bequemlichkeit und den Lebensgenuß im Göthe-Hause gefördert und erhöht haben, und wie so manche häusliche Einrichtung der Art habe ich nicht selbst noch hier in den Familien angetroffen, die schon auf eine längere Vergangenheit zurückblickten und deren Persönlichkeiten hier aufs Neue wieder lebhaft in den Bereich meiner Erinnerungen traten.

Welch einen anregenden Stoff zu interessanten Betrachtungen bietet uns hier nicht der reichhaltige Ueberblick dieser großmütterlichen Besorglichkeit, die sich noch über so vieles verbreitete, was schon längst nicht mehr im Gesichtskreise unserer modernen Hausfrauen liegt. Bevor ich jedoch zu einer umständlichen Schilderung aller Einzelnheiten dieses kleinen häuslichen Universums übergehe, sei es mir vergönnt, erst noch einiges über dessen Ursprung zu berichten, der sich auf länger denn ein volles Jahrhundert zurückführen läßt. Damit erhält unser Kunstwerk zugleich jene Weihe der Ächtheit, die den eigenthümlichen

Lüstre über alle dergleichen Reliquien früherer Zeiten verbreitet. Es ist keine moderne und darum so oft mißverstandene Nachbildung derselben, die wir hier überblicken, sondern ein der Natur gleichzeitig entnommenes Portrait, was uns durch die Wahrheit, selbst seiner kleinen Bizarrerien, nur um so mehr frappirt und anspricht, je mehr wir sie als historisch begründet erkennen müssen.

Die Familientradition läßt dieses, umfangreicher wie in der sonst üblichen Form ausgeführte Puppenhaus aus Holland hierher gelangen, von wo es etwa um das Jahr 1748 dem Fräulein Susanne Maria d'Orville von einer mit der Familie nahe befreundeten Seite zum Geschenk überschickt wurde. Man hatte ohne Zweifel gehofft, der jungen Empfängerin eine absonderliche Freude damit zu bereiten; scheint jedoch in sofern darin fehl gegangen zu sein, als Fränlein d'Orville bereits in ihrem vierzehnten Jahre stand, in welchem Alter junge Mädchen ihren Geschmack zu changiren pflegen. Sie verlassen die Illusionen der Puppenwelt, um in die wirkliche überzutreten, und in der That wurde Fräulein d'Orville auch schon nach kaum vier Jahren (1752) die Gattin des Herrn Daniel Andreas Gontard dahier, und damit später die Großmutter meiner seligen Frau.

Das Puppenhaus scheint nun für einige Zeit bei Seite gestellt worden zu sein, bis die älteste, 1755 geborene Tochter der Frau Gontard, Johanna Helene, nachmalige Frau Jakob Wilhelm Manskopf, das Alter erreicht hatte, wo ein so interessantes Spielwerk ihr zur Unterhaltung dienen konnte. Aber auch diese mochte sich wohl schon längst wieder von ihm abgewendet haben, als es in die Hände ihrer Schwester, der zweiten, erst acht Jahre darauf (1764) geborenen Tochter der Frau Gontard, Maria Magdalene, der späteren Frau Schönemann und Mutter meiner Frau, überging.

Ohne Zweifel wurde der inneren Einrichtung dieser Puppendomaine stets erst während ihres Besitzwechsels der eigenthümliche Typus der Gontard'schen Familie beigesellt, der für alle Diejenigen darin noch so erkennbar ist, welche sich dessen aus jenen Zeiten zu entsinnen vermögen, wo diese Familie hier noch in ihren so zahlreichen Urstämmen florirte. Sicher wurden die verschiedenen Räume jedesmal einer

gründlichen Renovation unterworfen, bevor sich dieselben wieder einer verjüngten Puppengeneration aufs Neue öffneten, und so mag es gekommen sein, daß je nach den jugendlichen Verhältnissen der Besitzerinnen auch die kleinen Persönlichkeiten, welche hier in Scene erscheinen, jene traditionellen Beziehungen angenommen haben, denen wohl stets die nächsten Umgebungen der Familie als Originale gedient und unter welchen sie mir heute noch immer wieder erscheinen.

Nach der Verheirathung der genannten beiden Besitzerinnen, wovon die älteste, Frau Manskopf, sich keiner weiblichen Nachkommen zu erfreuen hatte, verblieb die kleine, außer Activität gesetzte Puppenwelt einstweilen im elterlichen Hause, bis sie durch die Geburt einer Enkelin eine neue Auferstehung feiern würde. Darüber verging eine geraume Zeit, denn meine Schwiegermutter verheirathete sich erst in ihrem vier und zwanzigsten Jahre (1787) und übersiedelte damit zugleich nach Straßburg, wo ihr Gatte, Herr Schönemann, sich in dem Bankhause seines Schwagers, v. Türkheim (Gemahl von Göthe's „Lili"), associrte.

Obgleich nun auch die erhoffte Erbin des bis dahin verwais'ten Puppenhauses, meine selige Frau, hier alsbald das Licht der Welt erblickte, so mag sich die Besitznahme desselben doch wohl bis zu dem Zeitpunkte verzögert haben, wo die Calamitäten der französischen Revolution (1793) die v. Türkheim'sche Association lös'te, und die Familie Schönemann hieher wieder zurückkehrte.

Die kleine, damals etwa sieben Jahre alte Mimi Schönemann trat nun wohl sofort den Besitzstand ihres Erbgutes an und gab sich gewiß auch der Verwaltung desselben mit der ihr ganzes Wesen erfüllenden Liebe und Sorgfalt hin, die sie über alles das verbreitete, was ihr angehörte. Selbst noch nach zwanzig Jahren, als sie auch mich schon zu dem Letzteren zählen konnte, war diese Sorgfalt für das Spielwerk ihrer Jugend noch nicht erkaltet, denn es ging mit ihrer Aussteuer in unseren neuen Hausstand über, und schon nach einem Jahre streckte aufs Neue eine kleine Marie ihre zarten Händchen nach den niedlichen Gegenständen aus, welche die kindliche Phantasie hier in Bewegung setzten. Diese mußte sich indessen fürs Erste nur

mit dem Schauen begnügen, und die Sehnsucht danach blieb so lange unbefriedigt, bis die Zertrümmerung des ersehnten Gegenstandes nicht mehr zu befürchten stand, und der Begriff der Erhaltung und Schonung des anvertrauten Gutes sich in dem jugendlichen Gemüthe mehr ausgebildet hatte. Von nun an zählte die jedesmalige Eröffnung des Puppenhauses in unserer kleinen Familie zu den festlichen Momenten, wie sie sich uns Erwachsenen z. B. bei irgend einer besonderen Theatervorstellung darbieten, und als meine später geborenen Söhne so weit waren, daß auch sie den Inhalt eines solchen Moments begreifen und würdigen konnten, war es ihre ältere Schwester, die ihre Freude daran durch die umständliche Erklärung aller sich vor ihnen ausbreitenden Herrlichkeiten zu erhöhen und ihren knabenhaften Unbestand damit zu fesseln wußte.

Das Puppenreich sollte jedoch bald wieder ein Interregnum erfahren. Die neunjährige Marie folgte leider nur zu bald ihrer vorangegangenen Großmutter ins Grab, und fünf Jahre später war auch die Mutter mit den Beiden durch den Tod wieder vereinigt, und damit breitete sich ein Trauerflor über die kleine Schaubühne, auf welcher im heiteren Familienkreise der kindliche Humor so oftmals debütirt.

Die unruhige Knabennatur meiner mehr heranwachsenden Söhne entfremdete sich bald diesem friedlichen Bilde einer geregelten Häuslichkeit, und so blieb dasselbe eine Zeitlang verödet, bis sich die Familienanhänglichkeit der uns nah verwandten Frau Belli-Gontard seiner wieder annahm. Als die älteste Tochter des Bruders meiner Schwiegermutter, Franz Gontard, knüpften sich auch für sie noch so manche Jugenderinnerungen an diese kleinen Räumlichkeiten, auf deren Bewohner sie und ihre Gespielinnen wohl oftmals, nach Mädchenart, die Thorheiten und Capricen übertragen haben mochte, zu denen es ihnen in der wirklichen Welt nicht an Beispielen fehlte.

Das Puppenhaus ging nun für eine Zeitlang in eine Hand über, die es gewöhnt ist, Alles mit unwandelbarer Consequenz durchzuführen, was der sie leitende Geist einmal erfaßt und zu verfolgen sich vorgesetzt hat, und so kehrte denn auch später diese Familienreliquie in einer Weise restaurirt zu mir zurück, wie sie nur eine mit der genauesten

Sachkenntniß vertraute Meisterschaft anordnen konnte. Alle Familieneigenthümlichkeiten fand ich mit einer Feinheit beachtet und hervorgehoben, die ihnen nun erst ihr rechtes Licht verliehen, sowie denn auch sonst noch viele Gegenstände ergänzt worden waren, die der Vollständigkeit des Ganzen nichts mehr zu wünschen übrig lassen.

Und so steht denn nun dieses plastische Familienbild aus dem vorigen Jahrhundert jetzt wieder so frisch und verjüngt vor meinen Blicken, als sei es eben erst der Wirklichkeit entnommen worden, und wem der so rasche, Alles umwandelnde Wechsel der Ereignisse mit den entschwundenen Jahren nicht auch schon das Gedächtniß für die Zeiten verwischt, wo er selbst noch in ähnlicher Umgebung eine Rolle spielte, der wird zugeben müssen, daß ihm dieselben hier in diesen Puppenräumen mit der lebendigsten Wahrheit wieder vor die Seele treten.

Auf dem besten Platze meiner Wohnung harren dieselben nun des Augenblicks, wo der Stammbaum ihrer bisherigen Beherrscherinnen wieder einen neuen Zweig treiben und es dann einem glücklichen Großvater vergönnt sein wird, diesen in alle Rechte seines Besitzes einzusetzen. Einstweilen aber will ich eine kleine Schilderung der Herrlichkeiten versuchen, die hier der neuen Dynastie warten, damit, wenn es bestimmt sein sollte, die Thronfolge derselben nicht mehr zu erleben, wenigstens die Pietät der Nachkommen an die historische Vergangenheit dieses Erbstücks gefesselt und dasselbe vor künftigen Zersplitterungen gesichert bleibe.

Ich bilde mir ein, ich stände hier am Eingange des sogenannten „großen Kaufhauses“ unter der neuen Kräme, jenes Stammhauses, der sich von da aus so rasch und in so unendlichen Verzweigungen hier ausgebreiteten Familie Gontard.

Der Ur-Ur-Großvater des gegenwärtig hier allein noch vorhandenen Mannesstammes derselben (geb. 1702) hinterließ seiner Zeit dieses Haus seinem Sohne, dem bereits oben erwähnten Herrn Daniel Andreas Gontard, und ich versetze mich in die Zeit zurück, wo es noch von dessen Wittwe, der ersten Besitzerin unseres Puppenhauses, bis zum Jahre 1798 bewohnt wurde, dann aber auf deren ältesten Sohn Franz Gontard überging, der als ältester Chef

des Handelshauses von nun an darin residirte. Ist unser Puppenhaus auch keineswegs als ein Portrait desselben zu betrachten, so läßt sich doch annehmen, daß, da es hier seine erste Restauration in der Gontard'schen Familie erlebte, damit auch wohl die ersten Beziehungen auf dieselbe darin übergegangen sein werden.

Ich befinde mich auf einem der mit roth und weißgelben Platten belegten Vorplätze des Hauses, wo schon die Ruhe in der ganzen Umgebung dem Eintretenden sogleich eine gewisse Achtung vor der hier herrschenden Hausordnung einflößt. Ein kühles Halbdunkel verbreitet sich über die verschiedenen Gegenstände, welche diesen Raum meubliren, unter denen sich vor allen durch ihr lautes „tick, tack" die hohe Standuhr bemerkbar macht, die bereits durch mehrere Generationen hindurch als eine treue Wächterin die Beschäftigungen des Tages geregelt und der Dienerschaft genau die Stunden bezeichnete, nach welchen sich ihre Verrichtungen einzutheilen haben. Ueber den Thüren rechts und links erkennt man einige jener Sur-porte-Bilder von Junker oder Sneyders, welche in barocker Einrahmung köstliche Speisen und Früchte repräsentiren und damit bezeugen, daß die Freuden der Tafel diesem Hause nicht fremd sind. Den Hintergrund schmückt ein Schrank von dunkelgebeiztem Holze, dessen Glasaufsatz die Kaffee- und Theeservice birgt, die zum täglichen Gebrauche dienen. Zwischen zwei Vasen mit künstlichen Blumen sieht man hier in feinem Porzellan alle Requisiten aufgestellt, die der erste häusliche Genuß nach dem Erwachen, das Familienfrühstück, in Anspruch nimmt, oder welche am Abend als Stützen der Unterhaltung dienen, wenn die Hausfreunde sich mit den Neuigkeiten des Tages einfinden. Da fehlt kein Stück, von den Tassen bis zur Thee- und Zuckerbüchse, und von den verschiedenen Kaffee-, Milch- und Theekannen bis zum Spülkumpen, und es bedarf nur der glühenden Kohlen, um den Réchaud zu füllen und den Kessel darauf zu setzen, dessen Inhalt alsbald die süße Melodie anstimmen wird, welche gleichsam die Ouvertüre des conversirenden Genusses bildet, der sich hier zu bereiten im Begriff ist.

Ein Spinnrad und eine Garnwinde auf dem Schranke bezeugen, wie damals die weibliche Dienerschaft, selbst in angesehenen Häusern,

ihre freien Stunden auszufüllen hatte; heut zu Tage weiß dieselbe mit dergleichen trivialen Aparaten nicht mehr umzugehen. —

Hinten im Hausflur erhebt sich links die massiv, aus gebeiztem Holz construirte Treppe, in gerader Aufsteigung bis zu einem Podest und von da rechts zum oberen Stock. Gleichwie bei ihrer ebenbürtigen Rivalin im Göthehause, gereicht ihr das mit Balüstern verzierte Geländer ebensowohl zur Zierde, wie es dem soliden Geschmack entspricht, der sich hier über die ganze Ausstattung des Vorplatzes verbreitet; wozu schließlich noch eine große Laterne aus blankem Messingblech zu zählen ist, durch welche derselbe am Abend seine Erleuchtung erhält.

Die hier in ihren Einzelnheiten umständlich geschilderte Scenerie scheint sich übrigens beleben zu wollen. Es hat sich Besuch ansagen lassen und zwei Damen harren des die Treppe herabkommenden Bedienten, der ihnen ohne Zweifel mit der Nachricht entgegentritt, daß es der Herrschaft „sehr angenehm sein würde". — Wir erblicken in diesem Diener, im Gontard'schen chamoisfarbenen Livree-Frack mit hellblau silberbetreßtem Revers, hellblauer Weste und kurzen Beinkleidern nebst Escarpins, — einen jener zur Familie zählenden Untergebenen, denen es bei treuer Pflichterfüllung, ein Wort darin mitzusprechen vergönnt war. Es gehörte zu den Eigenthümlichkeiten dieser Familie, ihre Dienerschaft, wenn einmal erprobt, selbst auch dann nicht zu wechseln, wenn diese oder jene Eigenheit an einzelnen Personen derselben lieber vermißt worden wäre, und ich erinnere mich z. B., daß der Onkel meiner Frau, Herr Franz Gontard, einen Diener bis an sein Ende behielt, von dem ich wußte, daß er ihn nicht ausstehen konnte. Er ertheilte ihm seine Aufträge stets mit abgewandten Blicken, harrte mit Geduld deren Vollziehung und begnügte sich mit einem bedauernden Achselzucken, wenn etwas Verkehrtes dabei untergelaufen. — Solch humane Behandlung steigerte allerdings die Anhänglichkeit der Dienenden, verlieh aber den Meisten von ihnen auch jenen Ausdruck behäbigen Wohlbefindens, der auch an dem vor uns stehenden Subject sichtbar erscheint. Es bemüht sich dasselbe nicht die Treppe hinab, sondern richtet von derselben herab seinen Auftrag an die untenstehen-

den Damen und erwartet ihr Heraufkommen, um, ihnen vortretend, sie zum Salon zu geleiten. —

Ohne gerade durch eine besondere Aehnlichkeit dazu veranlaßt zu werden, hat die Tradition die hier ankommenden beiden Damen uns stets als die beiden Fräuleins Marianne und Sophie Cäcilie Gontard, Töchter des Herrn Joh. Heinrich Gontard, bezeichnet, die sich hier bei ihrer Tante, der Frau Daniel Andreas Gontard, zur Theevisite anmelden lassen. Ihre Toilette verräth noch ein jugendliches Alter, und wenngleich bei der ohne Zweifel ältern der beiden Geschwister der mehr bedeckte Seidenstoff ihrer Robe, sowie die darüber gebreitete werthvolle schwarze Spitzenmantille auf einen modesteren Geschmack schließen läßt, so verräth doch das dunkle, mit Cocliceau-Atlasband garnirte Velvet-Hütchen, sowie die gleichfarbige Busenschleife, welche der darauf gehefteten Brillantbroche einen noch strahlenderen Relief verleiht, daß es doch darauf abgesehen ist, der Mode auch einige pikante Seiten abzugewinnen.

Bei der jüngeren Schwester scheint dieses Bestreben sogar einen noch maßgebenderen Einfluß auf ihren Anzug zu üben, denn sie erscheint uns in vorne offener Robe von weißem Seidenstoff, mit einem dergleichen Unterkleid; beides mit Rosa-Atlas garnirt und durch eine gleichfarbige Schärpe gehalten, sowie auch sonst noch mit dazu passenden Armschleifen u. s. w. verziert. Ein dazu harmonirendes weißes Hütchen erhöht in seiner schiefen Haltung die Grazie des gepuderten Lockenköpfchens, während die schwarzseidenen Filet-Handschuhe gleichsam den Schlußpunkt dieser nicht ohne jene mädchenhafte Coketterie gewählten Toilette bildet, die es auf die Männerherzen abgesehen, und die hier auch in sofern ihren Zweck erreichte, als Fräulein Sophie Cäcilie Gontard später die Gattin des Herrn Joh. Jakob Dolfus wurde, während ihre Schwester Marianne unvermählt blieb.

Ueberlassen wir die Damen der Obhut des sie annoncirenden Dieners und begeben wir uns die Stiege hinauf zum oberen Stockwerk. Auf dem ersten Podeste derselben führt links eine Thüre zu einer sogenannten Bäbellage, einer unter der Decke eines Raumes angebrachten Galerie, von wo herab man die unten darin aufgehäuften Vorräthe

des Haushalts übersieht, die in den Bereich von dessen Küche und Keller gehören. Die Auswahl und Varietät derselben lassen eben sowohl auf die voraussichtliche Sorgfalt, wie auf die splendide Einrichtung des Hauswesens schließen, das, wie hier ersichtlich, seine Tafelfreuden aus so überaus ergiebiger Quelle schöpft. So vollständig ist dieses kleine gastronomische Magazin mit allem dazu Nöthigen assortirt, daß es in der That jeder Hausfrau eben so als Muster dienen kann, wie es im Stande ist, auch den Ansprüchen jedes Feinschmeckers nach allen Seiten hin sofort zu genügen.

Ueberblicken wir zuvörderst die hier aufgehäuften mehr stofflichen Comestibeln, so gewahren wir auf dem in der Mitte des Raums befindlichen massiven Tische die Säcke mit der gröberen Munition zur Bekämpfung des Hungers gefüllt, wie z. B. Erbsen, Linsen, Bohnen, Reis, Gerste, Hirse u. s. w. Dazu zählen ferner die zum austrocknen aufgeschichteten Brode, die Butter in Fäßchen und Klößen, die Körbe mit Eiern und sofort, bis zu den verschiedenen Gemüßen, Rübenarten, Kartoffeln und dem sonstigen, zum täglichen Brode zählenden Trosse.

Zur höheren Rangordnung der Fleischspeisen übergehend, sehen wir die Wände gar einladend mit Schinken, Würsten und anderem Rauchfleisch garnirt, während ein Korb mit zahmem Geflügel, einige böhmische Fasanen, ja selbst ein Birkhahn darauf hindeutet, daß die feineren Schüsseln hier keineswegs leer ausgehen. Eine Reihe von Gefäßen verschiedener Größe und Form, mit eingemachten Delicatessen, sowie mehrere Körbe mit Orangen und feinem Obst, endlich die Schachteln und Gläser mit getrockneten Früchten, Trüffeln, Champignons u. s. w. sind dem Nachtisch gewidmet oder liefern die würzigen Zuthaten zu den feineren Speisen. Den Uebergang zu den geistigeren Genüssen bildet der Kaffee in seinen verschiedenen Behältern, dem eine Riesenbatterie von Zuckerhüten zur Seite steht, während die feineren Oele, die Vinaigres und Moutardes, die Liqueure und Essenzen u. s. w. in Gruppen von kleineren und größeren Flaschen reichlich vertreten sind, welche hier die Zwischenräume füllen. Wein in Fässern enthält der im Hintergrunde sichtbare Keller, der sammt dem ganzen gastrologischen Reichthum der Obhut der in Mitte desselben sitzenden Haushälterin vertraut

ist, in welcher man, ohne daß ich fehlzugehen glaube, die Mamselle Dunsen vermuthen darf, deren zwar modester, aber doch über die Sphäre der gewöhnlichen Dienerschaft sich erhebender Anzug darauf hindeutet, daß sie im Range über derselben und im vollen Vertrauen ihrer Herrschaft steht, dem sie zu entsprechen gerade im Begriff zu sein scheint. Eine seitwärts angebrachte große Wage sammt einer Reihe von Gewichtsteinen dient ohne Zweifel zur unentbehrlichen Controle der verschiedenen Gegenstände, über deren Verbrauch eine danebenstehende große schwarze Tafel Rechenschaft gibt. Auch noch andere sich in der Nähe befindende Utensilien lassen es erkennen, daß die Führerin des Küchenregiments ihr Fach aus dem Grunde versteht und zu der stets seltener werdenden Classe derselben zählt, deren Ehrgeiz nur in der Pflichterfüllung seine alleinige Befriedigung findet.

Verlassen wir diese culinäre Schatzkammer und steigen wir vollends die Stiege hinauf, die zum Vorplatze des oberen Stockes führt. Hier, an der niedrigen, die Treppe absperrenden Thüre, von gleich zierlicher Form und Höhe ihres Geländers, gewahren wir wieder eine junge Dame von hoher Gestalt, die ohne Zweifel im Begriff ist, den sich eben anmeldenden Gästen entgegen zu gehen. Die Ueberlieferungen des Puppenhauses bezeichnen sie als die jüngste Tochter vom Hause, Margarethe Gontard, deren gewöhnlich unter dem Namen der Tante Gredel Erwähnung geschah. Obgleich hier wohl noch in ihrer jugendlichen Epoche, läßt doch schon ihre zwar gediegene, jedoch einfache Toilette auf den Charakter dieses trefflichen Wesens schließen, das, mit allen Ansprüchen auf eine glänzende Zukunft geboren, doch so manche bitteren Prüfungen zu erdulden hatte, über welche wir etwas Näheres mitzutheilen, vielleicht später Gelegenheit finden.

Hier erscheint sie uns in jener nicht übel stehenden Coiffüre, die bereits den Uebergang von den hohen Toupets zu einem naturgemäßeren Haarputze anbahnte, der schon hier nur aus einer einfachen Bandschleife besteht. Der dazu harmonirende Anzug beschränkt sich auf eine weiße Robe von Tüll mit rosaseidenem Unterkleide und vollendet sich mit einem weißen Spitzenhalstuch, das durch eine goldene Broche zusammengehalten wird.

Lassen wir Tante Grebel sich zur Gesellschaft begeben und werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Gegenstände, welche den kleinen Vorplatz meubliren, unter welchen sich uns im Hintergrunde eine zierlich gearbeitete Servietten-Presse besonders bemerkbar macht, welche nach damaliger Sitte dem Tischzeug nach jedesmaligem Gebrauch seinen eigenthümlichen Appret wiederzugeben bestimmt ist. Zwei gedrehte Schemel laden die etwa hier Harrenden zum Sitzen ein, wovon einstweilen die Hauskatze Gebrauch gemacht hat, die sich in ihrer gemüthlichen Ruhe nicht stören läßt. Einige größere Gemälde biblischen Inhalts, wie z. B. Daniel in der Löwengrube u. s. w., die ihres Umfangs wegen im Innern der Gemächer keinen Raum gefunden, schmücken die Wände, an denen zugleich durch angebrachte Wandleuchter für die nöthige Beleuchtung gesorgt ist. Ein davorstehendes Lavoir mit darüber befestigtem Wasserbehälter erinnert die Dienerschaft, bei sich darbietenden Veranlassungen die nöthige Reinlichkeit nicht aus den Augen zu setzen, sowie denn auch sonst die verschiedenen Gattungen von Handbesen voraussetzen lassen, daß diese Tugend hier in voller Uebung ist.

Linker Hand wird die Aufstellung dieses passenden Hausraths durch eine Thüre unterbrochen, welche zu dem Schlafzimmer der Frau vom Hause führt, zu welchem wir uns sofort den Eintritt erlauben.

Wenn wir uns bis daher meist nur mit Gegenständen beschäftigt, welche mehr dem Materiellen des Hausstandes angehören, so treten wir hier in einen Raum, worin dem Glück der Familie ein Altar geweiht ist. Das Schlafzimmer der Hausfrau ist ein ihr heiliges Besitzthum, und darum mit Recht von ihr auch mit all' der Sorgfalt ausgestattet, deren Opulenz unsere Vorfahren durch eine gewisse dabei vorwaltende Züchtigkeit noch einen besonderen Reiz zu geben verstanden. Die Schlafstätte der Besitzerin entspricht hier vor Allem diesem Bestreben, und erweckt, obgleich im Hintergrunde des Gemachs, sofort die Aufmerksamkeit des Eintretenden. Gleich wie von einem Thronhimmel ist dieselbe von einem blaß-rosa-seidenen Vorhang umhüllt, der oben von einer goldenen Schnur und Quasten umwunden, eine Art Krone bildet. Ein aus ächten Brüsseler Spitzen zusammengesetzter

Ueberzug breitet sich wie ein leichter Schnee darüber aus, der da, wo er über die Pfosten der Bettstatt fällt, durch ein Bouquet von leichten Maraboutfedern mit goldenen Schnüren und Quasten sich aufgehalten findet. Der halbgeöffnete Vorhang läßt uns im Innern die blendenden Kissen gewahren, über welche sich gleichfalls ein rosa-seidenes, reich mit Spitzen garnirtes Couvert breitet, worüber die schwere goldene Quaste sichtbar ist, welche der Ruhenden sich daran aufzurichten dient.

Das nächste, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmende Meubel ist ein seitwärts stehender, ächt im Geschmack von Louis XIV. gearbeiteter Schrank, so sorgfältig ausgeführt, daß er jedem Kunstschreiner zum Modell dienen könnte. Das reiche Schnitzwerk an demselben harmonirt vortrefflich mit den zwischen den beiden Säulen des Aufsatzes aufgestellten silbernen Geräthen, zu denen wiederum die über dem Schranke aufgehängte zierliche Etagère mit ihren kleinen Nippsächelchen einen artigen Schluß bildet.

Rechts im Vorgrund steht die Toilette; dieses geheime Laboratorium der Frauen, in welchem Amoretten alle jene Zaubermittel bereiten, womit die Männerherzen gefesselt werden, und die wir hier in den Flacons und Döschen von verschiedener Form und Farbe vor uns aufgestellt sehen. Der in Mitte derselben angebrachte Spiegel ist durch einen über das Ganze gebreiteten Spitzenvorhang halb verdeckt und läßt so das sich darin beschauende Gesichtchen stets in einer anmuthigen Umhüllung erscheinen. Ein Paar zierlich gearbeitete Rococco-Stühle mit rothem Sammet überzogen, ein aus Silber getriebenes Lavoir auf einem gleichartigen Dreifuß und verschiedene andere kleinere Gegenstände füllen den übrigen Raum, in welchem sich hinten in einer Ecke noch ein antiker, mit Wappen und Arabesken verzierter Ofen nebst davorstehendem Paravent bemerkbar macht, der vollkommen geeignet erscheint, den härtesten Winterfrost aus diesem lieblichen Aufenthalte zu verscheuchen. Noch einen anderen Gegenstand, den wir darin erblicken, müssen wir erwähnen, nämlich eine Wiege mit einem darin liegenden Kindchen, was nach der herzueilenden Wärterin zu verlangen scheint. Nach der Zeitepoche, in welche wir uns hier versetzt finden, können wir dasselbe nur für ein Enkelchen der Bewohnerin dieses Ge-

maches halten, und nehmen also an, daß sich deren Schwiegertochter, Frau Franz Gontard, in ihrer Theegesellschaft befinde und ihre mitgebrachten beiden Kinder einstweilen hier in Verwahrung gegeben habe. In diesem Fall würden wir in dem kleinen Schreier ihr Töchterchen Marie, jetzige Frau Belli-Gontard, in dem dabei stehenden älteren Kinde aber deren Bruder Fritz vermuthen müssen, und uns darin durch den mädchenhaften Anzug des Letzteren nicht beirren lassen. In jener Zeit pflegte man Kinder beiderlei Geschlechts bis zu einem gewissen Alter noch gleichmäßig zu kleiden, und hatte noch nicht die Marotte, durch Entblößung ihrer zarten Beinchen den Grund zu späteren rheumatischen Leiden zu legen. Auch von dem sonstigen modernen Aufputz dieser kleinen Wesen, die gegenwärtig bald als kleine Schotten, bald in anderen fantastischen Costümen einhergehen, wußte man damals noch nichts, und statt der beliebten drallen Kindermädchen in kurzröckiger Hessentracht, sehen wir hier noch eine der erfahrenen Bonnen, dem Kopfputze nach der französischen Gemeinde zu Friedrichsdorf angehörend, ihr Amt verwalten, die uns keine Veranlassung zu dem Verdachte mehr gibt, daß irgend ein Courmacher sie darin stören könnte.

Indem wir dieses, den Mysterien der Familie geweihte Gemach verlassen, um uns in den Gesellschafts-Salon hinab zu begeben, müssen wir im Vorübergehen doch noch einen Blick in die auf der anderen Seite des Vorplatzes gelegene Küche werfen. In diesem mit all' jenen verschiedenen Utensilien wohl ausgerüsteten Arsenale, die bei einem gastronomischen Treffen ins Feuer geführt werden, würde selbst der berühmteste Kochkünstler unserer Zeit, Chevet, oder der sich bei der Londoner Industrie-Ausstellung sowohl wie in der Krim so hervorgethane Soyer, nichts vermissen, was die Bereitung eines copieusen Gastmahls bedingt. Sie würden sich bald überzeugen, daß ihre Vorgänger nicht in Verlegenheit gewesen, auch ohne ihre neuen Erfindungen in Beziehung auf Kochinstrumente, dennoch ihrem Stande und ihrer Kunst Ehre zu machen, und daß hier auch nicht das mindeste fehlt, was sie dabei unterstützen konnte.

Der hier vor Allem in die Augen fallende Bratenwender, diesem Hauptstück der culinären Maschinerie, braucht nur aufgezogen zu wer-

den, um sich sofort unter den so lieblich summenden und schnarrenden Melodieen in Bewegung zu setzen, die einem gastronomischen Ohre so wohlthuend sind. Auf den ersten Blick unterscheidet man unter der Reihe des hier aufgestellten blinkenden Kupfergeräths diejenigen, welche eine besondere Bestimmung haben; man erkennt sie alle: von den Schinken und Fischkesseln abwärts bis zu den verschiedenen Casserolen zur Bereitung der Ragouts, Entremets und anderer feinen Schüsseln. Dann folgen die Pasteten- und Kuchenformen, die verschiedenen Arten von Kesseln, Töpfen, Tiegeln und Kannen, ferner das, nach damaliger Sitte für die Küche bestimmte Zinngeschirr der blanken Schüsseln, Teller und Löffel, sowie der verschiedenen Kaffee- und Milchkannen, Salz- und Gewürzbüchsen; endlich die nöthigen Instrumente zur Ausübung der Kochkunst, die Hack- und Nudelbretter, die Reibeisen, Kohlenbecken, Siebe, Mörser, Trichter und Tranchirmesser, die Blasebälge, Schippen, Zangen und Feuerstöcker, kurz der ganze Apparat einer wohlgeordneten Küche etalirt sich hier in einem Reichthum vor uns, daß jedes weibliche Küchengenie gewiß die innigste Befriedigung beim Ueberblick aller dieser Herrlichkeiten empfinden würde. Wirklich scheint auch die hier in Activität erscheinende Beherrscherin derselben, in der wir die sich durch einen langjährigen Dienst bewährte Jungfer Margareth zu erkennen glauben, von einem ähnlichen Gefühle beseelt zu sein. Ihrem Aeußeren nach zählt dieselbe noch zu den leider immer seltener werdenden Wesen ihres Standes, die vollständig von der Wichtigkeit desselben erfüllt sind, und die nichts anderes zur Schau tragen, als was sich mit der Solidität ihres Berufs verträgt. Sie hat noch das modeste, nur mit einem einfachen Bande gezierte Häubchen beibehalten, was trefflich mit dem dunklen Kattunkleide harmonirt, gegen welches wieder das weiße Halstuch und die weiße Schürze kleidsam absticht und dem ganzen Costüme jenen Typus der Reinlichkeit verleiht, die zu den schönsten Tugenden der Köchinnen zählt.

Daß sie ihre Kunst aus dem Grunde versteht, und ohne Liebig's chemische Briefe gelesen zu haben, es schon damals begriffen, wie man den Wohlgeschmack schon bei Erzeugung der Urstoffe vorbereiten müsse, davon zeugt die Beschäftigung, worin wir sie hier überraschen. Sie

kniet nämlich in Mitte des von ihr beherrschten Reichs und bringt dem Fleische eines Truthahns durch Einstopfen von welschen Nüssen noch bei dessen Lebzeiten den würzigen Hautgout bei, den dereinst die Feinschmecker an seinem Braten zu erkennen und zu würdigen wissen werden.

Wir wenden uns von diesem so entsprechend erscheinenden Modell eines für das leibliche Wohlbefinden so wichtigen Gliedes der Dienerschaft nicht ohne das stille Bedauern ab, daß dieselben in dieser Vollkommenheit stets seltener werden, und treten nun den Weg zum Salon an, in welchem uns die hervorragendsten Persönlichkeiten der Puppen-Noblesse erwarten.

Es ist etwas Gewöhnliches beim erstmaligen Eintritt in einen uns bis daher fremd gewesenen Familienkreis, daß man nach der Begrüßung desselben einen prüfenden Blick über die uns umgebenden Gegenstände wirft und den ersten Eindruck zu fixiren strebt, den das Neue desselben auf uns macht. Diese Gewohnheit überkommt uns auch hier, und zwar um so mehr, da Alles, was wir hier sehen, nur noch selten in dieser Originalität mehr anzutreffen ist. Die modernen Imitationen jenes Zeitalters, denen man hie und da in den Häusern der vornehmen Welt begegnet, sind schon zu sehr mit den Prätensionen der Neuzeit vermischt, als daß sie uns die Sitte unserer Voreltern in ihrer ganzen Reinheit wieder vergegenwärtigen könnten, und darum dürfen wir uns hier schon etwas länger bei den Einzelnheiten verweilen, deren Gesammtheit ein so treues Bild derselben reflectirt.

Ein weicher, mit großen Blumen durchwirkter Teppich bedeckt den Fußboden, über den hinschreitend, das Auge des Beschauers mit Wohlgefallen auf der lichten, mit Goldarabesken und Blumenbouquets bedeckten Tapete ruht, welche die Wände des geräumigen Salons schmücken. Goldene Leisten fassen sowohl diese, wie die Thüren und den Plafond ein, von dessen Mitte in der Umgebung einer Stuckverzierung ein antiker Kronleuchter von Goldbronce herabhängt. Links im Hintergrunde fällt das große Kamin besonders auf, das zur Winterzeit eine gar trauliche Feuerstelle bieten mag. Die dabei nöthigen Utensilien, wie Kluft, Kohlenschüppe, Feuerstocker u. s. w., aus vergol-

detem Metall, hängen an den inneren Wänden desselben, während sein Marmorgesims, über welches ein ovales Frescogemälde angebracht ist, mit Leuchtern, silbernen Pocalen, bunten Blumenvasen, Meißener Porzellanfiguren und anderen hübschen Nippsächelchen reichlich garnirt ist.

Wir wenden uns zu der uns gegenüberstehenden Wand und gewahren hier, unter einem großen Spiegel, ein zierlich gearbeitetes, mit schwarzem Ebenholz und Elfenbein eingelegtes Commode, das aus der frühesten Zeit herzurühren scheint, in welcher dieses Möbel zuerst in Mode kam. Wir sehen auf demselben ein werthvolles Kunstwerk aufgestellt, nämlich ein ajour gearbeitetes silbernes Präsentirbrett, mit zwei darauf befindlichen silbernen Vasen und anderen Gefäßen von ähnlicher Arbeit. Es scheint das Ganze wohl weniger zum Gebrauch bestimmt, als vielmehr ein vielleicht noch von der Aussteuer herrührendes Andenken zu sein, was als ein kunstvoll gearbeitetes Schaustück hier aufgestellt wurde.

Zu beiden Seiten des Commodes finden zwei im Rococco-Geschmack gearbeitete große Lehnsessel ihren Platz, beide mit rothem Sammet überzogen und auf Sitz und Lehne mit hübschen Stickereien geziert, in welcher Weise auch die übrigen, im Salon befindlichen Stühle gearbeitet sind. Zur Seite eines jeden dieser Lehnsessel steht eines jener kleinen runden Tischchen auf gewundenem Säulenfuße, die dem im Sessel Ruhenden so äußerst bequem sind, etwas aus der Hand zu legen, wie denn das auch das zierliche Nähkörbchen bezeugt, was sich mit weiblichen Handarbeiten auf dem einen derselben befindet. Ueber den Sesseln auf jeder Seite des Spiegels hängt eine zierliche Etagère, welche beide die Bestimmung haben, die Handbibliothek der Frau vom Hause aufzunehmen, die übrigens nicht aus den heute so beliebt gewordenen Miniatur-Ausgaben, sondern noch aus jenen soliden Groß-Octav-Bänden zusammengesetzt ist, welche die Werke gediegener Classiker verrathen. Ohne Zweifel ist die französische Literatur besonders darin vertreten, die natürlich die Hauptlectüre der zu den Refugiés zählenden Familien französischer Abkunft bildete. Außer den Werken Molière's, Rousseau's, Voltaire's u. s. w. werden ohne Zweifel auch be-

reits die ersten Schriften der Mde. de Genlis darin ihren Platz gefunden haben, die gerade in jener Zeitepoche erschienen und bei den Frauen die willkommenste Aufnahme fanden.

Die dritte Wand, rechter Hand, schmückt einfach nur ein großer Spiegel; desto glänzender erscheint der unter demselben aufgestellte ovale Tisch, auf welchem sich ein reiches Silberservice bemerkbar macht, welches zum Behufe des Goûte's bestimmt zu sein scheint, das die Damen ohne Zweifel nach dem Thee zu erwarten haben. Die schweren silbernen Leuchter, sowie die zu verschiedenen anderen Zwecken dienenden silbernen Gefäße, Teller, Gabeln, Löffel, Messer u. s. w. verrathen ebenso den Luxus des Hausstandes, wie sie überhaupt dem ganzen Ameublement zur Zierde gereichen und Zeugniß geben, daß wir uns in einer Gesellschaft comme il faut befinden.

Wir wenden uns darum auch sofort zu den Damen, die in der Mitte des Salons Platz genommen haben. Es sind deren fünfe, und wir glauben die in der Mitte des Halbkreises Sitzende als die dame de la maison, Frau Daniel Andreas Gontard, bezeichnen zu dürfen, da ihr originelles Costüm sie vor allen Anderen als eine historische Persönlichkeit documentirt, womit Niemand anders als die erste Besitzerin des Puppenhauses, Fräulein d'Orville, gemeint sein konnte. Es ist dieses Costüm gewiß dasselbe geblieben, wie es etwa vierzig Jahre früher aus Holland kam, und in sofern also um so interessanter, als es in der That als eine ächte Originalität seines Zeitalters und seines Vaterlandes zu betrachten ist.

Diese solide Toilette nun besteht zuvörderst aus einem Kleide von schwerem, violett changirendem Seidenstoff, das unten herum mit einer eben so soliden, spitzenartig gearbeiteten breiten Silberbordüre besetzt ist. An den kurzen Ärmeln desselben machen, über dem Ellenbogen, jene weiten, steifen, mit einer ähnlichen Silbergarnirung besetzten Aufschläge nach der heimathlichen Mode, durch die unter denselben hervor und bis zum Handgelenk herabfallenden weiten, schwarzen Spitzenmanschetten einen eigenthümlichen Effect. Ein schwarzer Spitzenkragen und eine gleichartige Schürze, in deren Garnirung schöne blaue Blumen coquet hervorstechen, vollenden den Anzug, der nur noch durch ein

Bouquet größerer blauer Blumen mit silbernem Blätterwerk um etwas mehr gehoben wird. Das merkwürdigste desselben ist jedoch der ächt holländische Kopfputz, der das gepuderte Lockenhaar bedeckt und aus jenem originellen Häubchen aus Gold- oder Silberbrokat besteht, das zur holländischen Nationaltracht gehört und nur je nach dem Stande der Trägerin seine Modificationen erhält. Hier besteht es aus einem durchbrochen gearbeiteten Silberstoff, der mehr gediegen als gesponnen zu sein scheint, an den Schläfen in der eigenthümlichen Weise eingedrückt und außerdem mit einem Bouquetchen blauer Blumen verziert ist. Der ganze Anzug macht in seiner Zusammensetzung einen ganz artigen Eindruck und mag einem jungen hübschen Figürchen nicht übel gestanden haben, so also, daß Fräulein d'Orville sich ohne Anstand als damit gemeint betrachten konnte, wenngleich diese imitirte Toilette mit der ihrigen gerade nicht so genau übereinstimmen mochte.

Zur rechten Seite dieser als Frau vom Hause bezeichneten Dame sitzt eine Andere, die wir als ihre Schwägerin, Frau Alexander Gontard, geborne du Bosc bezeichnen, der zu Ehren ohne Zweifel die anwesende Theegesellschaft geladen wurde. Wir werden zu dieser Annahme durch die kleinere Gestalt und deren so sanft erscheinende Haltung veranlaßt, die beide dem lebenden Originale so eigenthümlich waren. Ich habe dasselbe seiner Zeit freilich erst in seinem fast 78sten Jahre kennen gelernt, woher mir die eben erwähnten Eigenschaften in der Erinnerung geblieben sein mögen, die ich während den drei Jahren bis zu ihrem Hinscheiden (1819) oftmals zu beobachten Gelegenheit hatte. Zu jener Zeit jedoch, in welcher sie uns hier erscheint, mag Frau Marie Anna Cäcilie Gontard wohl noch um vieles stattlicher einhergeschritten sein, denn sie war damals schon Mutter von fünf Kindern, wovon jedoch nur drei, zwei Söhne und eine Tochter, am Leben blieben. Ihre Toilette deutet übrigens darauf hin, daß sich dieselbe dem Flitter der jungen Welt bereits entfremdet; eine einfache blaue Coiffüre mit einer weißen Rose umwindet das hohe Haartoupet, zu der das hellblaue Atlaskleid mit weißer Volantgarnirung recht hübsch paßt; ein weißes Spitzenhalstuch und eine dergleichen Garnirung der kurzen Ärmel vollendet den modesten Anzug, an welchem nur die et-

was lebhaftere blaue Schärpe, die links am Kleide mit einem Bouquet weißer Rosen befestigt ist, die einzige kleine Coquetterie verräth, die von jedem Damenanzuge unzertrennlich ist. Vielleicht dürfen wir auch noch den Evantail aus bunten Federn dazu zählen, mit welchem die Frauen jenes Zeitalters gern zu spielen pflegten, ohne dabei jedoch im entferntesten anzunehmen, daß dieser ihrer so sanften Eigenthümerin jemals einen verstohlenen Blick verborgen hätte.

Wir wenden uns nun zu der Dame linker Hand der Hausfrau, und halten dieselbe für deren Schwiegertochter, Frau Franz Gontard, geborne Wichelhausen, die damals kaum erst drei Jahre verheirathet, wohl noch in der Blüthe ihrer Jahre stand. Schon ihr Anzug verräth einen noch bei weitem jugendlicheren Geschmack und mag ihr recht hübsch zu Gesicht gestanden haben. Ein paille-gelbes Seidenkleid schimmert unter einem reichgarnirten Tüllüberkleide hervor, das zu beiden Seiten mit gelben Bandschlupfen aufgebunden ist. Drei ähnliche Schlupfe machen sich an Brust, Leib und Schärpe bemerkbar, deren Mitte jedesmal eine große Perle ziert, sowie auch diese Schlüpfchen nicht an den kurzen Ärmeln fehlen, die außerdem auch noch mit hübschen Spitzenmanschetten garnirt sind. Ein reiches Collier von Perlen schmückt den Hals und eine ähnliche Schnur durchzieht das Toupet, das außerdem hinten von gelben Bandschleifen gehalten wird, deren eine die Trägerin einer großen weißen Feder ist, die nach der linken Seite hin vom Haupte herab wallt. Selbst die heutige Mode würde einem solchen Anzuge die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er mit Geschmack gewählt sei und, ohne gerade coquet zu sein, wohl mit so mancher modernen Toilette rivalisiren könnte, die, wenn auch vielleicht prunkvoller, doch den Formen einer hübschen Frau weniger günstig erscheint.

Wir haben nun noch die Bekanntschaft der beiden übrigen Damen der Gesellschaft zu machen, die eben nicht zu den Uninteressantesten derselben zu gehören scheinen. Schön und jugendlich sind sie einmal alle beide, und es würde also nur darauf ankommen, ob auch von ihrer Herzensgüte und Liebenswürdigkeit soviel nachzurühmen sei, was wir jedoch auf später verschieben, da wir uns vorläufig nur

blos mit ihrer Herkunft und ihren Aeußerlichkeiten zu beschäftigen haben.

Sie scheinen beide den Künsten der Toilette nicht fremd zu sein, und besonders scheint die ältere, bereits den Dreißigen Zueilende, von dem Glauben beherrscht zu werden, daß das Auffallende darin besonders dazu beitragen könne, die natürlichen Reize noch mehr zu heben. Dadurch verräth sie sich uns sichtbar als die ältere Tochter vom Hause, Johanna Helene, der bereits oben erwähnten ersten Erbin dieses Familien-Puppenthums, welches unter ihrer Herrschaft wahrscheinlich seine erste Restauration erfahren. Wir erblicken die Dame hier schon als die Gemahlin des Herrn Jakob Wilhelm Manskopf, mit dem sie, wie mir versichert wurde, einst zu den schönsten Ehepaaren ihrer Zeit gezählt haben soll.

Ich selbst habe diese Tante meiner Frau erst als Wittwe und im späteren Alter kennen gelernt, wo sie indessen noch immer decoltirte Reste ehemaliger Schönheit zur Schau zu tragen liebte, die sie durch eine nachgeholfene Frische der Wangen gern zu unterstützen pflegte. Blumen gehörten auch damals noch zum unerläßlichen Schmuck ihrer Toilette, was ihr schon in der Jugend eigen gewesen zu sein scheint; denn in ihrem gegenwärtigen Anzuge spielen dieselben eine bedeutende Rolle.

Sie trägt eine vorn offene Robe von weißem, mit goldenen Sternen durchstickten Crèpe, über einem Unterkleide von weißem Atlas, welche beide mit einer Goldschnur besetzt sind. Auch das Spitzenhalstuch und die weiten Manschetten an den kurzen Ärmeln sind mit Goldverzierungen durchwebt und um den Nacken schlingt sich eine dicke Goldschnur, die am Busen eine große Schleife bildet. Gold scheint überhaupt bei diesem Anzuge als Hauptschmuck gewählt zu sein, denn Busen und Gürtel sind von einer Art Bouquet bedeckt, in welchem, außer einer großen weißen, inwendig blauen Blume, ein Bündel großer goldener Knöpfe die Hauptrolle spielen. Auch in dem hochtoupirten Haarschmuck machen sich außer mehreren kleinen goldenen Blumen zwei dergleichen von auffallender Größe bemerkbar, die gleichsam wie zwei große Sonnenblumen hervorleuchten und in charakteristischer Weise von

dem eigenthümlichen Geschmack der Frau Manskopf Zeugniß geben. Bei alledem läßt sich gerade nicht sagen, daß dieses Ensemble schlecht harmonire, und da bei einer schönen Frau ihre eigene Persönlichkeit stets den Hauptschmuck ihrer Toilette bildet, so ist mit Grund anzunehmen, daß das Original dieser kleinen Puppen-Schöne seiner Zeit selbst in diesem, allerdings etwas baroquen Costüme immer noch eine ganz liebliche Erscheinung gewesen sein mag.

Etwas modester tritt übrigens die andere der beiden Damen auf, die wir als die jüngere Schwester der Frau Manskopf, Fräulein Maria Magdalena Gontard, betrachten wollen, die damals wohl gerade aus ihrem Brautstande mit Herrn Friedrich Schönemann in den Ehestand und damit in die Verhältnisse übergetreten sein mochte, welche das junge Paar später zu meinen Schwiegereltern machten. Auch sie soll einst eine glänzende Schönheit gewesen und nicht minder wie ihre Schwester bemüht gewesen sein, diese Vorzüge durch eine gewählte Toilette noch mehr zu heben. Wenn wir nun, dem widersprechend, die Letztere als eine modeste bezeichneten, so hat dabei offenbar schon der solide Geschmack des jungen Gemahls influirt, der seinem einfachen liebenswürdigen Charakter nach, allem Flitterwesen abhold war.

Wir müssen demnach ihrem schwarzen Tüllkleide, dem ein rosaseidenes Kleid zur Unterlage dient, in dieser Beziehung volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenngleich die eingewirkten Verzierungen und Spitzenbesetzungen des ersteren den Begriff eines einfachen Anzuges bei weitem überschreiten. Auch wird dabei viel mit Rosabandschleifen coquettirt, mit welchen sowohl das schwarze Ueberkleid, wie Ärmeln und Schultern geschmückt sind, um welch' letztere ein schwarzes Spitzenhalstuch von einer goldenen Broche zusammengehalten wird. Der Kopfputz, aus schwarzen, mit Rosa-Chenille durchwundenen Spitzen bestehend, würde anspruchslos zu nennen sein, wenn nicht einige wallende weiße Straußfedern die Prätensionen des darunter steckenden blonden Lockenkopfs bereits verriethen. Im Ganzen jedoch ist die Erscheinung mehr nobel wie überladen, und wir nehmen an, daß sie damals deren Charakter entsprach, auf dessen Aenderung, wie man weiß, der Schicksalswechsel einen so mächtigen Einfluß übt. —

Wir beschließen hiermit die Schilderung dieses Damenkreises, bei der ich absichtlich etwas umständlicher verfahren bin, um damit die Bedeutung unserer Puppenpersönlichkeiten um so mehr hervorzuheben. Dieselbe ist, wie man sich überzeugt hat, keinesweges bloß der Zufälligkeit überlassen geblieben, sondern sie repräsentirt in Wahrheit das Zeitalter, von dem hier die Rede ist, und wenn sie auch gerade nicht als historische Portraits betrachtet werden können, so besitzt doch ein jedes dieser Figürchen so viele passende Eigenthümlichkeiten, daß ihre Beziehung durchaus nicht ohne Bedeutung ist. Hier ist Dichtung und Wahrheit in einer Weise mit einander verwebt, daß die Letztere, besonders durch die so genau imitirten Umgebungen, ein besonderes Uebergewicht bekömmt. So sehen wir z. B. diesen Damenkreis um einen Theetisch versammelt, der an reicher Ausstattung dem glänzendsten Ameublement nicht nachsteht.

Eine dunkelrothe, mit Goldschnüren besetzte Sammetdecke breitet sich über ihn aus, auf welcher sich ein Silber-Service etalirt, dem es an nichts gebricht, was den Comfort der Theestunde in angenehmster Weise zu erhöhen vermag. Zwei massiv silberne Leuchter bilden in der Mitte des Tisches das Pivot, um welches sich alle die verschiedenen Gefäße und Geräthschaften gruppiren, welche der trauliche Genuß des Theetrinkens in Anspruch nimmt. Die silberne Maschine, welche das unentbehrliche siedende Wasser dazu liefert, repräsentirt dabei vor allem und beherrscht die ihr zur Seite stehenden Thee- und Milchkannen, gleichsam wie ihre Trabanten, die sich erst dann in Bewegung setzen können, wenn ihnen der heiße Inhalt ihrer Beherrscherin die nöthige Lebensthätigkeit zufließen läßt. Um den Rand des Tisches harren die silbernen Tassen des duftenden Trankes, dessen belebender Einfluß sich durch ihre Vermittlung auf die Stimmung der ihn Erwartenden übertragen wird. Damit dieselbe nicht eine allzustarke nervöse Reizung erleide, bieten zwei silberne Präsentirteller die passenden Ableiter derselben, nämlich Butterbrod und Gebackenes, während ein silberner Korb vermuthen läßt, daß durch dessen Inhalt auch für die kleinen Näschereien gehörig gesorgt sein wird, die einen für Damen servirten Theetisch gleichsam wie bunte Buttervögel zu umschwärmen pflegen.

Zur Seite der Hausfrau bemerken wir noch auf silbernem Dreifuß eine große und tiefe, silberne Schüssel, die ohne Zweifel als Schwenkkumpen dient, aber selbst in dieser untergeordneten Bestimmung ein Prachtstück bildet und nicht wenig zum Glanze des eleganten Salons beiträgt.

Indem wir nun nichts übersehen zu haben glauben, was den Eindruck der hier sichtbaren Opulenz noch zu erhöhen vermöchte, bliebe mir nur noch übrig, auch etwas über die muthmaßliche Unterhaltung zu berichten, welche sich in dem Kreise dieser, uns durch ihre Aeußerlichkeiten so bekannt gewordenen Damen entsponnen haben möchte. Dies könnte jedoch ein indiscretes Eindringen in die Mysterien der Frauenwelt unterstellen, welche sich in einem um den Theetisch versammelten Kreise um vieles ungenirter zu entfalten pflegen, und es können daher in dieser Beziehung hier kaum nur einige Vermuthungen gewagt werden. Ohne Zweifel wurde die Unterhaltung, nach der beibehaltenen Gewohnheit aller zu den Refügié's zählenden Familen, zumeist wohl in der ihnen angestammten französischen Sprache geführt, die jedoch in ihrem Munde, durch die häufige Beimischung deutscher Phrasen und Worte, jene eigenthümliche Ausdrucksweise annimmt, die je nach der Bildung des Sprechers, oft zum förmlichen Jargon wird. Auch hier mag dann und wann wohl etwas ähnliches unterlaufen, je nachdem der Stoff dazu Veranlassung bietet. Demselben mag es übrigens zu der hier angenommenen Zeitperiode an interessanten Momenten keinesweges gefehlt haben. Auf dem Gebiete der Weltbegebenheiten fanden auch selbst die Frauen Anhaltspunkte genug für die Unterhaltung am Theetisch. In Frankreich zeigten sich bereits die ersten Symptome politischer Aufregung. Die schöne Marie Antoinette und der eben zur Entscheidung gekommene scandalöse Halsbandproceß der Gräfin Lamothe boten der weiblichen Medisance ihre verwundbaren Seiten. Maria Theresia's Andenken mochte sich hier, wo man sie persönlich gekannt, um so frischer erhalten, da ihr Sohn, Joseph II., den österreichischen Thron in ruhmwürdigem Andenken erhielt, während der preußische durch den eben erfolgten Tod Friedrich's II. den unersetzbarsten Verlust erlitten.

Von den Weltbegebenheiten auf die Familie übergehend, so gab es darin eine Menge Veranlassungen zur Frauenconversation, da dieselbe ihr Lieblingsthema doch vorzugsweise gerne aus im Entstehen begriffenen oder eben vollzogenen Heirathen schöpft, woran es gerade in jener Zeit in der Familie keinesweges fehlte. Zwei erst in den Ehestand getretene Frauen, nämlich die Schwiegertochter der Hausfrau, Frau Franz Gontard, und ihre eigene Tochter, Frau Schönemann, haben sich hier unter den Anwesenden bereits bemerkbar gemacht; während drei andere, der Familie nahe angehörige junge Paare sich ebenfalls erst ihrer Honigmonate erfreuten. Es waren dieses zwei Cousins und eine Cousine unserer Hausfrau, Herr Alexander v. Brevillier, vermählt mit Fräulein Henriette v. Ferber, sodann Herr Jakob Friedrich Gontard mit Fräulein Amalie Wichelhausen, und Fräulein Sophie Francisca Gontard mit Herrn Joh. Matth. de Neufville, wovon der Letzteren kurz zuvor bereits ein Töchterchen, Marie Cäcilie, geboren, während Herr Jakob Friedrich Gontard auf ein Söhnchen hoffte, was ihm auch am 1. November 1788 in seinem Alexander bescheert wurde.

Berücksichtigt man alle diese, Theilnahme erregenden Familienereignisse, so wird man leicht auf die Lebhaftigkeit schließen können, mit welcher alles dieses hier verhandelt wird, und im Geiste wirklich die vielen ma chere, ma bonne, etc. zu vernehmen glauben, mit denen die neugierigen, verwundernden und beifälligen Gefühle ihren Ausdruck finden.

Wo Staat und Familie ihren Einfluß auf die Unterhaltung üben, da bleiben auch die kirchlichen Angelegenheiten selten unberührt, und in der That kann das hier um so mehr vermuthet werden, da nach langen Kämpfen es den reformirten Gemeinden endlich gestattet worden war, ihren seit Jahrhunderten außerhalb der Stadt abgehaltenen Gottesdienst in dieselbe zu verlegen. Am 3. Februar 1788 hielt die französisch-reformirte Gemeinde zum erstenmal hier Kirche, und am 22. Februar eröffneten die Deutsch-Reformirten die ihrige; seltsam genug, in demselben Locale im Junghof, das seither zu Theatervorstellungen gedient hatte. Ohne Zweifel bildeten diese Ereignisse für lange

Zeit den Gegenstand lebhafter Besprechungen im Frauenkreise, und zwar um so mehr, da die Kirche in jenen Zeiten noch den bei weitem überwiegendsten Einfluß auf die Familie übte.

Weniger an der Tagesordnung mögen Literatur, Kunst, Musik und Theater gewesen sein, die, obgleich schon damals in tüchtigster Weise vertreten, doch wohl noch nicht so zum täglichen Brode wie heute zählten.

Ob Göthe oder Klinger hier aufs Tapet gekommen, möchte ich bezweifeln, da beide bereits berühmt gewordene Landsleute sich längst schon dem Frankfurter Gesichtskreise entzogen hatten. Ersterer weilte gerade damals für längere Zeit in Italien und Letzterer verfolgte seine glänzende Laufbahn am Hofe zu St. Petersburg. Dagegen mag Sophie Laroche leicht Gegenstand der Unterhaltung gewesen sein, die sich gerade um jene Zeit in Offenbach angesiedelt, und durch ihre Anmuth sowohl wie durch ihre geistigen Vorzüge das Interesse der Frauenwelt besonders in Anspruch nahm, der sie auch vorzugsweise ihre Schriften widmete.

Das neue Schauspielhaus war unlängst fertig geworden und wurde bereits von den Gesellschaften der Herren Böhm und Koberwein benutzt, deren erstere besonders durch ein sehr gutes Ballet anzuziehen wußte und also auch wohl der gesellschaftlichen Unterhaltung viel neuen Stoff zuführte. — Glücklicher wie die heutige Zeit, wußte dieselbe noch nichts von Cholera und Theurung zu berichten, denn die Sterblichkeit war gerade damals auffallend gering, und das Brod kostete im Verhältniß zur heutigen Taxe nur circa 12 Kreuzer die 6 Pfund. Der Theetisch mag daher in dieser Beziehung eine bei weitem behaglichere Physiognomie dargeboten haben wie heute, wo der Leichtsinn ersetzen muß, was dem leiblichen Wohlbefinden verkümmert ist.

Gerne möchte ich unserem kleinen Damenkreise noch mehreres ablauschen, allein die Mühe wird vergebens sein, denn diese imitirte Vergangenheit ist stumm, wie es bereits längst die Originale geworden, denen sie entnommen ist. Alles ist bereits der Vergänglichkeit anheimgefallen, und hat es wohl selbst nie geahnet, daß die dem Spielwerke ihrer Jugend bewahrte Pietät dazu beitragen würde, sie und ihre Zeit einst ihren Nachkommen wieder zu vergegenwärtigen, denn:

Ist's stumm auch hier im Puppenhaus,
Spricht doch der Väter Geist daraus,
Und stellt darin dem Auge dar,
Wie's einst bei ihnen Sitte war.

Weit hinter uns liegt jene Zeit.
Es kam des Fortschritts Herrlichkeit;
Doch wie auch strahlt sein helles Licht,
Zufried'ner ward die Menschheit nicht. —

Ihr wurde dienstbar manche Kraft,
Die täglich neue Wunder schafft;
Der Mensch jedoch im eitlen Sinn
Sieht nur allein sein Werk darin.

Der Demuthsgeist ist ihm entflohn;
Das Wissen spricht dem Glauben Hohn;
Besitz! Genuß! ihm höchstes Gut
Und ohne sie — kein Lebensmuth.

Rastlos durchstürmt er Meer und Land,
Durchwühlt nach Gold der Wüste Sand,
Und wenn er's fand, gibt den Gewinn
Dem Rausch des Augenblicks er hin.

Der Augenblick ist seine Zeit! —
Das Künftige liegt ihm zu weit,
Bestandenes wird keck zerstört
Und nur die Gegenwart ihm werth.

So dachte nicht der Väter Geist,
Wie uns dies Stammhaus hier beweist,
Das durch der Ahnen Pietät
Noch heut' wie eh'mals vor uns steht.

Zwar mancher Zweig von jenem Baum
Hat auch geträumt den süßen Traum:
Es bliebe Glück und Namens Ruhm
Selbst noch der Enkel Eigenthum.

Doch trüglich ist des Glückes Bund;
Kaum schlägt des Vaters letzte Stund
Stirbt Sohn sammt Glück und Namen aus
Und fremdes Erb' wird's Vaterhaus.

Dies Haus jedoch, das hundert Jahr
Des gleichen Stammes Erbgut war,
Das erbe fort in dem Bereich,
Bis auf des Stammes letzten Zweig. —

Ein Wehe! komme über den,
Der frevelnd stört einst sein Besteh'n,
Und der nicht, eh' er sinkt ins Grab,
Es seinem rechten Erben gab.

War auch einst seines Daseins Ziel
Nichts als ein flüchtig Kinderspiel,
So geht mit diesem Puppentand
Doch auch die Lehre Hand in Hand,

Die ernst zu seinem Erben spricht:
„Was Dir erbaut — zerstöre nicht;
„Leicht gehst du fehl zu neuem Glück,
„Schaust du auf früh'res nicht zurück. —

Ein Gontard'scher Familienzweig.

Kein Leben war so inhaltslos,
Daß, könnte man es darum fragen,
Nicht selbst noch aus des Grabes Schoos
Der Nachwelt wüßte was zu sagen. —

„Permettez-moi, Madame!" sagte Herr Jacob Friedrich Gontard in verbindlichster Weise zur Frau v. Staël, als er sie am Arme seiner Familie entgegenführte, die im Salon, einen Halbkreis bildend, die berühmte Frau erwartete: „Permettez-moi, Madame, de vous présenter ma femme, Madame Amélie Gontard, née Wichelhausen." — „Voici, Madame," fuhr er, zur anderen Seite sich wendend, fort, „mon frère, Monsieur Louis Gontard et Madame son épouse, née Karcher de Saarbrucke, dont vous devez connaître la famille, au moins de nom, car elle est de votre pays." — „Ce Monsieur," bemerkte er weiter, auf den Nachbar des eben genannten Paares deutend, „est mon cousin, Monsieur François Gontard, et Madame son épouse, née Wichelhausen, ma belle-soeur; et voilà son frère, Monsieur Jacob Frédéric Gontard-Borkenstein, qui vient de subir une perte très douloureuse par la mort de sa jeune et belle femme," und sich damit bewußt werdend, daß er bei diesem Verwandten, ohne es zu wollen, eine ihm so schmerzliche Seite berührt hatte, fiel er, schnell sich corrigirend und zu einer anderen Dame sich wendend, wieder ein: „Je dois vous présenter encore ma soeur, Madame de Neufville, ainsi que mes trois filles, les demoiselles Cécile, Victoire et Louise Gontard, et finalement mes deux fils Alexandre et François Gontard." —

„Vous trouverez sans doute, Madame," fuhr nach allseitig erfolgter Begrüßung Herr Gontard fort, „que la famille des Gontards est assez nombreuse; mais ce n'est pas encore tout; j'espère que vous me ferez l'honneur d'assister un de ces jours à une de mes grandes réunions de famille, et là, vous verrez, Madame, combien elle est étendue et embranchée dans notre ville."

Und so war es auch. Frau v. Staël, die bei ihrer Anwesenheit in Frankfurt, im Jahre 1803, dem Hause Alexander Gontard und Söhne empfohlen, sich hier bei dem Repräsentanten desselben zu einem ihr zu Ehren veranstalteten Diner einfand, wurde in den nächsten Tagen zu einer glänzenden Soirée geladen, und war erstaunt, sich von einem so überaus zahlreichen Familienkreise umgeben zu sehen, in welchem der Name Gontard vorzugsweise dominirend, wieder in jene weiteren Abzweigungen der Brevillier, Sarasin, Manskopf, du-Fay, Passavant, de Neufville rc. rc. hinüberschillerte.

Es war dieses einer jener, dem Festgeber so überaus wohlthuenden Familien-Routs, in welchem sich sein ihm eigenthümliches Wohlwollen für dieselbe so ganz in seinem Esse fühlte, wenn er mit Berücksichtigung aller ihm dabei nothwendig dünkenden Convenienzen, die Spielpartieen arrangiren und nach gethaner Arbeit in Mitten des hellerleuchteten Saales die spielend beschäftigte Gesellschaft überschauen konnte. Er pflegte dann von Tisch zu Tisch zu gehen, jeder Partie etwas Verbindliches sagend, und erst dann den eigenen, einstweilen Jemand anvertrauten Platz einzunehmen, wenn er die Genugthuung dahin mitnehmen konnte, daß toute la famille in der von ihm angeordneten Thätigkeit war.

Was Wunder nun, wenn die geistreiche Frau v. Staël, voll von diesen Eindrücken, bei ihrer Heimkunft die ihr nachgesagte originelle Bemerkung in ihr Tagebuch notirte: „Francfort est une très jolie ville; on y dîne parfaitement bien; tout le monde parle français et s'appelle Gontard.“ —

Das hat sich seitdem in der That sehr verändert. — Die Fortpflanzung des damals hier so ungemein zahlreich repräsentirten Namens „Gontard“ beruht gegenwärtig nur noch auf zwei Stämmen, wovon der ältere zwar bereits schon einige neue Pfropfreischen getrieben, der jüngere aber, auf welchem vorzugsweise die Wiederbelebung des alten Glanzes dieses ehemals hier durch zahlreiche männliche Nachkommen so gesichert scheinenden Namens beruht, hat lange gezögert, dieser ihm überkommenen Mission in einer Weise zu entsprechen, welche die Erfüllung der auf ihn gesetzten Hoffnungen in nahe Aussicht hätte

stellen können, und erst ganz kürzlich haben sich dieselben durch dessen endlich erfolgte Vermählung neu belebt.

Die weiblichen Linien des Hauses dagegen haben sich in fast zahllosen Abzweigungen verästelt, so daß dessen heutiger Stammbaum nach dieser Seite hin ein wahres Wirrniß von sich daran knüpfenden Namen darbieten müßte, wollte er dieselben nach allen Richtungen hin verfolgen und zusammenstellen; der sonst so eigenthümliche Lüstre des Namens „Gontard“ aber, der, wie man ihm nachgesagt, sich mitunter dem „illüstren“ nicht entfremdet wähnte, wirft gegenwärtig nur noch einige vereinzelte Strahlen auf den weiten Kreis seiner Verwandtschaft, im Vergleiche zu dem Schimmer jenes Glanzes, der demselben ehemals einen so bedeutenden Relief zu leihen vermochte.

Blicken wir zurück auf den ersten Ur-Ahnen dieser hier sich so schnell und zahlreich ausgebreiteten Familie, so ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß derselbe unter jenen Einwanderungen zu suchen sein dürfte, mit denen einst Valerandus Polanus den Reformirten im Jahre 1554 hier zuerst eine Stätte zur freien Ausübung ihrer im Vaterlande so arg bedrohten Religion bereitete. Wie weit aber zu jener Periode hinauf der erste hieher gekommene Gontard reicht und welchem Lande er entstammte, ist mir mit Gewißheit nicht bekannt. Ich glaube jedoch; man nimmt mit Recht den Herrn Peter Gontard dafür, welcher am 6. Februar 1662 zu Grenoble geboren, und am 16. December 1725 hier verstarb, nachdem er sich früher (17. Februar 1697) mit einer am 2. Februar 1668 zu Sittard, im Herzogthum Jülich, getauften Fräulein v. Stein dort vermählte. Gewiß aber ist, daß die eigentliche Ausbreitung der Familie erst mit dessen Sohn, Herrn Jakob Friedrich Gontard, geboren den 20. April 1702 und vermählt am 2. April 1726 mit Maria Magdalena Sarasin, geboren den 25. März 1706, ihren gedeihlichen Anfang nahm.

Es kann nicht in meiner Absicht liegen, eine förmliche Genealogie des Gontard'schen Hauses zu verfassen oder gar in der Manier des Herrn Vehse die Tugenden und Laster desselben in der Weise geschichtlich zu behandeln, wie es derselbe mit den europäischen Höfen gethan. An Persönlichkeiten würde es dazu nicht fehlen, aber die

chronique scandaleuse, die dem Herrn Vehse so manchen pikanten Stoff geliefert, würde hier im Allgemeinen nur auf eine sehr magere Ausbeute rechnen können, da die Vorfahren dieses alten, gut fundirten Hauses meistens nur den Nachruhm solider, ehrenwerther Kauf- und Handelsherren mit sich hinüber genommen, welche Reputation in der Regel gleich weit entfernt von glänzenden Tugenden, wie von hervorstechenden Lastern zu sein pflegt.

Die mir gestellte Aufgabe geht daher lediglich dahin, mich vorzugsweise nur mit jenem Zweige dieser Familie zu beschäftigen, dem meine eigene Nachkommenschaft entsprossen, damit aber zugleich manche denkwürdigen Momente geschichtlich interessanter Persönlichkeiten wieder aufzufrischen, die sich damit verwebt finden und deren Andenken mir der Aufbewahrung werth erscheinen. Dazu bin ich besonders durch ein sich im Nachlaß meines Schwiegervaters vorgefundenes kleines Familien-Archiv veranlaßt worden, welches mir die verschiedenen Nachklänge früherer Zeiten zuführte, die ich hier, harmonisch-übereinstimmend, wiederzugeben mich bemühte.

Um dabei den nothwendigen geschichtlichen Anhalt zu gewinnen, muß ich auf jenen bereits oben erwähnten Herrn Jakob Friedrich Gontard zurückgreifen, den ich als denjenigen Ahnherrn der Familie bezeichnete, von dem die größere Ausbreitung derselben ausgegangen.

Vier von ihm erzeugte Söhne und vier Töchter bildeten alsbald die Wurzeln eben so vieler Stämme, aus denen sich die späteren fast endlosen Verzweigungen gebildet und die ich hier in ihren Uranfängen aufzählen will. Die erwähnten Söhne und Töchter waren nämlich folgende:

1) Daniel Andreas Gontard; geb. den 20. März 1727, gest. den 10. März 1781; vermählt am 10. October 1752 mit Susanna Maria d'Orville, geb. den 1. September 1735, gest. den 14. März 1800. (Erste Besitzerin des Puppenhauses.)
2) Catharina Sophia Gontard; geb. den 15. Februar 1728, gest. den 18. Juni 1793; vermählt den 11. Januar 1746 mit Franz v. Alphen, gest. den 8. August 1775. (Hinterließen keine Nachkommen.)

3) Cornelia Gertrude Gontard; geb. den 22. März 1729, gest. den 13. December 1787; vermählt am 9. Januar 1748 mit Joh. Carl Brevillier, geb. den 6. Juni 1723, gest. den 11. August 1775.

4) Marie Gontard; geb. den 16. November 1730, gest. den 17. Januar 1783; vermählt am 8. Januar 1765 mit Joh. Peter Gogel, geb. den 14. November 1728, gest. den 15. März 1782. (Hinterließen keine Nachkommen.)

5) Alexander Gontard; geb. den 17. August 1733, gest. den 25. April 1819; vermählt am 9. Januar 1759 mit Marie Anna Cäcilie du Bosc, geb. den 22. September 1738, gest. den 29. October 1819.

6) Joh. Heinrich Gontard; geb. den 18. December 1736, gest. den 28. November 1799; vermählt am 7. Juni 1767 mit Henriette du Bosc, gest. den 12. September 1802.

7) Joh. Jacob Freiherr v. Gontard; geb. den 23. Januar 1739, gest. im Februar 1819. (Starb unvermählt.)

8) Louise Gontard; geb. den 12. April 1746, gest. den 16. August 1785; vermählt am 26. December 1779 mit Graf Nesselrode-Ereshoven, kaiserl. russischer Gesandter in Lissabon.

Obgleich sich nun von diesen acht Stämmen nur fünf einer Nachkommenschaft zu erfreuen hatten, so bildete die letztere doch bald schon in zweiter Generation einen Zuwachs von achtzehn neuen Familien, die mit ihren Eltern und Frauen den Kreis derselben um ein sehr Ansehnliches erweiterten. Aber eine noch bei weitem größere Progression bot bald darauf die dritte Generation dar, zu welcher mein vor mir liegendes, obgleich nur oberflächlich geführtes Stammregister bereits nahe an fünfzig neu hinzugekommener Familienglieder zu zählen weiß; damit erreichte jedoch die Ausbreitung des Gontard'schen Namens auch schon seinen Culminationspunkt. Mit der vierten Generation sah sich derselbe bald wieder bedeutend reducirt, da die jüngeren, bei weitem die Mehrzahl bildenden weiblichen Linien ihn nach und nach mit anderen Namen vermischten und vertauschten, indem sie in den

Anfängen neuer Stämme die bereits oben erwähnten verschiedenen Nebenzweige bildeten.

Es ist schon gesagt worden, daß sich die Mittheilungen des kleinen Archivs meines Schwiegervaters vorzugsweise nur auf denjenigen Stamm jener Familie beschränken, dem er selbst angehörte, nämlich auf den, als Ältesten derselben oben angeführten Herrn Daniel Andreas Gontard. Da inzwischen die Gemahlin desselben, Frau Susanna Maria, geborne d'Orville, zugleich auch in ziemlich naher Verwandtschaft (Nachgeschwister-Kind) zu der Mutter meines Schwiegervaters, der Frau Susanne Elisabethe Schönemann, geborne d'Orville, stand, so treten diese beiden Stämme dadurch gleichzeitig hier nicht nur als Verwandte, sondern auch durch sonstige nahe Beziehungen in den Vordergrund, in welchen Beide später in meinen Relationen zu einander erscheinen werden.

Großmutter Susanna Maria haben wir bereits oben durch das von ihr herstammende Puppen-Erbgut wenigstens vorläufig kennen gelernt; weßhalb hier nun ebenso Frau Schönemann-d'Orville einzuführen sein würde, und zwar um so mehr, da ich sie sofort als die Mutter einer durch Göthe so interessant gewordenen Persönlichkeit (Lilli) vorstellen könnte, was ich jedoch für später aufspare, wo ich Gelegenheit haben werde, über sie und ihre Familie aus der Zeit näher zu berichten, wo ihr Sohn (mein Schwiegervater) durch seine Verheirathung in die Gontard'sche Familie eintritt.

Wir wenden uns daher hier einstweilen wieder zu der letzteren, und zwar speciell zu dem Zweige, über welchen mein kleines Archiv die ihn betreffenden Ueberlieferungen bewahrt, die jedoch in Beziehung auf die Älter-Väter desselben nur eine sehr spärliche Ausbeute darbieten.

Es ist selten der Fall, daß aus dem Leben eines Kauf- und Handelsherrn alter Schule etwas auf die Nachwelt kömmt, was nicht ordnungsmäßig in den üblichen Briefkästen des Hauses seinen Platz gefunden hätte, die alljährlich mit der Jahreszahl und dem Symbol des Handels, einem Anker, verziert, sich in irgend einem Magazine langjährig an einander reihen, bis sie vergilbt und verschollen wieder der Vergessenheit anheimfallen. Nur Taufscheine, Ehecontracte und Testaments-

Urkunden erben sich in der Regel unter den Privatpapieren fort, um die drei Hauptmomente unseres kurzen Seins und Nichtseins zu constatiren.

Und so ist es auch hier der Fall gewesen, wo die einzige, sich auf den Gründer des Gontard'schen Hauses beziehende Urkunde nur allein über den Status des Vermögens Auskunft gibt, welches der oben erwähnte Herr Jacob Friedrich Gontard und dessen Ehegattin, Maria Magdalena, geb. Sarasin, ihren acht Nachkommen hinterließen. Dieselbe ist vom 4. Juni 1773 datirt und vertheilt demnach das Vermögen nach der Maßgabe, wie es die Erben bei dem, erst acht Jahre nach dem Tode ihres Mannes erfolgten Ableben der Frau Gontard noch vorfanden.

Es besteht dieses Document nur aus einem einzigen, mit Ziffern und den Empfangsbescheinigungen der dabei betheiligt Gewesenen, bedeckten Bogen; dennoch übergibt es damit seiner Nachwelt den Inhalt eines ganzen, mühevollen Lebens, das oftmals viele Bände mit den Ereignissen füllen würde, die sich an alle jene Erwerbungen knüpfen lassen, welche hier die Nachkommen, unbekümmert darüber, mit einem Zuge einstreichen. — Hier war dieser Zug, nach dem damaligen Geldeswerthe, keineswegs ein gehaltloser, denn er führte einem Jeden seinen Antheil an der ansehnlichen Summe von netto 309,683 Thlrn. 15 kr. in Carlsd'ors à 10 fl. zu, in welche, Mobilien, Wein, Silbergeräthe 2c. ungerechnet, sich die betreffenden Erben zu theilen hatten.

Damit hinterließen die Abgeschiedenen ganz unbestritten das vollgültigste Zeugniß, daß sie sorglich gewirthschaftet und dadurch ihren Nachkommen mit ihrem gut fundirten Hause die Möglichkeit bereitet hatten, dasselbe nicht allein in eben der Weise fortzuführen und zu erhalten, sondern demselben auch durch gesteigerten, vom Glück begünstigten Unternehmungsgeist den Glanz zu bereiten, der ihm später mit Gottes und der vielen seitdem creirten Staatsanlehen Hülfe, im Laufe der Zeit auch zu Theil geworden und in welchem es sich lange behauptet hat.

Uebrigens ging das Handelshaus des hier eben erwähnten Ahnherrn nur an zwei seiner oben genannten vier Söhne über, nämlich an die Herren

Daniel Andreas und Johann Heinrich Gontard, während der zweitälteste Sohn Alexander, der Gründer jener großen Seidenwaarenhandlung wurde, die ihren Ruf und ihre ausgedehnten Verbindungen weit über alle Lande verbreitet. Der jüngste der Söhne, Johann Jacob aber, fühlte sich berufen, den Gontard'schen Namen auch zum Adelstande zu erheben. Er ließ sich zum kaiserl. österreichischen Freiherrn creiren und starb nach einer achtzigjährigen genußreichen Lebensdauer in Wien, ohne dadurch jedoch sein ansehnliches Vermögen besonders geschmälert zu haben, welches er den Erben seiner Geschwister zur dankerfüllten Theilung überließ.

Den ersten, sich über das Haus Gontard verbreiteten poetischen Schimmer läßt mein Archiv über das Andenken des ältesten Sohnes jenes Ahnen, den Herrn Daniel Andreas, gleiten. Es überliefert uns dasselbe nämlich, außer den schon bezeichneten drei Lebensdocumenten, die auch hier nicht fehlen und denen sich noch das Circular anschließt, wodurch die Firma Jacob Friedrich Gontard mit dem Ableben dieses ihres Begründers den Zusatz „und Söhne" annimmt, auch noch ein Hochzeitsgedicht, mit dessen im Rococco-Geschmack componirten Allegorieen ein Herr G. T. F. am 10. October 1752 die Vermählungsfeier des jungen Paares zu verherrlichen bemüht war.

Obgleich nun die Muse hier noch im Reifrocke und hohen Absätzen einhertrippelt, indem sie es versucht, dem jungen Paare das „Centrum aller frohen Zeiten" in den verlockendsten Bildern anschaulich zu machen, schalte ich demungeachtet ihre so angethanen Einflüsterungen hier treu nach dem Originale ein, denn die darin ausgesprochenen Gesinnungen, daß ein Leben ohne Ehe seiner schönsten Jahreszeit entbehre, sind so naiv behandelt, daß ich schon darum die Aufbewahrung damaliger Dilettanten-Poesie der Mühe werth erachte, während ich zugleich damit eine, aus dem Leben der bereits längst Dahingegangenen sich erhaltene Blüthe wieder in den verblichenen Immortellenkranz ihres Andenkens flechte, bevor derselbe seinem gänzlichen Vergessen anheimfällt. Das Gedicht lautet:

Die

angenehmste Herbst-Freude,

oder den

Erwünschten Genuß der Früchte in der Liebe,

Wolte bey dem

Gontard-

und

D'Orvillischen

Hochzeit-Feste,

Welches

den 10ten Octobr. 1752

allhier in Frankfurt am Mayn

höchst vergnügt begangen wurde,

Zum Zeichen seiner Ergebenheit in gegenwärtigen Zeilen

vorstellen,

und mit einem herzlich gemeinten Glückwunsch begleiten

Ein

Dem Hochedlen Braut-Paar

gehorsamst-verbundener Diener

G. C. L.



O Centrum aller frohen Zeiten,
O Herbst! voll süsser lieblichkeiten,
Dein Reitz belebet Hertz und Geist:
Das, was wir Menschen in dir finden,
Kan uns gewiß dahin verbinden,
Daß dich ein jeder rühmt und preißt.

Du stellest uns die schönste Früchte
Nicht nur zur Freude vors Gesichte;
Nein, du erlaubst auch den Genuß.
Du kanst mit andern Jahres-Zeiten
Hierinnen um den Vorzug streiten,
Den man dir billig lassen muß.

Doch wie? Will ich dein Lob besingen?
O dieses wird mir nicht gelingen:
Mein Saitenspiel klingt viel zu matt.
Dein Lob nach Würden zu erzehlen,
Müst' es mir nicht an Gaben fehlen,
Die sonst ein groser Dichter hat.

Jedoch von dir etwas zu schildern,
So ist wohl unter vielen Bildern,
Nichts, das dir so vollkommen gleicht,
Als ein vergnügter Stand der Liebe:
Da man der Sehnsuchts-vollen Triebe
Erwünscht-und frohes Ziel erreicht.

So lang wir nichts vom Lieben wissen
Und deren süße Regung missen,
So ist es kalt in unsrer Brust.
Da bleibt auch das, was schätzbar heißet,
Und sonst ein ächter Kenner preißet,
Uns gleichsam völlig unbewust.

Zeigt uns hernachmals das Geschicke,
Durch günstige und holde Blicke,
Den angenehmsten Gegenstand.
Da fühlt man schon die innre Regung,
Da macht die zärteste Bewegung,
Des Frühlings süsse Lust bekand.

Hieraus entsteht das heisse brennen,
So wir die Macht der Liebe nennen.
Da stellt sich nun der Sommer ein,
Das Hertze komt in lichte Flammen
Die von den holden Augen stammen,
Durch ihren Anmuths-vollen Schein.

Wie freudig siehet man deßwegen,
Der angenehmsten Zeit entgegen,
Da der beliebte Herbst erscheint:
Wo sich ein Hertz dem andern schencket,
Und nur ein Sinn zwey Seelen lencket.
Die schon ein höh'rer Zug vereint.

Hat diese Zeit sich eingefunden,
So kommen die erwünschte Stunden
Daß man die edle Früchte schmeckt:
Da frohes Lieben, Küssen, Schertzen,
Wozu die Regung in dem Hertzen
Stets neuen Reitz und Lust erweckt.

Hochedles Paar! da IHR verbinden
SIE solch Vergnügen läßt empfinden,
Darinn SIE jeder glücklich schätzt,
So kan auch ich unmöglich schweigen,
Das Hertze will die Freude zeigen,
Worin es DERO Liebe setzt.

Das, was mein Mund beym ersten Wissen
Hat ungeheuchelt sagen müssen,
Schreibt jetzt, der ob zwar stumpfe Kiel
Dergleichen auserleßne Ehen
Hat selbst die Vorsicht ausersehen,
Zu ihrer Gunst geweyhtem Ziel.

Hochedler Bräutigam! die Liebe
Belohnt nun IHRER Tugend Triebe
Durch dieses höchstbeglückte Band:
Die schönste Braut, das Bild der Tugend,
Die wahre Zierde edler Jugend,
Reicht IHNEN jetzo Hertz und Hand.

Es konnten JHREN DERO Reisen
Wohl die Vollkommenheit nicht weisen,
Die man in Jungfer D'Orville preißt.
Den Schatz den SJE Sich hier erlesen,
Ziert Gottesfurcht und edles Wesen,
Und alles was nur schätzbar heißt.

Hochedle Braut! JHR kluges Wählen
Läßt SJE die schönste Stunden zehlen:
DER, welchem SJE JHR Hertz geschenckt
Weiß es nach Würden zuverehren,
Da stets der Weißheit süsse Lehren
JHM Seele, Geist und Hertz gelenckt.

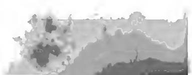
Der kluge Sinn in Seinem Handel
Und Sein untadelhaffter Wandel
Sind dieser edlen Perle werth.
Der Tausch den SJE damit getroffen
Läßt SJE dagegen alles hoffen,
Was SJE nur wünschend je begehrt.

* * *

So scheine dann des Glückes Sonne,
Hochedles Brautpaar! zu Ihrer Wonne,
Bis in die aller spätste Zeit.
Es bleibe Ihnen jeder Morgen
Von allen misvergnügten Sorgen,
So wie der heutge Tag befreyt.

Des Höchsten ungemeßne Güte
Erfreue stetig Ihr Gemüthe,
Es mache Sie sein Seegen reich.
Kein Unfall müsse Sie betrüben
Der Himmel mache Sie im Lieben
Den Hochgeschätzten Eltern gleich.





Gesteht es nun auch der Dichter ehrlich, daß er mit stumpfem Kiele geschrieben, so hat er nichtsdestoweniger seine Gleichnisse und Anspielungen noch so übel nicht gewählt, und der „erwünschte Genuß der Früchte in der Liebe", den dieser „gehorsamst-verbundene Diener" dem Hochedeln Braut-Paar in seinen Versen so eindringlich empfohlen, schlug auch so trefflich an, daß sich während eines Zeitraums von vierzehn Jahren deren Familie nach und nach durch sieben Ankömmlinge vermehrte, wovon sich jedoch zwei nur kurze Zeit ihres Daseins erfreuen konnten. Die sie Ueberlebenden aber waren:

1) Johanna Helena Gontard; geb. den 17. April 1755, vermählt den 22. August 1775 mit Jac. Wilh. Manskopf.
2) Franz Gontard; geb. den 2. März 1759, vermählt am 16. Januar 1785 mit Barb. Friedrica Wichelhausen.
3) Maria Magdalena Gontard; geb. den 6. Mai 1763, vermählt den 17. Januar 1787 mit Joh. Friedr. Schönemann.
4) Jac. Friedr. Gontard; geb. den 18. Juli 1764, vermählt
   a) den 18. Juni 1786 mit Susanna Borkenstein aus Hamburg;
   b) den 15. September 1806 mit Ant. Rahel von Firnhaber v. Eberstein, Wittwe, geb. Jordis;
   c) im Jahre 1816 mit Wittwe Carl Thurneisen, geb. d'Orville.
5) Margaretha Gontard, geb. den 30. October 1769.

Schon aus dem kräftigen Aufblühen nur dieses einen Stammes ersehen wir, in welcher raschen Zunahme sich die Familie Gontard bereits in dieser zweiten Generation ausbreitete, deren Stammbaum nun schon anfing, ähnlich den Quellen des historischen Atlasses von Lesage, jene Strömungen zu bilden, in welchen sich dort die Völker über die Erde und hier die Gontards über das Weichbild Frankfurts ergossen.

Von allen ihren Verzweigungen indessen ist, wie ich glaube, doch nur die in der obigen Abstammung sich gebildete vorzugsweise als diejenige zu betrachten, in deren häuslichem und Comptoirleben sich, während seines Verlaufs, auch noch eine gewisse Romantik oder minde-

stens ein Wechsel von Licht und Schatten, Regen und Sonnenschein u. s. w. wahrnehmbar machte, ohne welche eine in Einförmigkeit dahinschleichende Lebensdauer ermüdend werden und ihr Seelenwachsthum in sich selbst verkümmern muß.

Der ebenerwähnten Abzweigung dagegen fehlte es keinesweges an solchen Charakteren, denen eine gewandte Feder im Genre der häuslichen Gemälde nicht eine ganz interessante Rolle in irgend einer Novelle dieser Gattung hätte anweisen können, ohne dabei den Originalen allzu untreu zu werden. Auch war es gerade diejenige, in deren Dasein sich jene bereits angedeuteten Ereignisse verknüpften, über welche die aus meinem Archiv geschöpften späteren Mittheilungen, die ich zur Ueberlieferung vollkommen geeignet erachte, nicht ohne historisches Interesse sein werden.

Wenn nun aber eben diese Mittheilungen wesentlich dazu beitragen werden, der mercantilischen Reputation des Gontard'schen Namens auch noch die Glorie eines interessanten Einflusses auf die Erlebnisse gefeierter Persönlichkeiten hinzuzufügen, so ist wohl um so weniger eine Mißdeutung zu befürchten, wenn die hier folgenden biographischen Skizzen der Abkömmlinge dieses Zweiges auch die Saiten nicht unberührt lassen, die einst eine Dissonanz in ihre Lebensharmonieen brachten. — Ohne solche würde überdem das sich stets Gleichbleibende eines ungetrübten Daseins alles Colorits entbehren und der Mühe nicht lohnen, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Von den beiden Portraits, welche von Herrn Daniel Andreas Gontard und seiner Gemahlin, als den Großältern meiner sel. Frau, auf mich übergegangen sind, zeigt das den Stammhalter darstellende gerade nichts Besonderes, was auf eine höhere Geistesbildung als derjenigen schließen ließe, welche sich von einem ehrenwerthen Geschäftsmanne mit Fug und Recht erwarten läßt. Es entspricht dieselbe auch vollkommen den Andeutungen, welche in dem ihm gewidmeten Hochzeitsgedichte ihren Ausdruck finden, nur daß der unverkennbare Gontard'sche Typus darin bereits mit dem Zuge von Kränklichkeit gepaart ist, die auch seinem Dasein ein frühes Ende bereitete; denn er erreichte daßelbe bereits im vierundfünfzigsten Jahre.

Anders verhält es sich mit dem Bilde seiner Gemahlin, der Frau Gontard, das, obgleich erst in einem schon vorgerückten Alter gemalt, offenbar noch die Spuren der glänzenden Schönheit an sich trägt, womit Fräulein Susanna Maria d'Orville einst mit siebzehn Jahren in den Stand der heiligen Ehe trat. Aber wenn eben diese körperlichen Vorzüge wohl schon frühzeitig die kleinen, mädchenhaften Prätensionen geweckt haben mögen, mit welchen das Bewußtsein einer schönen Larve gewöhnlich in die Welt zu treten pflegt, so sind dieselben hier in diesem Bilde bereits sichtlich schon in jene Eigenheiten des Charakters übergegangen, die bei einer den Lebensprüfungen nicht fremd gebliebenen Frau mit den Jahren und den Erfahrungen gewöhnlich gradatim zuzunehmen pflegen.

Unter diesem hochfrisirten und gepuderten Toupet ist offenbar schon die Grazie des weiblichen Geistes mit den Widerwärtigkeiten der Außenwelt in Conflicte gerathen, die, wenn sie sich zu oft wiederholen, die erstere durch einen trüben Niederschlag mehr und mehr unkenntlich machen. Der stechende Blick zeugt davon, daß die Seele in dem unbedingten Vertrauen auf die Unwandelbarkeit des Glückes und der Zufriedenheit bereits irre geworden, und die schmalen, auf einander liegenden Lippen beweisen, daß eben dieses Vertrauen schon einem gewissen Grade von Härte Platz gemacht habe, der auch Andern diese Wandelbarkeit zuweilen fühlen machte. Solche Charaktere fangen dann an, ihren Gleichmuth zu verlieren und ihr angebornes Wohlwollen nur noch stoßweise und je nach den Umständen zu äußern. Wir werden diese Beobachtungen später hie und da bestätigt finden.

Unter den Brüdern des Herrn Daniel Andreas scheint der jüngste, Johann Heinrich Gontard, den meisten Einfluß auf seinen ältesten Bruder geübt zu haben. Er war vor Allen als das leitende Element zu betrachten, und von ihm rühren selbst die testamentarischen Dispositionen her, die Letzterer noch auf dem Sterbebette unterzeichnete. Dieselben überließen der Wittwe zwar die Nutznießung des größten Theils des ansehnlichen Vermögens, trafen jedoch zugleich auch solche Bestimmungen, wodurch der weitere Aufschwung des Bankgeschäfts, wobei auch Herr Johann Heinrich betheiligt

war, weder alterirt noch der sofortige Eintritt der beiden Söhne des Verstorbenen in dasselbe behindert werden konnte.

Herr Joh. Heinr. Gontard stand mit Recht in dem Rufe eines fähigen Kopfes und tüchtigen Geschäftsmannes. Die Familien-Médisance sagte von ihm mit Beziehung auf seinen gekrümmten Rücken, daß er ein Juwelenkästchen mit sich herumtrage, und sie hatte insofern Recht, als die Natur gewöhnlich dergleichen Mißgestaltungen durch Geistesvorzüge auszugleichen pflegt, die allerdings oft als Juwelen zu betrachten sind. Auch hinderte ihn das nicht, seine Bewerbungen kühn an die Schönsten in den ihm näher stehenden Kreisen zu richten, und Anfangs hoffte er selbst die schöne Susanna Maria heimführen zu können. Als sich diese jedoch für seinen Bruder Daniel Andreas entschied, wurde er der Schwager seines Bruders Alexander Gontard, und vermählte sich im 31sten Jahre mit Henriette du Bosc. — Jene verschmähte Bewerbung soll übrigens in seinem Herzen eine bittere Stimmung gegen den Gegenstand seiner früheren Neigung zurückgelassen haben, die sich bis zu dessen Tode geltend gemacht, worüber mir jedoch Näheres unbekannt geblieben; gewiß aber ist es, daß er der Stammvater eines sich im großen Ansehen erhaltenen Zweiges wurde, auf den sich Witz und Energie des Ahnen in anerkennungswerthester Weise fortgeerbt zu haben scheint, denn sein Sohn starb als k. k. österreichischer Obrist-Lieutenant, in der Familie ebenso durch seine schalkhafte Laune beliebt wie gefürchtet, und sein Enkel Fritz Gontard fiel 1849 in Leipzig bei einem Barrikadenkampfe, als muthvoller Vertheidiger des Gesetzes und der Ordnung. —

Wir gehen nun sofort zur zweiten Generation der Daniel Andreas'schen Linie über, und finden darin, als ältestes Glied derselben, die uns bereits oben, als erste Erbin des Puppenhauses, bekannt gewordene Frau Johanna Helena als Gemahlin des Herrn Jacob Wilh. Manskopf. Wenn die gute Tante auch noch eine Ahnung davon haben könnte, daß ich im Begriff bin, hier ihre friedliche Erdenruhe durch einige biographische Notizen über sie zu stören, so bin ich dennoch überzeugt, daß sie mir desfalls nicht grollen würde. Im Gegentheil, sie würde es mir sicher nicht vergeben können, wenn ich es

hier zu wiederholen unterließe, daß sie einst zu den glänzendsten Schönheiten unserer Stadt zählte. Aber auch ihr Gatte, Herr Manskopf, theilte diesen Vorzug in einer Weise mit ihr, die Beide als eines der schönsten Ehepaare in den Kreisen der damaligen Gesellschaft erscheinen ließen.

Waren nun auch gerade damit nicht eben so glänzende Geistesvorzüge gepaart, so ist es doch gewiß, daß der Frau Helena jene eigenthümliche Frankfurter Naivität gar nicht so übel stand, der man, besonders aus einem schönen Munde, nicht selten mit mehr Interesse zuhört, wie der Halbheit blaustrümpflicher Phrasen, die meist aller Originalität entbehren. Dabei war ihre aufopferungsfähige Gemüthsart über alles Lob erhaben, sowie dagegen an ihrem Gatten eine Gewissenhaftigkeit zu rühmen ist, die sich eher dem Verderben preisgegeben hätte, als sich mit moderner Leichtfertigkeit aus irgend einer Affaire zu ziehen, wobei die erstere hätte zum Schweigen gebracht werden müssen. Beide ehrenwerthe Eigenschaften bewähren sich besonders bei einer Veranlassung, über welche mein Archiv viele interessante Documente bewahrt, und wenn ich den Inhalt derselben hier kurz zusammenstelle, so geschieht es, weil sich ohne Zweifel wohl ein Hauptmoment des ehelichen Lebens dieses Ehepaars darin schildert, der zugleich auch einige interessante Streiflichter über noch andere Glieder dieses Familienzweiges verbreitet und somit als eine Art Einleitung in die näheren Verhältnisse desselben dienen mag.

Herr Manskopf war nämlich mit seinen Brüdern associrt. In dieser Wirksamkeit hatte sich ihm eine Veranlassung dargeboten, in Lothringen Geschäfte, wahrscheinlich auf eigene Verantwortung hin, einzuleiten, die jedoch bei den damaligen unruhigen Zeiten (1792) eine gefahrdrohende Wendung zu nehmen schienen. Von der Besorgniß erfüllt, seine Brüder in Verluste zu bringen, faßte er den Entschluß, ohne Vorwissen derselben rasch an Ort und Stelle zu eilen, um denselben wo möglich durch ein Arrangement in Zeiten vorzubeugen. In der Hoffnung, schnell zurückkehren zu können, vielleicht aber auch durch die Befürchtung getrieben, sein Vorhaben, die Sache allein wieder gut zu machen, nicht ausführen zu können, wenn er sich gegen Jemand darüber aussprechen

würde, hatte er die Reise selbst seiner Frau verschwiegen und war somit plötzlich verschwunden, ohne daß Jemand die Ursache davon anzugeben wußte. An dem Ort seiner Bestimmung angekommen, fand er jedoch zu seinem Schrecken, daß er es mit Leuten zu thun hatte, die von den Umständen zu profitiren versuchten und denen seine gerade, ehrliche Denkweise sich nicht gewachsen fühlte. Ein tiefer Schmerz bemächtigte sich seiner im Gefühle der Unmöglichkeit, der Sache die gewünschte Wendung geben zu können. Er wollte Allem entfliehen, um in verborgener Einsamkeit seine Unvorsichtigkeit zu büßen, und so war er wieder abgereist, ohne irgend eine Nachricht zu hinterlassen, wohin. Hier war inzwischen seine Familie, ja selbst die halbe Stadt über dieses plötzliche Verschwinden eines so allgemein geachteten und bekannten Mannes in einen wahren Allarm gerathen. Nur seine schöne Frau verlor den Kopf nicht. Ohne sich lange zu besinnen, unternahm sie mit ihrem dreizehnjährigen Knaben die Wiederauffindung ihres Mannes und gelangte so nach Straßburg, wo sie in dem, durch ihren Schwager Schönemann mit ihr verwandt gewordenen v. Türkheim'schen Hause die herzlichste Aufnahme und die bereitwilligste Unterstützung ihres Vorhabens fand.

Ein vertrauter Gehülfe aus dem Comptoir jenes Hauses wurde ihr als Beschützer beigegeben, unter dessen Beistand die Spur des entflohenen Gemahls bald aufgefunden war. Wo sie jedoch hinkamen, war er bereits schon wieder fort, und so gelangte sie in rastloser Eile bis zum Meeresstrande, nicht ohne Besorgniß, daß sich der Flüchtling wohl schon eingeschifft haben möchte. In Calais jedoch, wo sie eben in den Hof eines Hotels einfuhren, sprang die junge Frau plötzlich mit einem Schrei freudigster Ueberraschung aus dem Wagen und eilte einer offenstehenden Remise zu, in welcher ihr Späherblick die Calesche ihres Mannes entdeckt hatte. Da ist er! rief sie frohlockend, da ist sein Wagen und er selbst also auch sicher in der Nähe! — Und so war es auch; bald löste sich den Umstehenden, die ihre Verwunderung über das aufgeregte Benehmen der eben Angekommenen nicht bergen konnten, das Räthsel damit, daß die glücklich hier sich wiederfindenden Gatten einander in den Armen lagen.

Mit dem Wiedersehen von Frau und Kind begann der Trübsinn des Herrn Manskopf alsbald zu weichen; es wurde wieder Tag in dem niedergedrückten Gemüthe, und die wiedergewonnene Zuversicht zu sich selbst spricht sich in einem vor mir liegenden Briefe an meinen Schwiegervater, reflektirend über das Beklagenswerthe in der menschlichen Organisation aus, die uns nur zu leicht den allzuheftigen Gemüthsaffekten preisgibt. Was während der von Besorgnissen überwältigten ruhigen Ueberlegung wie ein unübersteiglicher Berg auf ihm gelastet, das, sagt er in seinem Briefe, erscheine ihm jetzt bei wiedergewonnener Ruhe und Besonnenheit nur als ein wohl noch zu überwindendes Hinderniß, und er kehre mit der Ueberzeugung zurück, daß sich Alles ordnen und wieder in sein gehöriges Gleichgewicht bringen lassen werde.

Die interessante Correspondenz, welche mein Archiv über diese Begebenheit bewahrt, ist in hohem Grade charakteristisch für die dabei betheiligten Personen. Vor Allen ist es die Schwiegermutter des Flüchtlings, Frau Susanna Maria, welche dabei etwas näher in den Vordergrund tritt. Ich erwähnte schon oben jenes Zuges in ihrem Bilde, welcher auf die gestörte Zuversicht schließen lasse, daß Alles nach ihrem Sinne sich gestalten müsse, und die hier eben geschilderten Widerwärtigkeiten scheinen mit zu den ersten Veranlassungen gehört zu haben, sie von dem Gegentheile zu überzeugen.

Zwei Briefe, die sich darüber von ihr vorfinden, deuten auf der einen Seite ebenso bezeichnend auf die über sie gekommene völlige Entmuthigung, wie sie auf der anderen zu Gunsten ihres Herzens zeugen. Es ist rührend, wie sie sich bei ihrer jüngsten Tochter, Marie Schönemann, über diese Ereignisse äußert, von denen sie sich noch in ihrem 57sten Lebensjahre so ganz unerwartet ereilt sieht. Sie klagt, wie sie sich, durch die vielen sie marternden Gedanken über die Ungewißheit, in welcher sie über das Schicksal ihres Tochtermannes schwebe, so ganz zerschlagen fühle; wie sie indessen den Entschluß ihrer Helene nur billigen könne, und eine treue Pflichterfüllung darin erkenne, für die Wiederauffindung ihres Mannes Alles zu wagen. Sie könne es der Türkheim'schen Familie nicht genug danken, daß sie dieselbe so liebevoll aufgenommen und so viel zu ihrem Schutze gethan,

dessen sie auf ihrer Reise durch das revolutionirte Frankreich gewiß so bedürftig sein würde. Wie denn nun ein Unglück selten allein zu kommen pflege, so habe der Himmel eine weitere Prüfung noch dadurch über sie verhängt, daß ihre junge und schöne Schwiegertochter Frau Gontard-Borkenstein plötzlich an einer Lungenentzündung erkrankt und ihre jüngste Tochter Gredel durch unvorsichtiges Anlegen von Blutegeln einer Verblutung nahe gewesen. — „O, was ist die Religion doch für eine herrliche Sache!“ schließt nun die sich so unverhofft geprüft findende Seele; „mit dieser können wir Alles ertragen. — Gott wird uns doch noch einige Tage weiter forthelfen, bis wir endlich wissen, wie es ist; Geduld und Ergebung in seinen Willen bleibt uns allein übrig, und so hart uns unser Schicksal öfters vorkommt, so wendet es unser aller Regierer doch zu unserem Besten,“ — und darin spricht sich ebenso deutlich ihre seitherige Unbekanntschaft mit den Wechselfällen des Lebens aus, wie auf der andern Seite die ächte Weiblichkeit alsbald den rechten Stab zu finden weiß, auf den sich eine solche zu stützen hat. —

In nicht minder charakteristischer Weise verbreitet sich eine zweite Reihe von Briefen des ältesten Sohnes der Familie, Franz Gontard, über diese Angelegenheit. Sie sind meist französisch abgefaßt, und schon die überaus gleichmäßige, zwar hübsche, aber ganz eigenthümliche Handschrift, läßt auf den Charakter des Schreibers schließen. Die Buchstaben sind einer wie der andere an einander gereiht, und ihre zierlichen Formen verrathen ebensowohl eine, zwar nach Veredlung strebende, aber auch bereits in allen ihren Eigenheiten erstarrte Consequenz, die sich denn auch durch den Inhalt der verschiedenen Briefe in vielen Beziehungen offenbart. Herr Franz sieht in dem Vorfall weniger ein, warme Theilnahme für seinen Schwager und seine Schwester erweckendes Ereigniß, als vielmehr eine Calamität für die Familie, und sein sonst gutes Herz kommt in Conflict mit dem verletzten Stolz derselben. Er sucht vergebens nach dem eigentlichen Grund des ihm räthselhaften Benehmens seines Schwagers, worüber er seine Gedanken mit einem „enfin! j'y pers mon latin!“ resumirt. Sein Unmuth wächst mit den Basereien, die sich inzwischen über den eklatanten Fall erhoben, dessen eigentliche

Ursache man bereits anfing, in der Eifersucht des Gatten zu suchen, weil man sie sich sonst nicht zu enträthseln wußte. „Les gens oisifs," schreibt er, „continuent à former des conjectures sur le départ de Manskopf et moi je souffre de voir sujètes à de tels propos des personnes qui me regardent de près," — und da die Nachforschungen seiner Schwester noch immer ohne Resultat blieben, geht sein Unmuth in eine wahrhafte gedrückte Gemüthsstimmung über, die sich in der Phrase ausspricht: „les embarras et les chagrins me tombent coup sur coup et de cette manière l'on se lasserai d'exister, sans les douceurs de la vie domestique," durch welchen letzteren Zusatz wieder die sanftere Regung eines sich in seiner Häuslichkeit glücklich fühlenden Herzens spricht. Endlich kommt die Erlösung, und auf die ihm von meinem Schwiegervater ertheilte Nachricht von der gelungenen Wiederauffindung des Flüchtlings erwidert er in aller Eile: „Je n'ai qu'un instant, mon cher ami, pour te remercier du contenu de tes dernières lettres; je suis enchanté de savoir Manskopf avec sa femme! pourvu qu'il n'ait pas de rechute," setzte er jedoch in der Herzensangst hinzu, daß er nochmals entfliehen möchte, welche Befürchtung jedoch durch die bald erfolgte Ankunft des Paares beseitigt wurde.

Noch eine andere interessante Persönlichkeit tritt bei dieser Correspondenz in Scene, nämlich Frau v. Türkheim in Straßburg (Lilli), die ihrem Bruder Schönemann von der Ankunft der Frau Manskopf Nachricht gibt. Auch sie schreibt französisch, was sich durch ihren Aufenthalt in Frankreich erklärt, und gebe ich aus diesem ersten ihrer, auch in anderer Beziehung äußerst interessanten Briefe nur die auf die obige Angelegenheit bezüglichen Stellen, die sie einstweilen in ihren sich vielseitig äußernden trefflichen Eigenschaften hier einführen mögen, bis mir die Gelegenheit geboten wird, später ein Mehreres über sie zu berichten. Sie schreibt:

Je ne saurais vous exprimer mon étonnement et ma frayeur à l'arrivée de Mad. Manskopf; nous avions quelques messieurs à diner et étions à peine levés de table, lorsqu'on m'annonça une dame qui demandait à me parler; je sors et vois une dame (que je

ne reconnaissais plus) s'élancer dans mes bras, m'inondant de larmes et me tendant une lettre, en me disant: Tenez! — lisez — votre frère! — Je fus tellement interdite, que je ne pus plus me tenir sur mes jambes, et ma première idée fut de vous croire dangereusement malade. Je fus heureusement guérie de cette alarme en voyant que la lettre était de votre main, et vis bientôt par son contenu quel était le but du voyage de votre belle-soeur; mais la frayeur ne m'a pas moins rendue malade pour huit jours.

La lettre de mon mari vous aura sans doute instruit du chagrin que cette pauvre femme a éprouvé à son arrivée à Nancy et de sa résolution d'aller jusqu'à Calais. Je ne reviens pas de mon étonnement et de ma surprise et ne peux rien comprendre au projet extravagant de son mari. Qu'un sort heureux la rapproche de lui! Veuille le bon Dieu exaucer ses prières et calmer nos inquiétudes! Je crains, comme vous, mon cher, l'influence du chagrin sur sa santé et ai pris, quant à moi, toutes les précautions possibles. Connaissant la confiance de votre belle-mère pour le docteur Spielmann, je l'ai prié d'indiquer à la pauvre voyageuse le régime qu'elle doit suivre; nous l'avons pourvue de sirops, tablettes et de tout ce que nous avons cru pouvoir lui être utile. Je suis enchantée d'avoir pu lui être de quelque secours, et je vous prie d'assurer Madame Gontard du plaisir que nous avons eu de pouvoir lui être agréable. Je la remercie bien tendrement de l'offre obligeante qu'elle veut bien me faire; j'y suis sensible et reconnaissante; mais ma résolution de ne pas quitter ma belle-mère est ferme et inébranlable et ne me permet pas de calculer le plaisir que je pourrais avoir de revoir mes anciens amis; d'ailleurs l'idée d'abandonner Turkheim dans un moment où il est accablé d'affaires et de fatigues ne s'accorde pas avec l'attachement et la reconnaissance que je lui dois; il est doublement occupé depuis que les tristes nouvelles de Paris obligent ces Messieurs d'être toute la journée en écharpe etc. etc.

Schon diese wenigen Zeilen reichen hin, die weiblichen Tugenden zu constatiren, die dem Charakter einer gebildeten Frau zur

Zierde gereichen. Es spricht sich darin eben so lebendig das theilnehmende Gemüth für die Bedrängnisse Anderer, wie die zärtlichste Besorgniß für den ihr näher stehenden Bruder aus. Es macht ihr Freude, eine Gelegenheit zu haben, der Schwiegermutter desselben, Frau Gontard, die sie zu einem Besuche in die Heimath einladet, etwas Angenehmes erzeigen zu können, aber sie resignirt auf das Vergnügen, ihre Vaterstadt und ihre Freunde wiederzusehen, aus zartem Pflichtgefühl gegen die kranke Mutter ihres Mannes sowohl, wie aus besorglichen Rücksichten gegen den Letzteren, an welchen sie sich ebensosehr aus Liebe wie aus Dankbarkeit gefesselt sieht. — Es bedarf nichts weiter, um in der hier gegebenen Silhouette dieser interessanten Frau die Vorzüge einer vollendeten Weiblichkeit erkennbar anzudeuten, und wollte ich den übrigen Inhalt des Briefes hier noch hinzufügen, so würden die darin enthaltenen Ansichten über die damaligen so merkwürdigen Ereignisse der heftigsten Revolutionsperiode, ihren gereiften Geist und ihr treffendes Urtheil über den tiefen Ernst dieser Momente in ein nicht minder glänzendes Licht stellen.

Hiermit beschließt mein Archiv seine Notizen über das Manskopf'sche Ehepaar, das nach glücklich erfolgter Wiedervereinigung ohne Zweifel wieder in das ruhigere Fahrwasser eines nicht mehr getrübten Ehestandes gelangte, bis der Tod des Gatten ihrer gemeinschaftlichen Fahrt ein Ziel setzte. Als ich später Frau Manskopf kennen lernte, war sie bereits eine zu den verblühten Schönheiten zählende Wittwe, die jedoch durch ihre Originalitäten das Interesse für sich immer wach zu erhalten wußte. Sie hielt stets noch viel auf Toilette und besonders auf den Schmuck von Blumen, die in künstlicher Nachbildung selten ihrem Anzug fehlten. Mir gab dies einst Anlaß zu einem ergötzlichen qui pro quo. Sie hatte nämlich im Theater ihren Platz neben der fürstlichen Loge, und der Fürst, der Gefallen an ihrem ächt Frankfurter Wesen finden mochte, unterhielt sich zuweilen mit ihr. Er pflegte gewöhnlich in der Loge zu stehen und beugte sich dann zu seiner Nachbarin, deren blumenbekränztes Haupt ihre übrige Figur bei weitem dominirte. Ein kurzsichtiger Fremder neben mir im Parterre hielt dasselbe für ein dem Fürsten hingestelltes Bouquet, an dessen Geruch sich der hohe Herr von

Zeit zu Zeit erfrische. Er frug mich daher allen Ernstes, warum man die Loge so unsimetrisch nur mit einer Blumenvase versehen und nicht auf die andere Seite eine gleiche gestellt habe, und war sehr überrascht, als ich ihm das Räthsel löste, und sich ihm nun erst der Frauenkopf in seiner nachgeholfenen Wangenfrische allmälig aus dem Blumenwalde erkennbar entwickelte. —

Wenden wir uns jetzt zu dem nächstfolgenden Sprossen, nämlich zum ältesten Sohne dieses Zweiges, Herrn Franz Gontard, den ich bereits oben durch einige charakterisirende Andeutungen einführte.

Es kommen uns Physiognomien im Leben vor, die für den Maler, und wäre er auch nur ein Dilettant, etwas Unwiderstehliches an sich tragen, sie auf die Leinwand zu firiren. Nicht gerade, weil sie vorzugsweise seinen Idealen angehören, sondern vielmehr, weil sich irgend ein Charakter scharf darin ausprägt, der, selbst als ein bizarrer, das physiognomische Interesse oft weit mehr fesselt, wie jene, wenn auch regelmäßigeren Züge eines gewöhnlichen Menschenantlitzes.

So ist es mir auch mit Herrn Franz Gontard gegangen. Ich würde eine sehr interessante Aufgabe darin finden, die in dieser so eigenthümlichen Persönlichkeit sich darbietenden Motive zu einem charakteristischen Lebensbilde zusammenzustellen, wenn mir ein ausreichendes Material dazu zu Gebote stände; leider aber bietet mir mein kleines Archiv nur wenige hervorstechende Züge aus seinem Leben dar, welche ich benutzen könnte, der hier folgenden Skizze eine erkennbarere Aehnlichkeit zu verleihen. Mit deren Auffassung bin ich jedoch weit entfernt, sie nur in den Umrissen jener äußeren Erscheinung hervortreten zu lassen, wie sich dieselbe vielleicht bei Manchem, der sie noch persönlich gekannt, mit allen ihren abstoßenden Eigenheiten umgeben, im Gedächtniß erhalten hat. Im Gegentheil wünsche ich eben durch die Mittheilung der Erlebnisse, welche besonderen Einfluß auf seine Charakterbildung geübt, manchen der schroffen Züge zu mildern, die den Ausdruck eines trefflichen Herzens in seinem Bilde beeinträchtigen könnten.

Unter der Leitung seines Onkels Henri herangewachsen, scheint Herr Franz schon frühzeitig als dereinstiger Dirigent des Hauses Jakob Friedrich Gontard und Söhne betrachtet und deßhalb in der Familie

mit einer besonderen Vorliebe behandelt worden zu sein. Dieses frühzeitige sich bewußt werden, daß ihm vorzugsweise die Wahrung der merkantilischen Ehre eines so bedeutenden Bankgeschäfts vertraut sein werde, mochte auf der einen Seite allerdings viel dazu beitragen, seine ihm angeborne Solidität und ein damit verbundenes strenges Rechtsgefühl in hohem Grade zu steigern; auf der anderen Seite jedoch legte es auch wohl den ersten Grund zu den mancherlei pedantischen Eigenheiten, die ihn durch sein ganzes Privat- und Geschäftsleben begleitet, ja es wurde ohne Zweifel mit zur Veranlassung jenes ihm so bedrohlichen Ereignisses, auf welches ich zurückkommen werde, und das vor Allem zu der eigenthümlichen Richtung beigetragen, von der seine Denk- und Handelsweise bis an sein Ende beherrscht wurde. So viel Barockes indessen auch in seinem Aeußerlichen liegen mochte, so beeinträchtigte das doch keineswegs die Achtung, die Jedermann seiner anerkannten Rechtlichkeit zollte. Sie sicherte ihm ebensowohl die aufrichtige Zuneigung und Ergebenheit der ihm Näherstehenden, ohne daß er gerade durch besondere Zuvorkommenheit danach strebte, wie sie ihm den Respekt und den Gehorsam seiner Untergebenen erhielt, ohne daß er es nöthig hatte, sie sich durch Aeußerungen der Strenge zu erzwingen.

Ueber die früheren Lebensverhältnisse des Herrn Franz enthält mein Archiv nichts Erwähnenswerthes, da derselbe erst da in dessen Bereich tritt, wo er als mit meinem Schwiegervater verschwägert, darin erscheint. Die erste ihn betreffende Notiz ist indessen sehr erfreulicher Natur, denn sie bezieht sich auf seine Vermählung mit Jungfer Barbara Friederike Wichelhausen, welche am 1. Februar 1785 vollzogen wurde. Das darüber vorhandene Document ist ein ganz hübsches Hochzeitsgedicht, welches ein „ergebenster Freund“ des Bräutigams in Augsburg verfaßt und das ich als ein ziemlich lebensfrisches Product eines zur Fahne Mercurs übergegangenen Musensohnes hier folgen lasse:

* * *

Frohes Mitgefühl

bey der

Gontard und Wichelhaußischen

Verbindung

geäußert von einem ergebensten Freund

des Herrn Bräutigams.

Augsburg, gedruckt 1785.



O Muse, fliehe mich nicht;
Ich flehe in ängstlicher Stellung
Um deinen Einfluß in meinem Gesang.
Die Pflicht erheischet mein Lied,
Die Pflicht der danckbaren Freundschaft,
Laß dich erbitten und fliehe mich nicht.

Zwar hab ich (kränkend für mich)
Dich Göttliche von mir verscheuchet,
Den Weihrauch andern Göttern gebracht,
Dem Gott des Handels. Doch nun
Da sich mein **Gontard** heut trauet,
Heut schwör ich neue Verehrung Dir zu.

Schon fühl ich, würdiger Freund,
Ich hab' nicht vergebens geflehet.
Es drängen Gedancken Gedancken, und Sie
Nur von der Wahrheit gerührt,
Wägen nicht Silben und Worte,
Redliche Meynung ist Ihnen genug.

Entzückend war mir die Post
Im Briefe des jüngeren **Freundes**
Der unvermuthet aus Frankfurt mir kam;
„Mein Bruder“ so lautete sie,
„Ist müd alleine zu leben,
„Hat sich ein herrliches Weibchen gewählt.“

Gewählt — so dachte ich dann
Und rief mir den Namen der Holden
In mein Gedächtniß mit allem zurück,
Wie ich sie kandte. Glück zu!
Die Vorsicht seegne Ihr Wählen
Seegne's auf immer und thue Euch wohl.

Trennen zwar Meilen uns jetzt
Und gönnet mir meine Entfernung
Den nähern Antheil am Feste gleich nicht,
Das Ihre Liebe heut krönt
Das Ihre Lieben entzücket,
Bin ich nicht minder im Geiste Ihr Gast.

Ihr Gast, und leere das Glas
Aufs Wohlseyn der **glücklich Gepaarten!**
Das Glas mit Nektar vom Rheine gefüllt:
Wie der nach Schwaben wohl kommt?
Ich denck, Sie könnten noch fragen!
Ihr beßter Onkel sagts **Ihnen** gewiß.

Wo nicht, so sag ichs wohl selbst —
Doch noch ein Wort im Vertrauen
Vom Zweck der Ehe, von Kindern. Nicht wahr,
Freund, Sie vergessen ihn nicht?
Ich sprech aus eigner Erfahrung
Freu' mich im Voraus des künftigen Sohns.



Vieles in diesen Versen Enthaltene ist dem damaligen jungen Bräutigam auch in Erfüllung gegangen; er hatte glücklich gewählt, denn eine liebevollere, duldsamere Lebensgefährtin wie Frau Barbara Friederica hätte er nicht finden können, und ohne eine solche, ihn stets mit treuester Sorge überwachende Stütze, würde er gewiß an so mancher Anfechtung, mit der er auf seinem Lebenswege zu kämpfen hatte, weit schwerer haben tragen müssen.

Auch haben wir bereits oben durch eine Aeußerung von ihm selbst erfahren, daß er sich in seiner Häuslichkeit glücklich fühlte, die sich denn auch alsbald durch zwei wohlgebildete Söhne und eine nicht minder schöne Tochter eines Zuwachses erfreuen konnte, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte.

So verflossen eilf Jahre, deren Verlauf dem Herrn Franz wohl wenig Veranlassung gegeben haben mochten, Betrachtungen über die Wandelbarkeit des Erdenglückes anzustellen und damit ihn zu der Demuth zu stimmen, die man im Glücke grade am wenigsten aus den Augen setzen soll.

Da aber begann plötzlich auch für ihn eine Prüfungszeit, die um so viel härter an ihn herantrat, je weniger er es seither gelernt hatte, seinen Willen den Aufgaben unterzuordnen, die oftmals ganz unerwartet und in unerbittlichster Weise an uns gestellt werden.

Männer, die sich ihren Geschäften mit zu angestrengtem Eifer hingeben, werden in den Uebergangsperioden des männlichen Alters nicht selten von Gemüthsaffectionen befallen, die sorglich beachtet zu werden verdienen, wenn sich dabei der Ideengang des Erkrankten allzusehr den Neigungen unterordnet, die seiner Gemüthsart zum Grunde liegen. Eine derartige Störung hatte sich auch bei Herrn Franz Gontard eingestellt und nach und nach einen Grad erreicht, der in der Familie zu den ernstlichsten Besorgnissen Anlaß gab.

Eine durchgreifende Kur erschien dringend nöthig, und da die Aerzte den Gebrauch des damals viel besuchten Pyrmonter Bades anriethen, so wurde (im Juni 1794) beschlossen, den Patienten zu bewegen, dort seine Wiederherstellung zu versuchen.

Wenn ich hier ein Familienereigniß erwähne, welches, zu den intimeren zählend, eine schonende Berücksichtigung vielleicht lieber ganz unberührt gesehen hätte, so wird meine dabei nicht zu verkennende Absicht doch jeden Schein einer Indiscretion leicht beseitigen. Der Nachhall dieser Seelenverstimmung hat zu entschieden den Ton in der späteren Lebensharmonie des Patienten angegeben, als daß der Versuch, die Mißklänge darin zu erklären, nicht gerechtfertigt erscheinen sollte. Außerdem aber bietet mir mein Archiv in einer ziemlich umfangreichen Correspondenz über dieses Begebniß ein so interessantes Material zur Benutzung, daß ich es wirklich beklage, nur einen flüchtigen Auszug davon geben zu können, denn es ließe sich in der That ein sehr verwendbarer Stoff zu einer jener Familiennovellen daraus entnehmen, die den Leser vorzugsweise durch die Wahrheit der darin gezeichneten Charaktere zu fesseln wissen. Sitten und Denkweise jener Zeit spielen eine so natürliche Rolle darin, daß sie mit den Capricen und Unbeholfenheiten der darin Agirenden und den dadurch herbeigeführten Verwicklungen als ganz interessante Motive zu benutzen sein würden.

Eigenwille und Selbstüberschätzung, die sich in Folge überwiegenden Bewußtseins streng rechtlicher Grundsätze bei Herrn Franz mehr und mehr gesteigert, traten vor Allem in den Momenten bei ihm in den Vordergrund, wo sein Geistesleben der Herrschaft der Vernunft entschlüpfte. Um so schwieriger wurde es, den Rathschlägen zu seiner Wiederherstellung Eingang zu verschaffen und ihn zu vermögen, sich, wenn auch nur auf einige Zeit, den Geschäften zu entziehen und seine Thätigkeit darin seinem jüngeren Bruder Jakob Friedrich allein zu überlassen.

Unter solchen Umständen war der Gattin des Patienten eine schwierige Aufgabe zugefallen, deren Lösung um so mehr Sanftmuth, Geduld und Herzensgüte in Anspruch nahm, je weniger man es damals schon verstand, sich dergleichen Calamitäten mit einer heroischen Wasserkur oder sonst durch dazu eingerichtete Institute sofort vom Halse zu schaffen. Frau Barbara Friederica besaß jedoch alle die weiblichen Tugenden im reichsten Maße, die stets um so glänzender hervor-

treten, je härter die Prüfungen sind, die ihnen auferlegt werden, und somit ertrug auch sie die ihrigen mit der lobenswerthesten Ergebung.

Unter allen andern, dem Patienten Nahestehenden war aber wohl Niemand, dem dessen betrübende Lage mehr zu Herzen ging, als seiner guten Mutter, der Frau Daniel Andreas Gontard. Kaum hatten sich die schmerzlichen Eindrücke bei ihr verwischt, welche die oben erwähnten Erlebnisse ihrer Tochter Helene auf sie gemacht, als sie ihr Familienglück aufs Neue und zwar in einer Weise bedroht sah, die um so beängstigender für sie war, da es sich um die geistige Existenz desjenigen ihrer Söhne handelte, den sie nach des Vaters Tode sich bereits gewöhnt hatte, als das Haupt der Familie zu betrachten, auf dem die Würde und das Ansehen des Hauses ruhte. Diese neue Prüfung, viel schmerzlicher als die kaum überstandenen, setzte ihre durch Erfahrungen eben noch nicht besonders gestählte Fassung auf eine harte Probe, und eine Reihe von Briefen an meinen Schwiegervater, die dessen Archiv bewahrt, geben Zeugniß, wie es ihrem bedrängten Herzen jetzt Bedürfniß geworden, sich an der Theilnahme derer zu erwärmen, von denen sie dieselbe früher und bei anderen Veranlassungen wohl nur als einen ihr schuldigen Tribut hingenommen hätte. Je fühlbarer es ihr wurde, wie wenig sie selbst zur Abwehr des Bedrohlichen dieses Ereignisses beizutragen vermochte, je mehr neigte sich ihr Streben der Ergebung in einen höheren Willen zu, und ihre Aeußerungen in diesem Sinne lassen es errathen, wie das bedrückte Mutterherz, allen weltlichen Prätensionen entsagend, auch jetzt wieder nur in der Religion die alleinige Stütze finden konnte, die ein weibliches Gemüth in solcher Trübsal aufrecht zu erhalten vermag, und damit erscheinen die Grundzüge ihres Charakters auch hier wieder im wohlthuendsten Lichte.

Anders verhielt es sich mit der Theilnahme des Bruders unseres Patienten, dem Herrn Jacob Friedrich Gontard, von dem sich eine nicht minder umfangreiche Correspondenz über dieses Ereigniß vorfindet, in welcher jedoch die brüderliche Liebe dem Andrange des Grundsatzes „les affaires avant tous“ weichen muß. Von den Besorgnissen für die Wiederherstellung des Kranken ist darin weniger, desto mehr

aber darüber die Rede, daß derselbe zu einem unbedachten Gebrauch seiner Unterschrift veranlaßt und das Handelshaus dadurch in große Verlegenheiten versetzt werden könnte. Der Briefsteller beschwört daher meinen Schwiegervater wiederholentlich, den Patienten, den er nach Pyrmont zu begleiten bittet, dort nicht aus den Augen zu lassen und Alles aufzubieten, um zu verhindern, daß der so gefürchtete Fall nicht einträte. Alles Uebrige sieht sich diesem drohenden Schreckbilde gegenüber, das sich jedoch glücklicherweise in ein gänzlich leeres auflösen sollte, in den Hintergrund gedrängt.

Mein guter Schwiegervater trat auch hier wieder, wie überhaupt bei allen Veranlassungen in der Familie, als das beschwichtigende Princip auf, das stets von derselben in Anspruch genommen wurde, wo es der klaren und ruhigen Einsicht bedurfte, um Calamitäten abzuleiten, die durch Geldmittel nicht zu beseitigen waren. Seine ihm eigenthümliche wohlwollende Gesinnung war überall bereit, zu helfen, so viel es in seinen Kräften stand und darum gab es auch fast kein Familienbedrängniß der Art, wovon ihm nicht ein Antheil aufgebürdet wurde. Auch dieses Mal war es ihm wieder beschieden, den kranken Schwager nach Pyrmont zu begleiten, dem zugleich dessen Gattin und Tochter, sowie auch seine Schwester, Frau Schönemann und Tochter dahin folgten, so daß sich derselbe des gewöhnten Familienkreises in keiner Weise entrückt sah, der damit zugleich die zärtlichste Sorge um ihn zu erkennen gab.

Das erste Auftreten des Herrn Franz in Pyrmont ließ übrigens nicht die geringste Ahnung über den eigentlichen Zweck seiner Anwesenheit aufkommen; das Auffallende darin sah sich theils durch das ihm überhaupt eigenthümliche Wesen, theils aber auch von dem so geachteten Namen gedeckt, dem seine Persönlichkeit angehörte. Man ließ der Firma manches hingehen, was sich sonst wohl bemerkbarer gemacht hätte, und man würde selbst eher seine Begleiter für geisteskrank gehalten haben, wenn sie bei einem Manne darauf hingedeutet hätten, der im Ganzen und besonders im öffentlichen Umgang so wenig Spuren davon an den Tag legte.

Der fortgesetzte Gebrauch des so aufregenden Pyrmonter Wassers indessen führte nach und nach doch Erscheinungen herbei, die seinen eigentlichen Seelenzustand stets sichtbarer hervortreten ließen und endlich ganz außer Zweifel setzten. Dieselben in den verschiedenen originellen Abstufungen zu schildern, wie sie die Berichte meines Schwiegervaters darüber erwähnen, würde hier zu weit führen; ich beschränke mich daher auch nur auf eine derselben, die vorzugsweise eine characteristische Seite darbietet.

Die socialen und gastfreundlichen Tugenden sind in der Gontard'schen Familie von jeher heimisch gewesen und waren demnach dem Herrn Franz auch hier gegenwärtig geblieben. Einer Anregung dazu nachgebend, hatte er beschlossen, den sämmtlichen Kurgästen ein heiteres Fest zu bereiten und durch Karten dazu einzuladen, die man jedoch in der Besorgniß nicht abgeben ließ, daß irgend etwas Compromittirendes daraus entstehen könnte. Damit hatte man indessen die Zubereitungen zu dem Feste nicht hindern können, die der Festgeber persönlich und in unverfänglichster Weise betrieben, und die bewiesen, daß derselbe noch keinen Augenblick aufgehört, sich aller gesellschaftlichen Convenienzen vollkommen bewußt zu bleiben. Er hatte sich eigends den Schloßgarten dazu erbeten, Musik, Erfrischungen und kalte Speisen dahin beordert und Alles so wohl angeordnet, daß der Schloßverwalter erst dann anfing an ihm irre zu werden, als derselbe die bereitstehenden Stühle wegbringen ließ und an deren Stelle eben so viele Heuhaufen beorderte, auf welchen die geladenen Damen Platz nehmen sollten. — Ohne Zweifel schwebte ihm dabei die Idee einer fête champêtre vor; dennoch bat er dringend, den Fröschen im nahen Teiche das unanständige Quaken zu untersagen, und war sehr entrüstet, sich von dem Ueberflüssigen dieses Verbots dadurch zu überzeugen, daß er Niemand von den geladenen Gästen erscheinen sah.

Unter solchen Umständen hielten es die Aerzte doch nicht für angemessen, seinen Aufenthalt im Bade zu verlängern und riethen nun selbst zur Heimkehr. Damit war jedoch der Patient, der inzwischen Geschmack am Badeleben gefunden, nicht einverstanden und man

mußte ihm eine plötzliche Erkrankung seiner Mutter vorspiegeln, um ihn zu bestimmen, den Rückweg anzutreten.

Die Familie empfing ihn mit größter Theilnahme, bei der sich jedoch jener ihr so eigenthümliche Characterzug wieder bemerkbar machte, der sich gerne den ihm unangenehmen Dingen dadurch entzieht, daß er nicht daran glaubt. So hielt man denn auch den Seelenzustand des Herrn Franz keineswegs für bedenklich mehr, und besonders ließ sich die Mutter durch dessen gemessenes Benehmen so täuschen, daß sie ihm zu Ehren ein großes Familienfest veranstaltete. Hier aber versammelte er die Gesellschaft mit der ernstlichen Versicherung um sich, daß er ein sehr bedeutendes mechanisches Kunstwerk acquirirt habe, zu dessen Mittheilung er bereit sei, wenn man ihn dagegen für die dafür gehabten Kosten einigermaßen entschädigen wolle. Dies wurde unter allgemeiner Spannung zugesagt und nun ließ er ein durch eine kleine Vorrichtung in Bewegung gesetztes Mäuschen über den Tisch laufen, wodurch man sich bald überzeugte, wie es mit seinem Ideengange beschaffen sei.

Die Familie trat nun auf's Neue in Berathung über die Behandlung des Kranken und entschied sich dahin, dieselbe dem bereits früher erwähnten Dr. Ehrmann zu vertrauen, der sich schon damals durch sein einfaches, aber consequentes Heilverfahren, einen wohlverdienten Ruf erworben. Derselbe erklärte sich auch dazu bereit, doch nur unter der Bedingung, daß ihm der Patient gänzlich überlassen und jeder directen Einwirkung der Familie entzogen werden müsse. Damit wurden nun freilich die von soviel theilnehmender Besorgniß erfüllten Herzen, der Gattin sowohl wie der Mutter, auf eine harte Probe gesetzt; da es sich jedoch um die Wiederherstellung eines ihnen so theuern Familienhauptes handelte, so fügte man sich, wohl in der Hoffnung, daß es doch nicht allzustreng damit gemeint sein würde. Der Bruder desselben, Herr Jacob Friedrich, stimmte dagegen dem Plane des Dr. Ehrmann um so bereitwilliger bei, da er durch eine gänzliche Isolirung des Patienten seine ihm noch immer vorschwebenden Besorgnisse, wegen möglichen Mißbrauchs der Unterschrift, sich um Vieles vermindern sah. Seinem Einflusse mochte es daher

wohl vorzugsweise zuzuschreiben sein, daß man sich, auf das Entgegenkommen des mit dem Hause Gontard befreundeten Amtmanns Zaunschliffer, für dessen Wohnort Dorheim entschied, der den verschiedenen dabei betheiligten Interessenten am entsprechendsten erschien. Nur hatte man die Capricen des Dr. Ehrmann dabei außer Berechnung gelassen, der seine Zwecke nicht selten in ganz eigenthümlicher Weise durchzusetzen pflegte, wenn seine einfachen Rathschläge nicht sofort Eingang fanden.

Bei dem so unbeugsamen Eigenwillen des Patienten, mußte die Versetzung desselben in dieses ihm bestimmte, außer der Nähe des Schwalheimer Brunnens, aller Romantik entbehrende Exil den Rücksichten der Familie eine sehr schwierige Aufgabe stellen. Man scheint sie auch fast für unmöglich gehalten und darum seine Zuflucht zu einer List genommen zu haben, deren wunderliche Combinationen jedoch mehr die Unbeholfenheit in solchen Dingen erkennen ließen, als sie ein sicheres Gelingen in Aussicht stellten. Dem Herrn Franz wurde nämlich glauben gemacht, daß er in Gesellschaft seiner Frau und seiner Mutter die von ihm so sehr gewünschte Rückkehr nach Pyrmont antreten würde, womit er sich vollkommen einverstanden erklärte. Bei der damaligen Art, zu reisen, hatte es nichts Auffallendes, daß man vorschlug, die erste Rast schon in dem nahen Friedberg zu halten, wohin inzwischen bereits zwei Freunde, Herr Gogel und Herr Gontard-Wichelhausen, vorausgegangen waren, welche dort mit den Reisenden wie durch Zufall zusammentreffen sollten. Sie hatten die Aufgabe übernommen, die Gesellschaft zu bestimmen, mit ihnen die schöne Umgegend und namentlich Dorheim zu besuchen, welches als besonders sehenswerth angepriesen wurde. Das gelang auch, und an dem verhängnißvollen Orte angelangt, proponirte Herr Gogel sofort einen Spaziergang nach dem Schwalheimer Brunnen, wo nach der Abrede Dr. Ehrmann seinen Patienten erwarten und in Empfang nehmen sollte.

Während die übrige Gesellschaft im Amthause unter dem Vorwande zurückblieb, Briefe nach Frankfurt zu schreiben, führte Herr Gogel seinen Freund dem entscheidenden Momente entgegen, womit

dessen beabsichtigte Kur beginnen sollte, wobei nun aber die erste der Capricen des Arztes, Dr. Ehrmann, zum Vorschein kam, der am Brunnen vergebens auf sich warten ließ. In dieser Verlegenheit blieb dem Herrn Gogel nichts Anderes übrig, als seinen Freund nach Dorheim zurückzugeleiten, und ihn dort in der für ihn bestimmten Wohnung seinen ihn erwartenden Dienern und Wärtern in der Hoffnung zu übergeben, daß der Arzt noch eintreffen würde.

Inzwischen wollten seine Familie und Freunde im Amthause den Eindruck abwarten, den die erste in einer solchen Isolirung zugebrachte Nacht auf den Kranken machen würde. Daß dieser ein sehr peinlicher sein mußte, ließ sich bei einem Character, der bis daher kein anderes Gebot als seinen eigenen Willen gekannt, und der sich nun plötzlich dem Widerstande so tief unter ihm stehender Personen ausgesetzt sah, leicht voraussehen. Auch der Gesellschaft im Amthause war die Nacht nicht weniger sorgenvoll vergangen und die bedrückten Frauenherzen konnten den anbrechenden Morgen kaum erwarten, um Erkundigungen über den Zustand des ihnen so theuern Kranken einholen zu können. Hatte es doch der Mutter fast das Herz gebrochen, als sie ihren Sohn den Gang nach dem Brunnen antreten sah, wozu sie ihre Mitwirkung sich als einen an demselben begangenen Verrath zum Vorwurf machte. Um so mehr wird man sich den Schmerz und die Reue denken, die Beide über die trostlose Nacht empfanden, welche der Kranke verbracht, der fortwährend mit dem heftigsten Ungestüm nach den Seinigen verlangt hatte. Man berieth nun auf's Neue, was zu thun sei, da das ausdrückliche Gebot des Arztes dahin lautete, daß, einmal von dem Kranken getrennt, keine Rückkehr zu demselben mehr zulässig sei. In dieser Verlegenheit entschloß man sich, mit demselben zu parlamentiren. Es wurde ihm eröffnet, daß wenn er das Versprechen geben wollte, sich allen Anordnungen des Dr. Ehrmann zu fügen, man sich wieder mit ihm vereinigen würde, und da dies zugesagt wurde, und sein gegebenes Wort hinlängliche Bürgschaft gewährte, so eilte nun Alles, den armen Gefangenen aus seiner peinlichen Lage zu erlösen, die denn auch bei einem frohen Mittagsmahle bald wieder verschmerzt und vergessen wurde.

Mehrere Tage vergingen nun unter vergeblichem Harren auf Dr. Ehrmann's Ankunft, der ohne Zweifel die Familie sich nur erst recht von der unpractischen Wahl des Kurorts überzeugen lassen wollte, um dann seinem Vorschlag, den Kranken nach Frankfurt zurückzuversetzen, um so leichter Eingang zu verschaffen. Er überbrachte die Nachricht, daß eine befreundete Familie sich erboten, dem Herrn Franz ihren Garten zum Aufenthalt einzuräumen, was nun mit Freuden acceptirt wurde, so sehr man früher auch eine weitere Entfernung desselben aus den bereits angeführten Gründen gewünscht hatte.

Hier begann nun Dr. Ehrmann seine Kur, die er mit so viel Umsicht und psychologischem Scharfblick zu leiten wußte, daß sie eine vollständige Genesung zur Folge hatte. Schon nach Verlauf von etwa acht Wochen konnte der Patient als völlig hergestellt zu den Seinigen zurückkehren, wohin er das unbedingte Vertrauen und eine dauernde Anhänglichkeit für seinen Arzt mit sich nahm. Um so unauslöschlicher blieb dagegen sein Haß gegen seinen Wärter, den Dr. Ehrmann unter der Maske eines ihm unentbehrlichen preußischen Militärarztes bei ihm eingeführt hatte. Nach seiner eigenthümlichen Weise hatte er es so einzurichten gewußt, daß alle Widerwärtigkeiten der Kur als von jenem ausgehend erschienen, während er selbst stets nur als vermittelnd und beschwichtigend dabei auftrat, wodurch er sich nicht allein in der dauernden Gunst des Kranken erhielt, sondern sich dessen Heilung auch um Vieles erleichterte. Ein Billet des Letzteren, worin derselbe meinem Schwiegervater seine Wiedergenesung ankündigt, spricht sich darüber so characteristisch aus, daß ich mir es nicht versagen kann, es als ein interessantes Document hier folgen zu lassen.

„Je me flatte, mon cher Schoenemann, que ma maladie causée par le traitement atroce d'un diable sous forme de chirurgien de S. M. très-prussienne, n'aura point rompu nos liaisons d'amitié, qui sont de trop de consistance et de sincérité pour souffrir par une catastrophe qui ne dérive que de mon application démesurée.

„Ma mère vient prendre le thé chez nous aujourd'hui, et si toi, ta femme et la Mimi n'ont rien de mieux,

venez également et procurez-moi la satisfaction de vous renouveler de bouche l'assurance de mon estime et de mon inviolable attachement.

Dimanche 12 Octobre.

François Gontard."

Ich habe die Katastrophe, als welche Herr Franz Gontard den eben geschilderten Zwischenfall in seinen Erlebnissen richtig bezeichnet, nicht ohne Absicht mit einiger Umständlichkeit behandelt, da sie von so entschiedenem Einfluß für seine ganze übrige Lebensdauer gewesen ist. Sie wurde zur Quelle der meisten jener Eigenheiten, die so Viele falsch beurtheilt haben, welche nicht wußten, worin sie ihren eigentlichen Grund hatten. Eine fortwährende Besorgniß war ihm geblieben, er möchte durch irgend eine Aufregung oder Gemüthsaffection wieder in einen ähnlichen Zustand verfallen, und daher waren alle seine Bestrebungen beständig dahin gerichtet, Alles zu bekämpfen, was seine gleichmäßige Stimmung hätte alteriren können. Nur allein aus diesem Grunde erschien er öfters in den Augen derer für kalt und selbst herzlos, die nicht wußten, wie sorglich er die Regungen seines Herzens zu überwachen hatte.

Mein Archiv macht nun eine ziemlich lange Pause in seinen, den Herrn Franz Gontard betreffenden Berichten, bis es endlich von einem heiteren Feste Kunde gibt, das die ganze Gontard'sche Familie in eine frohe Bewegung versetzte. Es war dies die Feier seiner silbernen Hochzeit, die zum Doppelfeste wurde, da sich an demselben Tage (1. Februar 1810) zugleich seine älteste Tochter, Marie, mit Herrn Peter Belli vermählte.

Es hatte diese Inclinationsheirath anfänglich mit mancherlei Hindernissen zu kämpfen gehabt, die nun hier als glücklich überwunden erscheinen, und darum um so mehr dazu beitrugen, die heitere Stimmung zu erhöhen, die sich allseitig darüber kundgab. Das Fest brachte mit einem Male viel Poesie über die Familie Gontard, in welcher sich dieselbe sonst eben nicht besonders bemerkbar zu machen pflegte; bei dieser Veranlassung aber scheint sie hauptsächlich durch den

humoristischen Sensal Lang darin eingeführt worden zu sein, dessen ich bereits früher bei Gelegenheit der englischen Waarenverbrennung anerkennend erwähnte.

Lang war damals vorzugsweise das belebende Princip bei solchen Veranlassungen, und in um so größerer Uebung darin, da seine merkantilische Stellung ihn täglich in Berührung mit der großen Handelswelt brachte, der es auf diese Weise bequem war, im benöthigten Falle eine Partie Humor für ihre Feste mit in Auftrag zu geben.

Diesesmal war das poetische Ergebniß sehr reichhaltig ausgefallen, und mein Archiv bewahrt die mannigfachsten Beweise, wie Verwandte und Freunde sich bemüht, ihre Wünsche in gebundener Rede vorzutragen. Unter manchen recht artigen zeichnet sich jedoch vor allem das poetische Impromptü, „der Jahrmarkt von Krähwinkel", darunter aus, womit die Gäste nach einem schweren und solennen Mittagessen überrascht wurden, und das ohne Zweifel größtentheils von Lang erfunden und auch unter seiner besonderen Leitung executirt wurde.

Wer Diejenigen noch gekannt, welche damals in jugendlicher Lebenslust diesen improvisirten Jahrmarkt mit ihren Waarenausstellungen belebten, wird die hier folgende Liste derselben nicht ohne ein wehmüthiges Gefühl überblicken. Sie ruhen, mit sehr wenigen Ausnahmen, bereits Alle längst im kühlen Grabe, und hier, glaube ich, wissen sich nur noch vier dabei in Thätigkeit Gewesene, nämlich das damalige Brautpaar, Herr und Frau Belli, Frau Osterrieth (damals Fräulein Francisca Wichelhausen) und Frau Rath Schlosser (damals Fräulein Charlotte Düfay) dieser frohen Stunden zu entsinnen. Im Ganzen hatten sich die folgenden Personen dabei betheiligt:

Ein Schulmeister	Herr Lang.
Chor.	
Prolog	Fräul. Sophie Gontard (jüngste Tochter vom Hause, damals 10 Jahre alt).
Drei Blumenmädchen	Fräul. Victoire u. Amelie Gontard u. Fräul. Francisca Wichelhausen.
Quacksalber	Fritz Gontard.
Trödler	Henri Gontard.

Modehändlerin	Fräul. Schönemann.
Zuckerbäckerin	Fräul. Helene Gontard.
Schuhmacher	Franz Gontard.
Spiegelhändlerin	Fräul. Charlotte Düfay.
Besenbinder	Lessing-Brevillier.
Musicalienhändlerin	Fräul. Henriette Gontard.
Silberarbeiter	Peter Dolfuß.
Drechsler	Passavant-Brevillier.
Buchhändlerin	Fräul. Cäcilie Gontard.
Zwei Kinder	Fräul. Louise Gontard. Fräul. Antoinette Jordis.
Bänkelsänger	Lang.

Es würde die mir gezogenen Gränzen bei weitem überschreiten, wollte ich hier die sämmtlichen Poesien wiedergeben, womit die Feilhaltenden ihre Waaren anpriesen, oder sie den Gefeierten überreichten. Die meisten Pointen darin haben mit der Zeit ihre Bedeutung eingebüßt, und von den gemeinverständlichen ist es nur die Philosophie des Besenbinders, die vielleicht auch noch heute ihre Anwendung finden dürfte. Er rief den Anwesenden zu:

Kaufet Besen! kaufet ein!
Ganz gering ist meine Waare;
Aber einem Hochzeitpaare
Soll sie doch ersprießlich sein!
Kauft nach Elle und Gewicht,
Nur verwerft die Besen nicht!

In dem lieben Ehestand
Gibt es manches auszufegen,
Und da kommt es sehr gelegen,
Hat man Besen bei der Hand.
Kauft nach Elle und Gewicht,
Nur verwerft die Besen nicht!

Schwärzt sich ein Galan ins Haus,
Soll der Mann wohl mit sich spaßen
Und sich Nasen drehen lassen?
Nein! er fegt den Gast hinaus!
Kauft nach Elle und Gewicht,
Nur verwerft die Besen nicht!

Männer sind nie frei von Schuld;
Setzt es Launen oder Grillen,
Fegt die kluge Frau im Stillen
Mit dem Besen der Geduld.
Kauft nach Elle und Gewicht,
Nur verwerft die Besen nicht!

Spuckt der Geist der Klatscherei,
Braucht den Denkspruch, den ich führe:
„Jedes feg' vor seiner Thüre!"
Und er schleicht beschämt vorbei!
Kauft nach Elle und Gewicht,
Nur verwerft die Besen nicht!

Aerntet ihr der Ehe Frucht
In dem Segen kleiner Kinder,
Hilft euch nicht der Besenbinder
Kräftig bei der Kinderzucht?
Kauft nach Elle und Gewicht,
Nur vergeßt die Besen nicht!

Außerdem zeichnet sich unter den vorhandenen Poesien noch ein recht hübsches, von den sämmtlichen Kindern der Gefeierten dargebrachtes Carmen aus, dem ich die beiden folgenden Strophen entnehme:

Wohl ist's der Bessern schönster Traum auf Erden,
Im Glück der Kinder neu verjüngt zu werden;
Des Jugendlebens holde Blüthenzeit
Umringt von Theuern, in der Enkel Reihen,
Mit der Erinn'rung Freuden zu erneuen:
Gewährt die reinste Seligkeit.

Sie wird auch Eure Bahn mit Lust umziehen,
Euch noch im Rosenglanz des Abends blühen,
Versüßen selbst der Trennung herben Schmerz;
O! hier bei dieses Festes frohem Glanze,
Geschmückt mit hochzeitlichem Doppelkranze,
Verbürgt sie Euch der Kinder Herz.

Daß nicht alle dergleichen rosenfarbenen Träume in Erfüllung gehen, ist eine Erfahrung, die auch an Herrn Franz Gontard nicht vorüberging, ohne seine Resignation auf manche Probe zu stellen.

Ich könnte meine biographischen Notizen über denselben hiermit beschließen, die in ihren Hauptmomenten auch wohl erschöpft sein mögen, da wenigstens mein Archiv keine weiteren Beiträge mehr dazu liefert, bewahrte nicht meine Dankbarkeit noch eine Erinnerung an denselben, die ihn vielleicht treffender characterisiren wird, als Alles, was ich bis jetzt über ihn zu berichten vermochte.

Als ich mich mit seiner Nichte, Marie Schönemann, verheirathete und ihm vorgestellt wurde, vermochte ich nur den Mann voller Eigenheiten in ihm zu erblicken, wie er einem Jeden erschien, der ihn nicht näher kannte und nicht von den Umständen unterrichtet war, welche dabei zum Grunde lagen. Seine Freundlichkeit beschränkte sich nur auf die üblichen Formen, und es bedurfte einer besondern Veranlassung, um mich zu überzeugen, wie unrecht man seinem Herzen that, es darum für kalt und theilnahmlos zu halten, weil es sich nicht bei jeder Gelegenheit schnell erwärmte, um desto schneller wieder zu erkalten; — wie dauernd eine solche Regung in dem seinigen war, sollte mir bald klarer werden.

Ich hatte mit meiner Verheirathung mein eigenes Etablissement begründet, das gleich Anfangs ein größeres Capital in Anspruch nahm, als dasjenige, worüber ich zu verfügen vermochte. Ich war im Begriff, nach Paris zu gehen, um dort meine Einkäufe zu machen, und bedurfte dazu eines Credits, der bekanntlich von denjenigen Freunden am ersten verweigert wird, die man stets als seine intimsten betrachtet. Meine Frau rieth mir, mich an ihren Onkel Franz zu wenden, was ich nicht ohne Besorgniß that, da meine bisherigen Beziehungen zu demselben mich eben zu keinen besonderen Hoffnungen berechtigten.

Als ich in sein Comptoir und zu ihm ans Pult trat, wo er wie gewöhnlich von Wechseln und Briefen umgeben, mit deren Beantwortung beschäftigt war, hörte er mit halb nach mir zugewendetem Kopfe mein Anliegen an, räusperte sich dann und gab seiner ihm gegenüber sitzenden rechten Hand im Geschäft, dem Herrn Ochs, den Auftrag, mir einen Creditbrief für eine mäßige Summe auf Jacob Friedrich Gontard u. Söhne in Paris auszufertigen. Dann stand er auf, erkundigte sich nach Frau und Kind, dem Tag meiner Abreise u. s. w., und als Herr Ochs ihm das Accreditiv herübergereicht, faltete er es zusammen und stellte es mir mit den Worten zu: „ich wünsche dir viel Glück zu deinem Unternehmen, mein Kind.“

Es war zum ersten Male, daß er mich duzte, was er nur zu thun pflegte, wenn er Jemanden seine Theilnahme bezeigen wollte. Es lag jedoch zugleich eine gewisse Resignation in der Betonung der mir damit adressirten Gratulation, gleichsam als sei er bereits im Voraus darauf gefaßt, die mir accreditirte Summe zu verlieren, wenn mein Unternehmen schief gehen sollte.

Die Facilität, mich bei meinen Einkäufen des Hauses Gontard bedienen zu dürfen, hatte mir inzwischen in Paris sehr viel genutzt. Es hatte meine Verbindungen mit den ersten Häusern sehr erleichtert, und ich kehrte von Paris mit der befriedigendsten Ueberzeugung zurück, meine Zwecke vollständig erreicht zu haben.

Mein neues Geschäft nahm einen guten Fortgang; ich hatte Glück und konnte mit meinen Verbindlichkeiten Schritt halten, was mir beim Onkel Franz sichtlich einen Stein im Brett verschaffte; er reichte

mir die Hand, wenn er mir begegnete und rief mir lachend zu: „Nun! brav! es geht gut!" u. s. w., gleichsam als sei ihm ein Stein vom Herzen, daß ihm der neue Herr Vetter nicht auch neue Sorgen bereiten werde.

Indessen hatten sich meine Geschäfte ausgedehnt; ich hatte große Aufträge von hier anwesenden russischen Familien bekommen, die mich öfters nach Paris zurückführten und mich von meinem Credit beim Gontard'schen Hause den ausgedehntesten Gebrauch machen ließen. Meine Wechsel wurden stets pünktlich eingelöst, ungeachtet sie die mir bewilligte Summe bei Weitem überschritten. Dagegen blieben die erwarteten Rimessen aus Rußland aus, und ich hielt es daher für meine Pflicht, mit dem Onkel über den Stand unseres Geschäfts zu reden, um mich seiner Ansichten darüber zu versichern.

Ich fand ihn wieder wie früher an seinem Pulte; er hielt mit Schreiben inne, und als ich zu ihm trat und ihm sagte, wie es mich beunruhige, daß ich ihm soviel Geld schuldig geworden, legte er seine eiskalte Hand auf die meinige, mit der ich mich aufstützte, und ich fühlte deutlich an dem zunehmenden Druck derselben, wie es ihm wohl that, aus meinen Worten zu entnehmen, daß ich besorgt sei, bei ihm in Mißcredit gerathen zu können. — Als ich geendet, ließ er meine Hand mit einem herzlichen Drucke fahren und sagte: „Mach' du nur fort, mein Kind! deine Billets werden stets pünktlich eingelöst werden; um das Weitere sei unbekümmert;" dann stand er auf, lud mich für den nächsten Sonntag zum Essen und entließ mich.

Die erwarteten Rimessen kamen bald darauf an; ich konnte nicht allein meine Schuld abtragen, sondern mich auch in einen Vorschuß setzen, der sich seitdem nicht mehr verminderte. Aber das unbedingte Vertrauen, das Herr Franz Gontard in mich gesetzt, ist mir unvergessen geblieben, da ich nur zu gut weiß, wie leicht sich bei solchen Veranlassungen die zuvorkommendste Bereitwilligkeit der Geldmänner in eisige Kälte verwandelt, wenn auch nur das leichteste Wölkchen aufsteigt, welches über die gehegte Zuversicht den geringsten Nebel der Besorgniß zu verbreiten droht.

Je öfter ich nun Gelegenheit hatte, diesen eigenthümlichen Charakter zu beobachten und näher kennen zu lernen, je mehr erschien mir derselbe in einem wahrhaft dramatischen Lichte. Es war vollständig eine jener consequent durchgeführten Originalitäten, wie sie nicht anziehender zu einem Familienstücke hätte gedacht und gezeichnet werden können, und da selbst seine schroffsten Seiten nicht Folge eines bösen Herzens, sondern nur der Verhältnisse waren, die ihn erzogen und in welche er auf seinem Lebenswege versetzt worden, so würden sich darin auch die günstigsten Motive zur befriedigenden Entwickelung eines Dramas gefunden haben, in welchem man ihm eine Rolle zugetheilt hätte.

„Was man nicht heben kann, muß man liegen lassen," war ihm zum Wahlspruch geworden, den er auch unabänderlich befolgte, wenngleich ihm eben dieses „Liegenlassen" wohl manche Ueberwindung gekostet haben mochte, wenn er lang gehegte Hoffnungen sich vereiteln sah, deren Aufgeben er wohl kaum für möglich gehalten. Darum concentrirten sich denn auch die ihm noch gebliebenen mit um so wärmerer Liebe auf seine jüngste Tochter „Sophie", die auch um so gerechtere Ansprüche darauf machen durfte, da sie in der That zu den lieblichsten Erscheinungen zählte, welche sich die Phantasie als Bild weiblicher Anmuth und Grazie auszumalen vermag, wenn sie dabei den Ausdruck der Sanftmuth zum Grunde legt.

Es hatte etwas Auffallendes und fast Rührendes, den alten Vater mit diesem so ausgezeichnet schönen Kinde zu begegnen, das er gewöhnlich, es etwas über dem Handgelenk festhaltend, zu führen pflegte, gleichsam in ängstlicher Besorgniß, auch diesen letzten seiner Lieblinge seinen Wünschen und seiner Nähe entrückt zu sehen. Und dennoch mußte er sich darein fügen; sie wurde die Gattin eines fern von hier wohnenden angesehenen Fabrikherrn, der dem sehnlichen Verlangen des Vaters, die geliebte Tochter in seiner Nähe zu behalten, nicht nachgeben konnte. Sie verließ das Vaterhaus, um in der Blüthe ihrer Jahre sich fern von demselben ihre letzte Ruhestätte zu bereiten.

So schrumpfte denn die Theilnahme seines so wohlwollenden Herzens allmählig an den Hindernissen zusammen, die sich seinen Wünschen und Hoffnungen entgegengestellt, und im Gefühl, daß der Rest seiner

Energie nicht mehr ausreiche, die Verhältnisse in eine ihm entsprechendere Bahn zu leiten, lernte seine Resignation sich mit dem zu begnügen, was ihm an Familienfreuden noch geblieben, zu denen er auch die an seinen Tauben und seinem Schooßhündchen Picolo zu zählen pflegte, die sich nicht minder der Beweise seines Wohlwollens regelmäßig zu erfreuen hatten. Dies gab denn auch Veranlassung zu einem kleinen Gedichte, womit ich seinen Liebling Picolo ihn an einem seiner Geburtstage begrüßen ließ, und das ich hier zum Schluß der Erinnerungen folgen lasse, womit ich das Andenken an diesen eben so originellen wie achtungswerthen Charakter wieder aufzufrischen versuchte.

Der kleine Picolo

seinem Herrn zum Geburtstage.

Lieber Herr! Mit all' den Deinen,
Die sich heut' um Dich vereinen,
Dir zu künft'gen frohen Tagen
Ihres Herzens Wunsch zu sagen,
Hüpft Dein treues kleines Thier
Schmeichelnd auch hinauf zu Dir.

Nur mit Bellen, Wedlen, Springen,
Kann ich meine Wünsche bringen,
Denn in Worte sie zu fassen
Muß ich armer Schelm wohl lassen. —
Doch ich weiß, Dein Picolo
Macht sich deutlich Dir auch so;
Der gar oft sich schon erbellt,
Was ihm in sein Mäulchen fällt.

Dafür bin ich auch galant,
Wie kein Hund im ganzen Land;
Denn mit sehr gratiösem Kratzen
Zeigen dort Dir meine Tatzen
Als Geschenk zu Deinem Fest
Etwas, was sich sehen läßt.

Glaube nicht, daß ich nur prahle,
Sieh nur Flasche, Glas und Schaale
Blinken sie nicht sonnenhelle
Dir entgegen hier zur Stelle?

Mögen sie noch oft Dir blinken,
Dienen Dir, daraus zu trinken
Lebensfreuden und Genuß,
Lange noch im Ueberfluß.
Freundlich ist dann auch mein Loos;
Schmeichelnd darf auf Deinem Schooß
Mittags ich bei Dir verweilen
Und Dein Zuckerwasser theilen,
Oder mancher Leckereien,
Die Du spendest, mich erfreuen.
Guter Herr! bleib lang' noch froh,
Wie's Dir wünscht Dein Picolo.

* * *

In der Reihenfolge meiner Familienskizzen erscheint nun die zweitälteste Tochter dieses Gontard'schen Zweiges, Maria Magdalena, welche, 1763 geboren, sich am 17. Januar 1787 mit Herrn Friedrich Schönemann verehelichte und damit neunundzwanzig Jahre später meine Schwiegermutter wurde.

Meine so nahen Beziehungen zu dieser in der That nicht minder originellen Persönlichkeit, wie die soeben hier geschilderte ihres Bruders, sollte wohl eine noch näher eingehende Charakteristik derselben voraussetzen lassen. Bei Frauen so vorgerückten Alters indessen, wie ich seiner Zeit meine Schwiegermutter kennen lernte, fangen die früheren glänzenden Eigenschaften, Schönheit, einnehmende Lebhaftigkeit, anmuthige Formen im Umgang u. s. w. nicht selten so sichtlich zu erbleichen an, daß außer Denen, die selbst mit ihnen alt geworden, für alle Anderen meistens nur noch wenige Spuren dieser früher so hervorstechenden Vorzüge wahrnehmbar bleiben. Dasselbe war auch bei Frau Schönemann der Fall, die, als ich ihr näher zu stehen kam, sich nur noch des Nachruhms erfreuen konnte, auch einst in ihrer Jugend durch ihr einnehmendes Aeußere und ihren lebhaften Geist in allen Gesell-

schaften geglänzt und Anerkennung darin gefunden zu haben. Alles mir darüber bekannt Gewordene ist übrigens mit den Erinnerungen ihres Gatten so durchaus verwebt, daß beide in dem mir überkommenen Archive des Letzteren nur gemeinschaftlich eine Rolle darin spielen und damit eine neue Gruppirung bilden, die mich zunächst in den Familienkreis des Schönemann'schen Hauses, genannt zum Liebeneck auf dem großen Kornmarkt (gegenwärtig im Besitz des Banquiers Bonn), versetzt, dessen Repräsentantin, Frau Schönemann-d'Orville (Lilli's und meines Schwiegervaters Mutter), uns als solche bereits oben im Eingange dieser Aufzeichnungen vorgestellt wurde. Letztere gewinnen mit dem Eintritt dieser neuen Familienverzweigung insofern eine allgemeinere Bedeutung, als mir damit Gelegenheit geboten wird, aus meinem Archive einige interessante Notizen über Lilli und selbst mehrere Originalbriefe derselben mitzutheilen, deren Inhalt nicht ungeeignet sein dürfte, das große Interesse zu rechtfertigen, welches die bekannte Zuneigung Göthe's über diese anmuthige Weiblichkeit verbreitet hat, und dieselbe der Liebe und Verehrung des großen Dichters vollkommen würdig erscheinen zu lassen.

Frau Schönemann-d'Orville ist durch Göthe's „Wahrheit und Dichtung" bis in die weitesten Kreise als eine Frau bekannt geworden, „in deren Gegenwart er die angenehmsten Stunden hingebracht", und damit hat der große Dichter der Mutter der Geliebten, sowie ihrem Geiste und ihrer Bildung ein Zeugniß ertheilt, das sich auch in Allem auf das Vollständigste bewährt findet, was die Erinnerungen ihres Sohnes über sie erwähnen.

Aber nicht blos eine geistreiche, sondern auch eine schöne Frau war sie. Ich besitze ein von Lippold gemaltes großes Oelbild von ihr, welches, indem es sie als eine sechzehnjährige Schönheit darstellt, zugleich die weibliche Grazie der damaligen Zeit auf die interessanteste Weise repräsentirt. Haltung und Costüm zeigen dieselbe hier in dem vortheilhaftesten Lichte, und es bedürfte wohl nur des kühnen Versuchs einer unternehmenden Modistin, um durch eine solche Erscheinung unsere Gegenwart wieder für jene längst verblichene Mode (1738) zu gewinnen. Nur müßte sie es auch verstehen, die so eigenthümlichen



Finessen darin wieder aufzufinden, welche die kleinen Unbeholfenheiten der damaligen Toilette so hübsch zu paralisiren wußten.

Über ein schönes, dunkles, die lieblichsten jugendlichen Züge belebendes Augenpaar wölbt sich die hohe Stirne unter dem sanft gekräuselten, niedrig gehaltenen Toupet, das, leicht gepudert, zur linken Seite mit einer Brillantschleife geziert ist, von der ausgehend sich eine Perlenschnur durch die wallenden Locken des Hinterkopfes schlingt. Brillantene Ohrgehänge vervollständigen den Schmuck des schönen Hauptes, dessen Antlitz an Frische und Blüthe mit Hals und Busen rivalisirt. Ein knappes Mieder von geblümten weißen Moiré umschließt den letzteren und läßt seine vollen, aber züchtigen Formen nur durch einen leichten Spitzenbesatz errathen, der ihn den Blicken zu entziehen strebt. Ein Kleid von schwerem silbergrauen Seidenstoff, mit großen bunten Blumen durchwirkt, umschließt den schlanken Leib und bildet, vornen en schall übereinandergelegt, zur linken Seite eine Aufschürzung desselben, während die kurzen, an den Ellenbogen sehr weiten Ermeln, mit darunter hervorquellenden Spitzenmanschetten, durch einen schawlartigen Ueberwurf von dunkelgrünem Sammt mit Goldstickerei halb verdeckt werden.

Denkt man sich alle die pikanten Eigenthümlichkeiten dieses Bildes in ihrer Gesammtheit in anmuthigster Weise bewegt und durch einen lebhaften gebildeten Geist belebt, so wird man sich leicht überzeugen, daß das Original ganz dazu geschaffen gewesen, selbst siebenunddreißig Jahre später, als es sich hatte malen lassen, den damals sechsundzwanzigjährigen Dichter noch anzuziehen. Das taktvolle, an der Hand der Erfahrung gereifte Benehmen dieser interessanten Frau mußte nothwendig dem jungen Manne jene Achtung einflößen, die man der Mutter einer Geliebten um so freudiger zollt, je mehr Letztere noch durch das Edle ihrer Abkunft in unseren Augen an Werth gewinnt.

Frau Schönemann-d'Orville konnte zu jener Zeit in der That auf eine glänzende Vergangenheit zurücksehen. Seit sechsundzwanzig Jahren vermählt und bereits seit zwölf Jahren Wittwe, war sie Mutter von fünf Söhnen und einer Tochter (Lilli), deren vollendete Erziehung die edle Richtung ihrer Denkweise am besten beurkundet. Ihr Gatte war

langjähriger Theilhaber des bedeutenden Bankhauses Schönemann und Heyder gewesen, welches Verhältniß jedoch bei dem Tode desselben in sofern eine Veränderung erlitt, als der Wittwe nur noch ein Dritttheil des Gewinnantheils zugestanden wurde, den der Verstorbene bisher zur Hälfte getheilt hatte. Dies mochte Frau Schönemann veranlassen, die Association im Jahre 1772 gänzlich aufzulösen und mit ihrem ältesten Sohne, unter Mitwirkung eines anderen Theilhabers, Herrn Wegelin, ein neues Bankgeschäft, „Schönemann und Wegelin", hier zu begründen. Damit gab sie einen Beweis ihres resoluten Unternehmungsgeistes, der sich auch im Fortgange des Geschäfts so thätig darin bezeigte, daß der überaus rasche Aufschwung desselben bald die Jalousie selbst älterer Häuser erweckte. Später mögen indessen kostspielige Einrichtungen und sonst gewagte Speculationen die Kräfte desselben allerdings erschüttert haben, doch sind die bisher hin und wieder gegebenen Notizen über die elterlichen Verhältnisse Lilli's dahin zu berichtigen, daß das Haus Schönemann und Wegelin bis zum Tode seiner Begründerin (1782) aufrecht bestanden und den Kindern der Letzteren noch die Aussicht auf einen nicht unbeträchtlichen Vermögensantheil hinterlassen hat. Erst zwei Jahre später erlag das Geschäft unter der Führung des ältesten Sohnes der über dasselbe gekommenen Katastrophe, wodurch also die von einer Seite gegebene Andeutung widerlegt wird, als habe sich Göthe's Verhältniß zu Lilli durch die gestörten Vermögensumstände der Mutter aufgelöst.

Mein Schwiegervater wurde den 28. October 1756 hier geboren; seine Schwester zwei Jahre später, am 23. Juni 1758. Es ist unrichtig, wenn an einigen Orten das oben erwähnte, erst von der Mutter 1770 erbaute Haus zum Liebeneck als die Stätte ihrer Geburt bezeichnet wird. Die Familie wohnte vordem im Hause des Herrn v. Fleischbein, wo Lilli ohne Zweifel zuerst das Licht erblickte.

Es ist schon oben der vollendeten Erziehung Erwähnung geschehen, welche Frau Schönemann ihren Kindern zu geben bemüht war, und mein kleines Archiv bewahrt noch das namentliche Verzeichniß der verschiedenen Lehrer, welche, unter der besonderen Obhut eines Gouverneurs und einer Gouvernante, den Hausunterricht ertheilten, der sich

nicht allein auf die zur Bildung nöthigen Fächer der Wissenschaft, sondern auch auf die Künste und den körperlichen Anstand, wie Zeichnen, Musik, Tanzen, Reiten, Fechten u. s. w., ausdehnte, worauf damals bei jungen Leuten von guter Familie vielleicht selbst mehr Sorgfalt verwendet wurde, als es heute in unseren frisch, froh und freien Zeiten der Fall ist. Als Beweis, wie solid in dieser Familie der Grund zur anstrebenden Kunstbildung gelegt wurde, dient mir ein sich in meinem Besitz befindliches, noch in späterer Zeit von Lilli in Schwarzkreide-Manier gezeichnetes Portrait ihrer Mutter im bereits vorgerückten Alter, was bei unverkennbarer Aehnlichkeit mit ebensoviel Geist wie Geschmack ausgeführt ist.

Die Erinnerungen aus frühester Jugend haben meinem guten Schwiegervater manche drollige Anekdote ins Gedächtniß zurückgerufen, die mitunter ihre recht charakteristischen Streiflichter auf jene Zeiten werfen; so unter anderem hatte er sich bei der Krönung Josephs II. zum römischen König (1764) als ein achtjähriger Knabe auch mit der Menge in den Römersaal gedrängt, um den König und die Kurfürsten dort speisen zu sehen. Der den Zuschauern gestattete Raum war gedrängt voll, und dem kleinen Herrn es daher unmöglich, in den hintersten Reihen etwas von der Ceremonie zu sehen. Seine gepuderte Frisur brachte ihn jedoch bald dem Ziel seiner Wünsche näher, denn sie bestäubte alle um ihn Stehenden dermaßen mit Puder und Pomade, daß man sich beeilte, den kleinen Neugierigen über Alle hinweg nach vornen hin zu heben, um seiner gefährlichen Nachbarschaft zu entgehen, und so hatte er der Ausgiebigkeit seines Haarschmucks zu verdanken, was viele Andere, aller Mühe und Anstrengung ungeachtet, nicht erlangen konnten.

Nach vollendeter Schulbildung trat er im Schönemann und Heyder'schen Hause seine Lehrzeit an, und that damit als angehender Kaufmann den ersten Schritt in die Welt. Es war damals nichts Seltenes, daß selbst in den renommirtesten Bankgeschäften die Frauen oder auch selbst die Töchter vom Hause ihre freien Stunden an der Casse zubrachten, um bei dem Sortiren der eingegangenen Münzen behülflich zu sein. Dies war denn auch in dem obengenannten Geschäfte üblich, und es gehörte zu den von den jungen Comptoirherren ersehnten Mo-

menten, wenn das junge, hübsche und interessante Fräulein Susette Heyder, nachmalige Frau v. Leonhardi, im Cassazimmer zu erwarten war. Der junge Herr Schönemann war dann, wie er selbst erzählt, stets vorzugsweise bemüht, der schönen Cassirerin Alles so angenehm wie möglich vorzubereiten, und that sich nicht wenig darauf zu gut, sich durch ein freundliches Zulächeln dafür belohnt zu sehen. Aber die süßen Momente der Art fanden auch wieder ihre Gegensätze; so passirte es einst dem jungen Lehrbeflissenen, daß er sich beim Eincassiren eines Wechsels zwei Brabanter Thaler zu wenig zahlen ließ. Alle Reclamationen zur Nachzahlung derselben halfen nichts, und so blieb ihm nur, dieses Deficit aus dem ihm von der Mutter ausgesetzten Monatsgelde zu ersetzen. Das war ein harter Fall, der durch eine getäuschte Hoffnung noch um so empfindlicher werden sollte. Als er nämlich betrübten Herzens die verhängnißvollen zwei Brabanter seinem Chef, dem Herrn Heyder, ablieferte, betrachtete sie derselbe eine Weile mit einer Miene, die eine günstige Wendung ihres Schicksals um so mehr zu versprechen schien, als er langsam und gedehnt dabei sagte: „nun — weil er es ist — so“ — Schon wollte sich die Hand des Hoffenden in Bewegung setzen, um das bereits verloren Gegebene zurückzuempfangen, als die Enttäuschung mit dem Nachsatz erfolgte: „so will ich sie diesmal behalten, damit er es sich für die Zukunft merkt und besser aufpaßt!“ — und damit schoben sich die beiden Brabanter in die Tasche des Unbarmherzigen und schmälerten so für lange Zeit die süße Gewohnheit des in Verlust Gerathenen, sich bei dem Pastetenbecker Busch gütlich zu thun, wenn er zur Post geschickt wurde, die eingelaufenen Briefe in Empfang zu nehmen.

Als nach beendigter Lehrzeit endlich auch für den jungen Schönemann der Moment gekommen, wo er als Gehülfe seinen Eintritt in eine erweiterte Lebenssphäre feiern konnte, überreichte ihm der älteste seiner Principale, Herr Heyder, als Zeichen des nun empfangenen Ritterschlags, einen Degen, ohne welchen damals kein junger Mann von Familie in der großen Welt zu erscheinen pflegte. Das Archiv vergißt daher auch nicht, ausdrücklich des großen Concerts zu erwähnen,

in welchem der neu Emancipirte, nicht ohne innerlichen Stolz, zum erstenmale mit diesem ritterlichen Schmucke bekleidet erschien.

Es wurden nun sofort Pläne gemacht, die zum ersten Abschluß gelangte kaufmännische Ausbildung des jungen Weltbürgers in Frankreich weiter zu verfolgen und damit zugleich seinen reichsbürgerlichen Manieren zu einer etwas feineren Politur zu verhelfen, wozu denn auch in Nantes alsbald eine passende Stelle gefunden wurde, an welche sich später ein vierjähriger Aufenthalt in verschiedenen anderen größeren Städten Frankreichs anreihte.

Während dieser Zeit nun scheint Göthe's Eintritt in die Schönemann'sche Familie Statt gefunden zu haben, und zwar geschah dies in dem bereits oben erwähnten Hause zum Liebeneck, welches für die damalige Zeit wohl einen auffallenden Luxus entfaltet haben muß, da die Kosten der Erbauung und Einrichtung in den betreffenden Notizen auf 70—80,000 Gulden angegeben werden.

Hier in dem Zimmer gleicher Erde, rechts am Eingange, dessen gegenwärtig fast ständig geschlossenen Läden kaum mehr noch eine Bewohnung desselben vermuthen lassen, sah Göthe seine Lilli zum erstenmale am Piano und nahm, hingerissen von ihrem seelenvollen Spiele, die ersten Eindrücke mit sich fort, die später ihr geistreicher Umgang zur heißen Liebe entflammte. Und hier war es auch wieder, wo Göthe, den Entschluß zur Trennung von Lilli im Herzen, an jenem Abend vor seiner Abreise nach Italien, sein Ohr lauschend an das Fenstergitter preßte, um zum letztenmale die süße Stimme zu vernehmen, die, ohne die Nähe des treulos Gewordenen zu vermuthen, seiner mit dem Liede:

„Warum ziehst Du mich unwiderstehlich
„Ach! in jene Pracht u. s. w.“

gedachte, das er vor kaum einem Jahre aus liebeglühendem Herzen für die Geliebte gedichtet, nicht ahnend, daß es einst die letzten Regungen für sie darin erwecken und damit auch zum Grabgesang seiner Liebe werden würde.

Wenn auch wohl mit aller Gewißheit anzunehmen ist, daß mein Schwiegervater von den Verhältnissen seiner Schwester zu Göthe

genau unterrichtet gewesen, so findet sich in seinem Archive doch nichts ins Einzelne gehende darüber niedergelegt. An der Stelle, wo im Allgemeinen Lilli's Jugendzeit erwähnt wird, heißt es, daß sie von der Mutter anfänglich ihrem Cousin J. M. zugedacht gewesen sei, welcher Plan jedoch ohne Folgen geblieben, da die Mutter sich bald von der vollständigen Gleichgültigkeit ihrer Tochter gegen diese Partie überzeugt habe.

Göthe wird dann später als die erste Inclination der Schwester bezeichnet, ohne daß jedoch diese Liebe hier mit jenem schwärmerischen Nimbus umgeben erscheint, den auch wohl nur allein der Geliebte aus seinem Inneren schöpfen und der Nachwelt überliefern konnte. Der „berühmte Göthe", wie es in der ihn betreffenden Notiz heißt, wird allerdings als ein Mann „von großem Genie, einnehmender Liebenswürdigkeit und eigenthümlicher Originalität" darin geschildert; berücksichtigt man jedoch, daß sein Ruf damals (1775) wohl kaum erst im Entstehen war und daß die Erwähnung seiner Bewerbungen um Lilli lange vor der Zeit niedergeschrieben wurde, bevor Göthe selbst ihnen in den „Erinnerungen aus seinem Leben" jenes Interesse verliehen, das erst mit der Entfernung von der Epoche des sich Begebenen mehr und mehr gewachsen ist: so würde es sich schon dadurch erklären lassen, daß die fast gleichzeitigen Aufzeichnungen des Archivs über den Verlauf und den Ausgang dieser Inclination sich nur auf die Andeutung beschränken, daß die Mutter, „als eine durchaus praktische, in Allem sich Rechenschaft gebende Frau, bald die Ueberzeugung gewonnen, daß Göthe, ungeachtet seines hohen Geistes und seiner glanzvollen Eigenschaften, nicht der Mann gewesen sei, der das Glück ihrer Tochter hätte begründen können." —

So unbefriedigend und prosaisch nun diese bürgerliche Anschauung der Mutter auch lauten mag, womit hier über ein Verhältniß hinweggegangen wird, über welches Göthe selbst sich später in einer Weise verbreitet, die gewiß manche seiner Verehrer gerne noch durch weitere Mittheilungen ergänzt gesehen hätten, so darf doch auch das Zartgefühl des Bruders dabei nicht außer Berücksichtigung bleiben, der selbst in seinen Erinnerungen wohl eine Saite nicht mehr näher berühren

wollte, die sich seiner ihm so theuren Schwester vielleicht nur noch in ihrer Verstimmung hätte vernehmbar machen können. Dagegen hat Göthe in dem, seiner schwärmerischen Liebe zu Lilli bewahrten Gedenken die Accorde seiner damaligen Seelenharmonie noch lange nachher durch alle Modulationen nachklingen lassen, und damit bewiesen, wie tief dieselben bei ihm gehaftet und wie gern er ihnen selbst noch im vorgerückten Alter lauschte, wenngleich sie vielleicht auch ihm nicht ganz ohne Mißtöne vernehmbar geblieben. Lassen es uns auch diese Nachklänge deutlich mitempfinden, wie beglückt sich der geniale junge Dichter durch die innige Liebe eines mit so vielen Vorzügen ausgestatteten Wesens gefunden, so lassen sie es uns auch ebensowenig verkennen, wie beengt sich alsbald die Schwingen seines hohen Geistes fühlten, als es galt, die ihnen entgegenwehende bürgerliche Sphäre zu durchdringen, um mit dem Erreichen einer ihnen angemesseneren Bahn in den Besitz der Heißgeliebten zu gelangen. —

Selten aber mögen sich in einem so universellen Geiste, wie er Göthe eigen, und der sich überdem damals wohl gerade in dem Gährungsprozeß befand, aus dem sich später Faust und Mephistopheles als Resultate abklärten, wohl auch die Elemente vereinigt finden, welche Lilli's so feinfühlenden und darum so besonnenen Lebensanschauungen zur Stütze hätten werden können, an der sich eine so innige Hingebung mit Zuversicht hinaufranken konnte; wenn daher der Dichter die Motive seiner Sinnesänderung auch nur als durch die Ungunst der Verhältnisse veranlaßt darstellt, so läßt es sich demungeachtet doch nicht verläugnen, daß die oben ausgesprochenen Besorgnisse der Mutter wohl nicht so ohne alle Begründung gewesen sein mögen. —

Göthe's Herzensangelegenheiten sind schon oftmals der Gegenstand in Poesie getauchter Besprechungen gewesen. Gretchen, Lotte und Friederike von Sesenheim treten dabei als anmuthige Erscheinungen auf, die jedoch, mehr oder weniger dem Bereich der „Dichtung" angehörend, ihre Gestalt und Bedeutung stets nach den individuellen Anschauungen derjenigen wechseln, die sich mit ihnen beschäftigen. Nur allein Lilli bewegt sich im Bereich der „Wahrheit", und ist noch heute im Fall, sich vollständig durch sich selbst zu erklären. Es gereicht mir

daher zur besonderen Freude, ihr dabei als Interpret zu dienen und durch die Mittheilungen meines kleinen Archives das Bild, welches uns Göthe von ihr hinterlassen, in einer Weise ergänzen zu können, die ihren wahren Charakter und ihre Gesinnung auf das Erkennbarste durchscheinen lassen wird.

Es ist schon oben angedeutet worden, wie so seltsam es erscheint, daß Göthe, der sich sonst in seinen Aufzeichnungen über ihm nähergestandene Personen stets in gemessenster Weise zu äußern pflegte, selbst im schon vorgerückten Alter die Gefühle noch nicht ganz zu bemeistern vermochte, die ihn einst, als er Lilli noch sein nennen konnte, so stürmisch bewegten. Man möchte den Schluß daraus ziehen, daß es wohl seine einzige wahre Liebe gewesen, und daß er in der Erinnerung an ihren Verlust eine Art von Trost in den Schwierigkeiten und Hindernissen gesucht, die er zusammenhäufend sich dabei entgegenstellte, ohne jedoch zu berücksichtigen, daß er Lilli damit in eine Passivität versetzt, die keine andere Auslegung des Verhältnisses zuläßt, als eben die, welche er ihm zu unterlegen sich veranlaßt findet. Ob sich alle seine Befürchtungen gerechtfertigt hätten, konnte natürlich wohl erst dann zur Entscheidung kommen, wenn Lilli wirklich seine Gattin geworden wäre, und eifrigen Götheforschern könnte es zur interessanten Aufgabe dienen, zu ergründen, welchen Einfluß dieser Fall wohl auf seine Geistesrichtung gehabt haben würde. Den wahren Grund jedoch, warum es nicht so gekommen, hat Göthe wohl selbst in dem offenen Geständniß ausgesprochen, daß es sein Vorsatz gewesen, „alle schleppenden Verhältnisse aufzugeben", und es mag gerechtfertigt erscheinen, daß die Atmosphäre der Häuslichkeit und der Kinderstube einem so aufstrebenden Geiste als Lebensluft nicht zusagen konnte. So interessant Göthe aber auch jenen Grundgedanken in seinen Mittheilungen darüber zu variiren weiß, so hat er dem letzteren damit doch auch eine Unklarheit beigemischt, durch die Lilli's naturgetreues Bild sich nicht unerheblich beeinträchtigt sieht. Eine kurze Zusammenstellung der Hauptmomente des Verhältnisses zu ihr wird dieses deutlicher machen.

Schon bei dem ersten Auftreten der praktischen Jungfer Delph, deren auch mein Archiv als eine, Lilli in allen Lebensverhältnissen

treu gebliebene Freundin erwähnt, sehen wir Göthe eigenthümlich überrascht, als dieselbe den Liebenden die elterliche Einwilligung überbringt und sie auffordert, ihre Hände in einander zu legen. Göthe sagt, daß als er Lilli die Hand dargereicht, sie die ihrige zwar nicht zaudernd, aber doch langsam hineingelegt habe; und in dieser, den Ernst des Augenblicks so bezeichnenden Bewegung lag wohl die unausgesprochene Frage: „darf ich deinem Streben, mich glücklich zu machen, auch fest vertrauen?“, die jedoch ein so treu liebendes Herz wie das ihrige sofort mit dem „tiefen Athemzuge“ beschwichtigte, mit dem sie dem Geliebten in die Arme fiel.

Göthe bezeichnet diesen, ihm nicht minder feierlich gewesenen Moment als „einen seltsamen Beschluß des über ihm Waltenden, der es ihm in seinem wundersamen Lebensgange doch auch habe erfahren lassen wollen, wie es einem Bräutigam zu Muthe sei,“ und gibt damit nicht undeutlich zu verstehen, daß ihm dieses Gefühl, welches er „als die angenehmste aller Erinnerungen eines gesitteten Mannes“ betrachtet, nur einmal in seinem Leben zu Theil geworden. — Noch in späteren, weit vorgerückten Jahren ließ ihm dieses Gefühl seine Liebe als mit den anmuthigsten Attributen umgeben erscheinen, die er als „ein Capital betrachtet, von dem er sich die reichlichsten Zinsen für seine ganze Lebenszeit versprochen.“ — Da aber tritt nun plötzlich die so verhängnißvolle Wendung ein, die er mit dem Ausspruche einleitet: „Auf dem Gipfel der Zustände hält man sich nicht lange;“ — damit wird die elterliche Zustimmung plötzlich als eine von Jungfer Delph „eroberte“ bezeichnet. Das Ideale seines Verlöbnisses beginnt allmählich zu schwinden, und es tritt an dessen Stelle die prosaische Ueberzeugung, „daß junge Gatten sich keine Honigmonate versprechen dürfen, wenn sie nicht mit genugsamen Gütern versehen sind,“ ohne welche ihm demnach ein junges Ehepaar als „absurd“ erscheint. —

Es folgen nun weitere Erörterungen der Situation, womit es sich findet, daß die ihm zu Gebote gestandenen Mittel nur bis zu einem gewissen Punkte zugereicht haben würden. Mit dieser Entdeckung seien

die „Trugschlüsse der Leidenschaft" in ihrer ganzen Unangemessenheit hervorgetreten, wobei es sich denn auch gezeigt, daß wenn das elterliche Haus auf eine Schwiegertochter eingerichtet gewesen, die Frage „auf ein Frauenzimmer welcher Art man dabei gerechnet?" gänzlich außer Acht geblieben sei. —

In dieser Weise sehen wir das so schwärmerisch begonnene Verhältniß sich mehr und mehr seiner Poesie entkleiden. Immer fühlbarer werden der nach Befreiung ringenden Dichterseele die kleinen Abhängigkeiten des Brautstandes, welche sie beengen und sogar den Saamen des Mißtrauens darin keimen lassen. Die geringfügigsten Veranlassungen, wie z. B. die Wünsche der Geliebten in Beziehung auf Göthe's Toilette, lassen sofort Prätensionen argwöhnen, die bisher hinter der so gepriesenen Liebenswürdigkeit verborgen gewesen und nun erst zum Vorschein gekommen seien. Unter solchen Eindrücken gewährt der Besuch der Grafen Stollberg eine willkommene Zerstreuung, und dessen Vorschlag zu einer Schweizerreise wird um so bereitwilliger angenommen, da sie zum Prüfstein werden soll, ob Lilli auch wohl „zu entbehren sein würde." Um sich gründlich davon zu überzeugen, trennt sich Göthe nur mit „einiger Andeutung, sonst aber ohne Abschied," von ihr, sich damit beruhigend, daß „sie ihm ja so ins Herz gewachsen, daß er sich gar nicht von ihr entfernt glauben würde." —

Auf der Reise entdeckt es sich, daß Graf Leopold v. Stollberg in derselben Schule wie Göthe krank ist, das heißt, ebenfalls auf dem Punkte steht, mit seiner Liebe, einer schönen Engländerin, zu brechen, für die er jedoch noch so viel Verehrung im Herzen trägt, daß er über den Preis der Schönheit beider Liebesopfer in heftigen Streit mit Göthe geräth, wobei die arme Lilli den Kürzeren ziehen muß. — Es folgt nun der stürmische Toast auf die Siegerin während der Mittagstafel in Mannheim, wobei Graf Leopold das Zerschellen sämmtlicher Gläser durchsetzt, um sie so der Entweihung ihres ferneren Gebrauchs zu entziehen. — Göthe weiß diesem Trumpf nichts entgegenzusetzen, als sich von der Gesellschaft zu trennen und nach Emmendingen zu seiner Schwester zu eilen, deren trübes Eheverhältniß nun

vollends den letzten Liebesfunken seines Herzens für Lilli auslöscht. — In den Rathschlägen derselben findet er bestätigt, was ihm bereits ein „Ohrenbläser" (Merk?) früher zugeflüstert; dennoch aber scheidet er noch im unschlüssigen Kampfe, da ihn, wie er hinzusetzt, „Amor noch immer hartnäckig am Kleide der Hoffnung festgehalten."

Hier nun hätte Göthe die „Wahrheit" als erschöpft betrachten und Lilli unter den Anschauungen einer großartigen Natur und mit den Erinnerungen verschwinden lassen sollen, welche sich seiner in der klösterlichen Einsamkeit auf der Spitze des St. Gotthards bemächtigten. In dieser Stimmung, in der Göthe sich selbst wieder gefunden, trat ihr Bild noch einmal in seiner ganzen Wahrheit und so überwältigend vor seine Seele, daß er voll Sehnsucht das Andenken, was er mit einem goldenen Herzchen von ihr am Halse trug, mit Küssen bedeckte und seinen Gefühlen mit den innigen Strophen

„Angedenken du, verklungner Freude,
„Das ich immer noch am Halse trage u. s. w."

Worte gab, die er in sein Tagebuch schrieb, und die, als die letzten Erinnerungen der süßen Bande, die ihn so lange gefangen gehalten, den Schlußaccord seiner Seelenharmonie hätten bilden sollen. —

Dem entgegen sehen wir ihn, nach Frankfurt zurückgekehrt, den Faden seines Herzensprocesses alsbald wieder aufnehmen und mit fast aktenmäßiger Genauigkeit zu Ende führen. Wir müssen es erfahren, wie er nicht habe vermeiden können, Lilli zu begegnen und zu sehen, und wie oft er einen Zustand verwünscht, dem er durch eine offene, ehrliche Erklärung ein Ende zu machen, doch nicht den Muth gehabt zu haben scheint. Mit welchem treuen Herzen sie ihm dagegen noch immer ergeben blieb, davon zeugt ihr Vorschlag, ihm selbst nach Amerika zu folgen und dort mit ihm sich eine neue, von allen bisherigen Verhältnissen unabhängige Zukunft zu begründen, die sich ihm jedoch in behaglicherer Weise im väterlichen Hause eröffnet, wenngleich er es auch nicht mehr über sich gewinnen konnte, sie mit Lilli zu theilen.

Von nun an vermochte er es nicht mehr, ihr wahrheitsgetreues Bild in sich festzuhalten, und während er dasselbe in den Augen seines Vaters als eine „Staatsdame" auftreten läßt, mit welcher eine Verbindung

einzugehen, völlig „unpassend“ erschienen, vermag er es doch wieder nicht, jene komischen Eifersüchteleien zu bemeistern, welche die zur Messe herbeigekommenen und Lilli umringenden Verwandten und Freunde in ihm erregen. Diese mit sich selbst uneinig gewordene Stimmung rief das dieselbe so wahr charakterisirende Gedicht „Lilli's Park“ hervor, in welchem ihre reizende Unwiderstehlichkeit einen glänzenden Triumph feiert. Vergebens ist er bemüht, dagegen anzukämpfen, und selbst seine, am Schluß jener so interessanten Dichtung heraufbeschworene Ermannung muß den Gefühlen weichen, denen er über „das Unglück seiner Entsagung“ in dem schönen Liede aus der Oper „Erwin und Elvira“:

„Ihr verblühet, süße Rosen, meine Liebe trug euch nicht,“

einen eigenthümlichen und tief empfundenen Ausdruck gibt.

Daß nun alle diese sich widerstrebenden Gefühle seiner Zeit den jungen Göthe tief ergriffen und bewegten, erscheint leicht erklärlich; weniger jedoch, daß dieser Herzenskampf, selbst im Verlauf einer längeren und ruhiger gewordenen Lebensanschauung, so wenig von dem Herben seiner früheren Eindrücke verloren. Wem daher Lilli nicht blos als eine liebliche Staffage in den Erlebnissen des Dichters erscheint, sondern wer sie, wie ich, nach ihrem Leben und Wirken beurtheilen und schätzen gelernt, für den muß die Rolle, welche ihr die „Dichtung und Wahrheit“ angewiesen, allmälig peinlich werden, und er wird sich erst dann wieder erleichtert finden, wenn ihr Andenken auf seiner Reise nach Italien unter den Unterhaltungen mit Jungfer Delph in Heidelberg endlich erlischt. —

Gewiß würde es nun sehr interessant sein, sich diesen übersichtlich zusammengestellten Momenten des Verhältnisses Göthe's zu Lilli gegenüber auch auf den Standpunkt der Letzteren stellen zu können, um zu erfahren, in welchem Lichte ihr der geniale junge Dichter damals wohl erschienen. — Selten hat ein kaum siebenzehnjähriges junges Mädchen einen größeren Triumph ihrer Reize gefeiert, wie es Lilli sich rühmen konnte, als sie eine so gewaltige Genialität zu ihren Füßen sah. Wie so höchst anziehend würde es daher nicht sein, allen den zarten geistigen Fäden von ihren Anfängen an folgen zu

können, welche sich aus diesem jugendlichen Mädchenherzen zu dem anmuthigen Netze entspannen, in dem sich dieser hochstrebende Geist gefangen sah, als er, sich dessen bewußt werdend, das so bezeichnende Gedicht:

> Herz, mein Herz, was soll das geben?
> Was bedränget dich so sehr?

niederschrieb. Vergebens bemüht, sich dieser Rosenbanden zu entwinden, vermochte er nur, sie gewaltsam zu zerreißen, und sicher geschah das nicht ohne Verletzungen, die ohne Zweifel auch für Lilli sehr empfindlich waren und die während ihres Verlaufs wohl in so manche Phasen traten, welche, würden sie mit gleicher Offenheit dargelegt, wie uns Göthe von seiner Seite die ihn berührten geschildert, gewiß die psychologischen Ausbeutungen des großen Dichters in sehr interessanter Weise bereichern müßten. —

Leider ist jedoch von allem dem nichts in mein Archiv übergegangen. So vielfältig ich mich auch bemüht habe, den Schleier einer Discretion um etwas zu lüften, die in so feinfühlender Weise mit jener kecken Naivität contrastirt, womit sich manch anderes Frauenherz dem großen Dichter angeschmiegt, um ihn zu seinem Ideale zu erheben: so konnte ich die Motive dieser Zurückhaltung am Ende doch nur in Göthe's eigenem Ausspruche über Lilli finden, als sie ihm noch als die „Mäßige, Liebe, Verständige, Schöne, Tüchtige, sich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenschaftslose“ erschienen und als welche sie denn auch später ihren Ideenkreis in dem ihr zu Theil gewordenen, von so manchen ernsten Momenten begleiteten Beruf so vollständig aufgehen ließ, daß es ihr wohl selbst schwer geworden sein würde, ihr Bild in den Umrissen wieder zu erkennen, wie es Göthe von ihr entworfen. —

Ob ihr dieselben seiner Zeit noch zu Gesicht gekommen (sie starb 1817), ist mir nicht bekannt; in wie weit sie ihr jedoch in Wahrheit geglichen, dazu gibt die kurze Schilderung den besten Commentar, welche ihr Bruder in seinem Archive über sie niedergelegt. „Meine Schwester Lilli,“ heißt es darin, „war von der Natur mit einer schönen und interessanten Gestalt begünstigt worden. Der Ausdruck eines lebhaften

Geistes und talentvoller Befähigung, der aus ihren sprechenden Augen leuchtete, mischte sich mit den weichen Zügen einer edel geformten Gesichtsbildung, und schuf eine Harmonie darin, die schon beim ersten Anblick auf ein gutes, Allen wohlwollendes Herz schließen ließ. Dabei hatte ihre Mutter nichts versäumt, ihr eine sorgfältige, selbst glänzende Erziehung zu geben, und darum zog diese, so äußerst liebliche Erscheinung auch Alles an sich, was in ihre Nähe kam." —

Ich bin zu meiner Freude im Stande, diese kurze Schilderung durch ein sehr gelungenes kleines Portrait zu ergänzen, welches nach einem Dosenbilde radirt ist, das ihre Tochter einst für ihren Onkel nach der Natur malte. Betrachten wir dasselbe in allen seinen Einzelnheiten, so werden uns die letzteren bald auf alle jene trefflichen Eigenschaften leiten, welche ihnen die obige kurze Charakteristik ihres Bruders beigelegt. Die schöne, regelmäßige Gesichtsbildung, die selbst ein vorrückendes Alter nicht ganz verwischen konnte, lassen noch deutlich alle die anmuthigen Vorzüge darin erkennen, welche sich einst in dem Originale vereinigt; nur daß die dem letzteren eigene, für Alles, was seinem Herzen näher stand, sich aufopfernde Hingebung bereits sichtbare Spuren zurückgelassen, in welchem hohen Grade es derselben fähig gewesen, und bald wird man Gelegenheit haben, sich zu überzeugen, daß sein Geist dabei auch eine Stärke geoffenbart, die man diesen so sanften und feinen Zügen kaum zutrauen sollte.

Daß die Auflösung des Verhältnisses zu Göthe für Lilli schmerzlich gewesen, läßt sich wohl um so mehr annehmen, da die erste Liebe eines jungen Mädchens gewöhnlich die lebhaftesten Eindrücke zurückzulassen pflegt; besonders aber, wenn der Gegenstand ein in jeder Beziehung so interessanter gewesen, wie es hier der Fall war. Ob jedoch bei alledem ihre Empfindungen von einer gleich schwärmerischen Nachhaltigkeit beseelt waren, wie jene, welche sich vierzig Jahre später in so eigenthümlicher Weise noch um die Liebe des bereits sechzigjährigen Dichters beworben: darüber fehlt mir jede nähere Andeutung. Gewiß aber ist es, daß ein siebzehnjähriges jugendliches Mädchenherz nicht allzulange leer zu bleiben pflegt, besonders wenn es von einer Mutter überwacht und

geleitet wird, deren sehnlichster Wunsch es ist, der Tochter eine glückliche Zukunft zu bereiten.

Dazu nun glaubte Frau Schönemann vorzugsweise einen jungen Mann, Namens Bernard aus Straßburg, befähigt, der, aus einer angesehenen Familie stammend, hier in Frankfurt sowohl durch sein schönes männliches Aeußere, wie durch seine Bildung und eine dem englischen Charakter sich zuneigende originelle Denkweise in allen Familien Zutritt fand und überall gerne darin gesehen wurde. —

Dabei mochte seine sich auf vielen Reisen erworbene Weltkenntniß, sowie seine kaufmännische Gewandtheit bei Frau Schönemann auch wohl die stille Hoffnung erwecken, in ihm den Mann zu finden, der als ihr Schwiegersohn an die Spitze ihres Bankhauses treten und demselben im Vereine mit ihrem ältesten Sohne einen neuen Aufschwung verleihen könne. Mehr aber noch als das, war es wohl die Aussicht, die bei ihr in die Wagschale fiel, durch eine solche Verbindung sich die geliebte Tochter in ihrer Nähe zu erhalten und damit den liebsten ihrer Wünsche in Erfüllung gehen zu sehen. Kurz, Herr Bernard, der auch Lilli's Zuneigung sich zu erwerben gewußt, schied mit der Hoffnung von hier, ihre Hand davonzutragen, sobald er sich über die Existenz näher erklären würde, welche er ihr für die Zukunft zu bereiten im Stande sei.

Nach Straßburg zurückgekehrt, war es nun die erste Sorge des jungen Mannes, seine finanziellen Verhältnisse näher zu prüfen und auseinander zu setzen, um alsbald jeden Anstand über das Genügende derselben zu beseitigen. Er hatte bis dahin ziemlich unbesorgt von den Revenüen eines bedeutenden, ihm zugehörigen Hüttenwerks in der Nähe von Straßburg gelebt, dessen Leitung er einer Verwaltung vertraut, und dahin begab er sich, um den augenblicklichen Stand des Geschäfts näher einzusehen. Hier aber müssen sich durch nicht gehörige Beaufsichtigung und vernachlässigtes rechtzeitiges Einschreiten Verluste entdeckt haben, die ihn bald die Unmöglichkeit wahrnehmen ließen, eine Familienverbindung einzugehen, die in Folge getäuschter Erwartungen nur das Unglück des von ihm geliebten Gegenstandes herbeigeführt haben würde.

Das Unerwartete dieser traurigen Entdeckung wirkte so lähmend und vernichtend auf das Gemüth des jungen Mannes, daß er, von tiefer Melancholie ergriffen, nicht mehr zu den Seinigen nach Straßburg zurückkehrte, sondern plötzlich spurlos verschwand. Alle Nachforschungen blieben fruchtlos; endlich fand man in einem unbeachtet gebliebenen Fache seines Schreibpultes einen Brief, worin er seine Lage entdeckt und zugleich den gefaßten Entschluß verkündet, seine Unüberlegtheit durch eine freiwillige Verbannung büßen zu wollen. Der Vater hatte zwar alles Mögliche gethan, die Verluste durch bedeutende Opfer zu ersetzen, aller angewendeten Mühe ungeachtet gelang es ihm jedoch nicht, die Spuren seines Sohnes aufzufinden, der rasch Europa verlassen hatte, und erst lange Zeit nachher erfuhr man auf indirecten Wegen, daß er in düsterer Zurückgezogenheit in Jamaika seinen Tod gefunden. —

Dieses tragische Ereigniß machte sowohl auf Lilli, als auch auf ihre Mutter den schmerzlichsten Eindruck. Während die Letztere sich anklagte, daß sie, von Aeußerlichkeiten geblendet, ihren Wünschen zuviel Gehör gegeben, mußte die arme Lilli die bittere Erfahrung machen, daß weder die glänzenden Eigenschaften eines großen Geistes, noch die vielversprechenden Formen eines Weltmannes es vermocht hatten, die süßen Hoffnungen zu rechtfertigen, mit denen sie ein junges, der Welt vertrauendes Mädchenherz erfüllt und — getäuscht hatten. —

Das war zuviel für ein so tieffühlendes Gemüth; Lilli erlag dieser herben Prüfung und erkrankte so ernstlich, daß sie langer Zeit bedurfte, sich wieder zu erholen und ihr geknicktes Herz zu der Resignation zu stimmen, die ihm allein seine Ruhe und dem Körper die entschwundenen Kräfte wieder geben konnte.

So waren ihr fast zwei Jahre des schönsten Jugendalters (zwischen dem achtzehnten und zwanzigsten) in stiller Zurückgezogenheit dahingegangen, die für jedes andere, zu so viel Ansprüchen berechtigte Mädchen zur höchsten Blüthenzeit gezählt haben würden. Sie dagegen schien nur bemüht zu sein, jede Regung des Herzens sorgfältig zu überwachen und sich auf eine Entsagung aller Hoffnungen vorzubereiten, die ihr bis daher nur unverschuldete und bittere Täuschungen bereitet hatten. Aber

das Sprüchwort: „glückliche Ehen werden im Himmel geschlossen" sollte sich dennoch an ihr bewähren und ihrem Herzen unerwartet den Mann zuführen, der ganz dazu gemacht war, es zu verstehen, zu würdigen und mit unauflöslichen Banden an sich zu fesseln.

Bernhard Friedrich v. Türkheim, Sohn eines der angesehensten Banquiers in Straßburg, hatte hier früher einige Jahre in dem Bankhause von Schönemann und Heyder als Volontär zugebracht, und damals nicht allein Lilli's Bekanntschaft gemacht, sondern auch eine zwar stille, aber um so tiefer wurzelnde Neigung für sie mit zurück in die Heimath genommen. Alle Bewerbungen um sie waren ihm nicht unbekannt geblieben, und er wußte sie männlich zu ertragen, da er ihnen keine Ansprüche entgegenstellen konnte und seine Stellung noch nicht der Art war, daß er als Mitbewerber hätte auftreten können. Aber ein hier zurückgebliebener Freund hatte ihn fortwährend von Allem, was die im Stillen Geliebte betroffen, unterrichtet, und als die letzte stürmische Katastrophe vorüber, erwartete er ruhig sowohl die Wiedergenesung der Geliebten, als auch den Zeitpunkt, wo es ihm seine Selbstständigkeit gestatten würde, ihr mit seiner Hand zugleich auch eine anständige Existenz antragen zu können; dann erst kam er hieher, um seine Bekanntschaft mit Lilli zu erneuern und seine Bemühungen um sie deutlicher hervortreten zu lassen.

Ein Mann von so trefflichem Herzen, das, ihr stets erkennbarer, eine lang für sie gehegte treue Liebe entfaltete, konnte nur den wohlthuendsten Eindruck auf dies, kaum neues Vertrauen gewinnende Gemüth machen, das nur nach und nach wieder an dem festen und männlichen Charakter zu erstarken begann, den ihr ein längerer Umgang mit dem jungen Manne stets deutlicher wahrnehmen ließ. Endlich waren alle zagenden Zweifel überwunden, und am 9. August 1778 leitete die Verlobung eine der glücklichsten Ehen ein, die jemals zwei so edle und einander so werthe Herzen vereinigt hat.

Frau Schönemann, überglücklich, die Zukunft ihrer Tochter unter dem Schutz eines so trefflichen Mannes zu wissen, begleitete dieselbe nach Straßburg, um für die Einrichtung des jungen Ehepaares Sorge zu tragen, und kehrte erst nach einigen Monaten hieher zurück, nach-

dem sie die Ueberzeugung gewonnen, daß für ihre Lilli nichts mehr zu wünschen übrig blieb. —

Inzwischen war mein Schwiegervater aus Frankreich ins elterliche Haus zurückgekehrt und hatte hier einstweilen die Funktionen des Cassirers übernommen. Er war der Mutter doppelt willkommen, da ihr Herz seit der Trennung von der geliebten Tochter eine Leere empfand, die der sanfte und sich hingebende Charakter dieses ihrer Söhne auszufüllen am geeignetsten war. Sie trachtete nunmehr, auch diesem eine glückliche Zukunft und sich selbst damit ein ihr herannahendes Alter erheiterndes Familienleben zu bereiten, und unterhielt sich öfters mit ihm über die Begründung eines solchen, indem sie dabei auf diese oder jene ihrer jungen Verwandtinnen hindeutete, die ihr zu einer passenden Partie geeignet schienen.

Hierin war ihr jedoch der junge Mann bereits zuvorgekommen, dessen Herz sich zu Marie Gontard, meiner späteren Schwiegermutter, hingezogen fühlte, welche durch ihre Schönheit und ihre anziehende gesellschaftliche Tournüre eine Menge Anbeter um sich versammelte. Marie Gontard zählte zu jener Zeit hier zu den glänzenden Partieen; sie war nicht allein schön und von einnehmender Lebhaftigkeit, sondern auch von dem Nimbus des Gontard'schen Namens umgeben, dessen Träger sich damals noch vorzugsweise als de pure sang betrachteten, und nicht so leicht Verbindungen eingingen, die nicht durch einen gewissen Rang oder sonst andere gewichtige Vorzüge als dazu würdig betrachtet werden konnten. In dieser Beziehung stand nun der junge Bewerber, der sich noch nicht einmal einer selbstständigen Stellung rühmen konnte, manchem seiner Nebenbuhler um Vieles nach, und darum hätte seine Mutter, die ungern ihn sich einem Korb aussetzen sah, es weit lieber gesehen, wenn er sich ihrer Protection vertraut und eine Wahl angenommen hätte, die unter ihrer zahlreichen und vermögenden Verwandtschaft nicht schwer zu treffen gewesen sein würde. Sie sollte indessen dieser Sorge nur zu bald überhoben werden, denn das Sprüchwort: „mit den alten Tagen kommen Sorg' und Plagen" bewährte sich auch an ihr; bedeutende Verluste, welche das Haus Schönemann und Wegelin erlitt, und wobei sie sich bethei-

ligt fand, erschütterten ihre Gesundheit und hatten eine Entkräftung zur Folge, die sie rasch (1782) ihrem Ziel entgegenführte. Die betreffenden Notizen über diesen herben Verlust sprechen den tiefsten Schmerz meines guten Schwiegervaters, sowie die kindlichste Verehrung für die Dahingegangene aus, die während ihres ganzen Lebens stets nur von der treuesten Mutterliebe gegen ihre Kinder erfüllt gewesen.

Dieser betrübende Zwischenfall legte den Aussichten des jungen Schönemann zu einer Verbindung mit Marie Gontard neue und größere Schwierigkeiten in den Weg. Obgleich den Schönemann'schen Kindern noch immer ein nicht unbedeutender Vermögensantheil in Aussicht geblieben, so wußte man doch, daß sich derselbe zum größten Theil in dem Bankhause befand, welches durch die gewagten Unternehmungen des ältesten Sohnes bereits seinen Credit sehr erschüttert hatte und das somit die soliden Garantien nicht mehr darzubieten vermochte, die bei einer Gontard'schen Familienverbindung so sehr in Betracht kamen, weßhalb denn auch die Stimmberechtigten sich hier gegen eine solche erklären zu müssen glaubten.

Indessen hatte doch zwischen den jungen Leuten eine Verständigung stattgefunden. Marie Gontard zählte aber zu den erblühten Schönheiten, die den Kreis ihrer Anbeter ungern sich so bald lichten sehen und darum ihre jugendliche Freiheit einem allzulangen Brautstande bei weitem vorziehen. Es genügte ihr, unter der Zahl ihrer glänzenden Verehrer eine treue Seele zu wissen, auf deren Ergebenheit unter allen Umständen zu rechnen war, während sie selbst es für hinlänglich erachtete, deren Verehrung damit für sich wach zu erhalten, daß sie derselben auf den Bällen den Vorzug des ersten Walzers einräumte, ihr Shawl und Fächer zur Verwahrung anvertraute und ihr gestattete, sie in die Nähe einer interessanten Nachbarschaft zu Tisch zu führen, und alles das mit dem Versprechen zu belohnen, das Beste von der Zukunft hoffen und die Ereignisse in Geduld abwarten zu wollen. —

Unterdessen ging von Straßburg die Nachricht ein, daß Herr v. Türkheim sich durch mehrjährige, zu angestrengte Arbeiten in eine Stimmung versetzt sehe, welche es ihm zur Pflicht mache, sich nach einer ihm näher zur Seite stehenden Hülfe umzusehen, die er wohl bei

Niemand mit mehr Zuversicht zu finden hoffen durfte, wie bei seinem Schwager Schönemann. Er machte ihm daher den Vorschlag, vorläufig mit einem mäßigen Antheil in sein Geschäft zu treten, wobei er für später eine größere Betheiligung in Aussicht stellte, und Marie Gontard gab mit Freuden ihre Zustimmung zu diesem Antrage, der ihrer Ungebundenheit noch einen weiteren Spielraum in Aussicht stellte, ohne ihre Zukunft zu gefährden, da sie der Treue ihres Anbeters vollkommen versichert sein konnte.

So sah sich denn der junge Mann nun in einen neuen Wirkungskreis versetzt, dem er auch seine Kräfte mit so viel Erfolg widmete, daß sich die anfänglichen Bedenklichkeiten des alten Herrn v. Türkheim, ihn zum Associe seines Sohnes aufzunehmen, bald dadurch überwunden sahen und er schon nach einem Jahre als wirklicher Theilhaber einer der geachtetsten Firmen in Straßburg auftreten konnte.

Diese Verbesserung seiner finanziellen Verhältnisse setzten ihn nun zwar in den Stand, seine Bewerbungen um Marien's Hand mit mehr Zuversicht zu erneuern, doch aber bedurfte es dazu noch immer um so größerer Anstrengungen, da durch die inzwischen erfolgte Liquidation des Hauses Schönemann und Wegelin sein darin sich befindendes Erbtheil um Vieles geschmälert worden war. Marie Gontard schien es übrigens mit einer Uebersiedlung nach Straßburg keineswegs allzusehr zu eilen; im Gegentheil schien sie es ganz angenehm zu finden, die oft sich erneuenden Versicherungen treuer Liebe und Ergebenheit entgegenzunehmen, ohne dagegen die Entsagung ihrer jugendlichen Freiheit in so nahe Aussicht zu stellen, daß dieselbe sich nur noch von der äußeren Gestaltung ihrer Zukunft abhängig gemacht hätte. Obgleich sie sich weder einer Sinnesänderung oder sonst eines anderweitig angeknüpften Verhältnisses dabei zu Schulden kommen ließ, konnte sie noch immer nicht zum Entschluß kommen, ihre Unabhängigkeit aufzugeben, und selbst ihre Briefe nach Straßburg wurden nach und nach so selten, daß, als der Geliebte, in seiner Ungeduld darüber, ernstlichere und dringendere Beschwerden dagegen erhob, sie am Ende ganz ausblieben. — Damit wurde die Lage des Armen um so peinlicher, da, wenn er sich bei seinen Freunden um die mögliche

Ursache dieser auffallenden Zurücksetzung erkundigte, er stets die Versicherung erhielt, es seien nirgendwie Anzeichen vorhanden, daß Marie Gontard ihre Gesinnungen gegen ihn geändert, oder daß sie sonst einen anderen ihrer Anbeter bevorzuge, von denen sie sich übrigens, wie früher, in allen glänzenden Cirkeln umschwärmt sehe.

So blieb denn dem ungeduldig Harrenden nur die Wahl, eine mit Geduld zu überstehende Caprice darin zu erblicken, oder seine Hoffnungen gänzlich aufzugeben, welche wenig befriedigende Alternative einen Kampf in ihm erzeugte, den seine, ihm treu zur Seite stehende Schwester Lilli, ungeachtet aller Trostgründe, kaum zu beschwichtigen vermochte. Sie konnte daher nur ein erwünschtes Ereigniß darin erblicken, als ihr Bruder im Verlauf des Winters in einem der damals üblichen Tanzkränzchen die Bekanntschaft eines jungen schönen Mädchens aus einer angesehenen bürgerlichen Familie Straßburgs machte, welche denselben auszuzeichnen schien, und wünschte nur, daß es ihr gelingen möchte, das Bild der säumigen Briefstellerin vollends aus seinem Herzen zu verdrängen und demselben Ruhe und Zufriedenheit wiederzugeben. Schon schienen ihre stillen Wünsche eine günstige Wendung nehmen zu wollen, da auch der Vater des jungen Mädchens bereits anfing, sich für den in allgemeiner Achtung stehenden jungen Mann zu interessiren, als deren Bruder an einem Nervenfieber erkrankte, dem er schon nach wenigen Tagen erliegen mußte. Kaum war er zur Erde bestattet, so fand sich auch die Schwester, die ihn treu gepflegt und nicht von seiner Seite gewichen, von derselben Krankheit ergriffen und, aller angewendeten Mühe der Aerzte ungeachtet, folgte auch sie ihm nach kurzer Zeit ins Grab. Ganz Straßburg nahm den innigsten Antheil an dem so plötzlichen und herben Verluste, den diese allgemein geschätzte Familie zu betrauern hatte, und es läßt sich denken, daß derselbe nicht minder tief von dem jungen Schönemann gefühlt wurde, dem im Umgange mit diesem interessanten und liebenswürdigen Mädchen kaum erst ein Hoffnungsschimmer aufgegangen war, für seine in Frankfurt verschmäht geglaubte treue Liebe einen würdigeren Ersatz zu finden.

Betrübten Herzens war er eben vom Grabe der so früh Dahingegangenen in seine Wohnung zurückgekehrt, als er hier zu seiner nicht

geringen Ueberraschung ein mit der Post von Frankfurt gekommenes, an ihn adressirtes Päckchen vorfand, welches eine niedliche Handarbeit und ein anonymes Billet mit den wenigen Worten enthielt: „Souvenir d'une personne qui n'a jamais cessé de vous rester attachée.“ — Mit einer kaum zu beschreibenden Empfindung, die aus der Trauer über den so eben noch innig beklagten Verlust in das freudige Gefühl übersprang, Alles wieder gewonnen zu haben, erkannte er Marie Gontard's Handschrift, und in demselben Moment stand auch sein treues Herz wieder in lichten Flammen für sie. Er eilte zu seiner Schwester, ihr die frohe Kunde mitzutheilen und mit ihr zu berathen, wie er am schnellsten zum endlichen Ziele seiner sehnlichsten Wünsche gelangen könne. Diese, aufs Neue eine vorübergehende Laune fürchtend, rieth, die Sache vorerst in die Hände seines Freundes in Frankfurt zu legen, der sich einer bestimmteren Deutung der von der Geliebten oben ausgesprochenen Gesinnung versichern, dann aber sofort bei der Familie um das Jawort anhalten sollte, welche Werbung auf das Nachdrücklichste von Seiten der Türkheim'schen Familie unterstützt werden würde. Die gewünschte Entscheidung ließ nicht lange auf sich warten. Marie entsagte mit dem zurückgelegten dreiundzwanzigsten Jahre ihrer jugendlichen Unabhängigkeit, und der überglückliche Bräutigam begab sich bald darauf nach Frankfurt, um am 17. Januar 1787 seine Vermählung mit ihr zu vollziehen.

Das junge Ehepaar übersiedelte nun alsbald nach Straßburg, wo es von der Familie Türkheim mit aller Herzlichkeit empfangen und aufgenommen wurde. Die Berichte des Archivs verbreiten sich in den heitersten Erinnerungen über eine Menge froher Ereignisse, zu denen in erster Linie auch die Geburt eines lieben Töchterchens zählte, bis sie mit dem Jahre 1789 anfangen, wieder einen ernsteren Charakter anzunehmen, indem sie von da an zu den Begebenheiten übergehen, zu welchen die beginnende französische Revolution Veranlassung gab.

Schon war in Paris die Bastille erstürmt worden, wodurch sich auch über die Provinzen schnell eine Aufregung verbreitete, welche sich zwar anfänglich in Straßburg, wo das deutsche Blut vorherrschte, noch am wenigsten fühlbar machte, bald aber auch dort durch

die von Paris zuströmenden revolutionären Elemente in beklagenswerthester Weise zum thätlichen Ausbruch kam. Unser Archiv enthält eine Menge Einzelnheiten darüber, die auch heute noch um so interessanter sind, da sich im Rückblick auf das Jahr 1848 in den Anfängen beider Zustände viele Aehnlichkeiten erkennen lassen, die damals zum Theil wohl nur deshalb so schnell jene weltgeschichtliche Höhe erreichten, weil man es noch nicht verstand, ihnen im Entstehen die rechte Energie entgegenzusetzen, oder die aufgeregten Geister in eine sie beschwichtigende Bahn zu leiten, wozu freilich die Erfahrungen und Beispiele ähnlicher Zeiten noch fehlten.

Die Berichte über die tumultuarischen Scenen in Straßburg beginnen mit der Bestürmung des Rathhauses. Fünfzig Mann Soldaten, heißt es darin, würden hingereicht haben, dasselbe gegen die Demolirung zu schützen, die von einer Handvoll Pariser Revolutionäre projectirt und von Straßburger Polissons und fremden Handwerksburschen ausgeführt wurde, denen man weißgemacht hatte, die Zeit der allgemeinen Gütervertheilung sei nun gekommen — eine revolutionäre Verlockung, die auch in neuester Zeit nicht ohne Wirkung geblieben. Die Populace ließ sich auch damals das nicht zweimal sagen und hatte den Sinn der Phrase so schnell begriffen, daß man bei später darüber zur Rechenschaft gezogenen Individuen ganz mit Gold gefüllte Beutel fand, die einige derselben auch an den Galgen brachten.

Vier Stunden reichten hin, um alles, was im Rathhause, damals die Pfalz genannt, befindlich war, zu zerstören und es von unten bis oben unterm Dache rein auszuplündern. General Rochambeau ließ zwar beim Beginn des Lärmens die ganze Garnison ausrücken und das Gebäude mit einigen Regimentern umstellen, aber die Truppen sahen, Gewehr bei Fuß, ruhig zu, wie die zertrümmerten Meubles zu den Fenstern hinausflogen, weil sie Ordres hatten, nicht einzuschreiten, so lange kein Blut fließen würde. Als die vom Weine des Rathskellers berauschten Bursche mit dem Zerstörungswerk im Innern der Pfalz fertig waren, stürmten sie nach dem Archive, rissen die alten Folianten und Aktenstöße aus ihren Gefächern und zerstreuten deren zerschnittenen Inhalt auf die Straße, so daß man bis ans Knie

durch die aufgehäuften Blätter schreiten mußte. Zu gleichem Zwecke versuchten die Stürmenden auch in die Hypotheken- und Pupillenzimmer zu dringen; Prinz Friedrich von Hessen-Darmstadt jedoch, der ein französisches Regiment commandirte und mit demselben sich in der Nähe befand, widersetzte sich dem Unfug und jagte die Plünderer mit einer Handvoll seiner Leute in die Flucht. Auch die Nationalgarde, bei welcher Herr Schönemann als Capitain fungirte, fing nun an, einzuschreiten, und trug das ihrige dazu bei, den Aufruhr zu beschwichtigen. Nicht so der damalige Königs-Lieutenant in Straßburg, General Klingling, dem sein höchst zweideutiges Benehmen bei diesen Auftritten den Beinamen „le père de la populaçe“ zugezogen hatte, bis er sich endlich selbst der Verspottung und dem Hohne eben der Classe Preis gegeben sah, die sich ihn zum Vater erkoren.

Nachdem der Senat wieder soviel Macht gewonnen hatte, diejenigen zur Verantwortung zu ziehen, die sich vorzugsweise bei diesen Scandalen betheiligt, sah sich die Ordnung zwar einigermaßen wieder hergestellt, doch wurde dieselbe bald aufs Neue und diesmal sogar durch das Militär selbst gestört, unter dessen Schutz man sich sicher geglaubt hatte. Man wollte nämlich demselben für seine gute Haltung bei dem ersten Aufstande eine Festlichkeit bereiten, wozu jedoch Prinz Friedrich von Hessen und Prinz Max von Zweibrücken, nachmaliger König von Bayern, für ihre deutschen Regimenter nur unter der Bedingung ihre Zustimmung geben wollten, wenn ihre Soldaten dabei in den Kasernen consignirt bleiben würden. Das geschah auch; nun aber zogen die Franzosen vor die letzteren und forderten ihre Cameraden auf, sich dem aristokratischen Befehle zu widersetzen und die ihnen zugedachte Belustigung in ungebundener Freiheit zu genießen. Dem wurde Folge geleistet, und bald durchzogen die Soldaten truppweise und Arm in Arm die Stadt, drangen in die Wein- und Bierhäuser, schleiften im trunkenen Uebermuth die vollen Fässer auf die Straßen, die sie jubelnd damit durchzogen, so daß am Abend Tausende von Betrunkenen darin umherlagen, und die friedlichen Bürger sich während vierundzwanzig Stunden den Ausbrüchen brutalster Rohheit ausgesetzt sahen.

Mit ähnlichen Scenen wie die erwähnten leitete sich nach und nach jene Schreckensperiode ein, die sich später über Straßburg verbreitet und die so viele schmerzliche Erinnerungen zurückgelassen hat. Bald sah man sich genöthigt, seine politischen Gesinnungen mit ängstlichem Mißtrauen einander zu verbergen und seinen Umgang nur auf die allernächsten Familienglieder zu beschränken, um jeden Anlaß zu vermeiden, sich in irgend einer Weise zu verdächtigen. Man verschloß sich frühzeitig in seinen Wohnungen, verhing sorgfältig alle Fenster, damit kein Licht die Anwesenheit ihrer Bewohner verrathen und der nächtlichen Spionage Anlaß geben möchte, in die Häuser zu dringen und irgend einen Vorwand zu gefahrbringenden Denunciationen darin aufzusuchen, u. s. w.

Daß sich unter so trüben Verhältnissen die junge, lebenslustige Frau Schönemann in Straßburg nicht gefallen und noch weniger sich dort gewöhnen konnte, war leicht begreiflich. Um so freudiger folgte sie daher den Einladungen ihrer Mutter, der Frau Gontard, zu den Krönungsfesten des Kaisers Leopold, und später des Kaisers Franz II. (1792), und würde wohl lieber ganz in Frankfurt geblieben sein, wenn Herr Schönemann sie dort nicht wieder abgeholt, und auch der General Cüstine sie nicht überzeugt hätte, daß selbst die Krönungsstadt vor dem Andringen des Franzosenthums gleichfalls nicht gesichert sei. Dieselbe wurde nämlich sogar während der Krönung des Kaisers Franz von der unter ihrem kühnen Heerführer überall vordringenden französischen Armee bedroht, und da die Schönemann'sche Familie, als in Straßburg verbürgert, fürchten mußte, sich als Emigranten behandelt zu sehen, so flüchtete sie sich mit vielen Anderen, von Kriegsfurcht angesteckten, nach Friedberg, entschlossen, im Nothfall selbst weiter bis Cassel zu retiriren. Die Franzosen kamen jedoch glücklicherweise diesmal noch nicht, und so wurde denn endlich die Rückkehr nach Straßburg mit neugewonnenem Muthe über Heidelberg angetreten.

In diese Zeit der Unsicherheit, der drückenden Beängstigung und der trübsten Aussichten in die Zukunft gehört ein in meinem Archiv sich vorfindender Brief Lilli's, den sie ihrem Bruder (am 29. Juli 1792) nach Heidelberg schrieb, wo derselbe, auf der Rückreise nach Straßburg

begriffen, bei seinen Brüdern verweilte, um mit dem älteren, dem Administrationsrath Schönemann, die Angelegenheiten des jüngeren zu berathen, der durch verfehlte Speculationen um sein Vermögen gekommen war. Der ganze Werth der trefflichen Frau tritt darin so wahr und ansprechend hervor, daß ich nicht umhin kann, den Brief als einen Beleg hier mitzutheilen, wie beglückt der Gatte sich fühlen konnte, dem eine so edeldenkende, von ächter Weiblichkeit beseelte Lebensgefährtin zu Theil geworden.

Sie beginnt damit, ihren Bruder wegen seines längeren Verweilens in Heidelberg zu beruhigen, da derselbe fürchtete, seinem Schwager, v. Türkheim, dem während seiner Abwesenheit die Sorge um das Geschäft allein oblag, zu große Anstrengungen zuzumuthen, die allerdings in jenen stürmischen Zeiten um so schwerer auf ihm lasten mochten. Sie schreibt:

Je m'empresse de vous accuser la réception de votre lettre du 25 courant, et vous prie de croire que mon mari ne peut ni ne veut hâter votre retour dans un moment où des affaires de famille nécessitent votre présence tant à Heidelberg qu'à Francfort. J'espère, mon cher ami, que vous lui rendez la justice que lorsqu'il s'agit du bonheur ou de la tranquillité de ses amis, il ne consulte que son cœur, et que celui-ci vôte toujours pour eux.

Il est vrai, mon cher, qu'il est fort occupé, mais je regarde cela comme un grand bonheur pour lui; cela le distrait, l'empêche de penser aux désagréments qu'il éprouve, et il puise dans l'idée consolante de remplir son devoir, de nouveaux motifs de consolation. Il est bien résolu à supporter courageusement tout ce que la providence pourra lui infliger, et moi décidée à partager son sort quelque malheureux qu'il puisse être. — J'espère tout de la bonté de Dieu, beaucoup de la bonté de notre bourgeoisie et plus encore de la conduite de mon mari et de la droiture de ses intentions.

Je vous prie de remercier la Delph de la bonté avec laquelle elle s'est occupée de moi; je ne puis et ne dois pas céder aux instances qu'on me fait; il est des circonstances dans la vie où

le devoir doit l'emporter sur toutes les autres considérations, et où il faut réprimer toute pusillanimité pour animer et fortifier son courage. Je ne vous cacherai pas cependant que j'ai quelquefois besoin de toute ma raison pour ne pas perdre de vue la main bienfaisante qui nous guide; puisse cet être tout puissant nous donner la force et la prudence nécessaires pour nous soutenir au milieu des orages, et nous préserver de malheurs à Strasbourg! —

Rappelez-moi au souvenir de notre frère et occupez-vous, je vous prie, d'un projet d'établissement pour l'autre. La Delph connaît si bien les productions du pays ainsi que les moyens à employer pour une entreprise quelconque, que je crois qu'elle pourra vous donner les renseignements les plus précis. Je sais qu'il est impossible d'y songer pour le moment, mais il est déjà consolant pour le malheureux de croire qu'on s'occupe des moyens d'adoucir son sort, ne serait-ce que pour un temps éloigné.

L'assemblée nationale vient de donner un décret non sujet à la sanction du Roi, pour autoriser de prendre le sixième homme dans le haut et bas Rhin. —

Nous vous embrassons tous bien tendrement et vous aimons toujours de même.

In Straßburg war es inzwischen wieder etwas ruhiger geworden. Die ordentlichen und besonneneren Leute hatten wieder mehr Einfluß gewonnen, und auch Herr v. Türkheim sah sich in den Municipalrath der Stadt berufen, der ihm die Ueberwachung der öffentlichen Wohlthätigkeits- und Sicherheitsanstalten übertrug. Dieser Wirkungskreis entsprach vollkommen seinen humanen Gesinnungen, und er entledigte sich der ihm übertragenen Amtspflichten mit soviel redlichem Eifer und Sachkenntniß, und rechtfertigte damit das in ihn gesetzte Vertrauen in so hohem Grade, daß ihn die Stadt bald darauf zu ihrem Maire erwählte.

Ungeachtet er nun weder das Schwierige, noch die großen Verantwortlichkeiten dieser neuen Stellung verkannte, mit welcher dieselbe gerade in der Zeit verknüpft war, wo man in der Hauptstadt des Landes eben im Begriff stand, dem Staatsoberhaupt, Ludwig XVI.,

den Proceß zu machen: war Herr v. Türkheim dennoch keinen Augenblick unschlüssig, die auf ihn gefallene Wahl anzunehmen und allen Gefahren des neuen Amtes muthig entgegen zu treten. Er glaubte seinen Mitbürgern diese Aufopferung schuldig zu sein, und scheute keine Anstrengungen, um die Ordnung und Sicherheit der Stadt aufrecht zu erhalten.

In dieser Beziehung äußert er sich damals in einem Briefe an Jungfer Delph in Heidelberg in einer ihn sehr bezeichnenden Weise: „Das Leben des Menschen," schreibt er, „ist nur ein Traum, und wir sind es uns selbst schuldig, so viel wie möglich dazu beizutragen, daß wir einst bei gutem Bewußtsein und mit gestärkten Kräften erwachen. Seien Sie ohne Sorgen um mich; ich bin munter und getrost, stehe mit Freuden meinem Berufe vor, und fühle mich vollkommen beruhigt unter dem Schutze des alten Gottes, den ich mir noch nicht habe wegphilosophiren lassen, soviel Versuche gegenwärtig auch dazu gemacht werden." —

Schon aber hatte die französische Revolution einen Grad erreicht, den zu bewältigen menschliche Kräfte nicht mehr ausreichten. Der Feldzug der Preußen in der Champagne hatte die Gemüther aufs Aeußerste exaltirt, und die Nachricht von der Einnahme der Festung Verdün durch dieselben hatte am 2. September (1792) in Paris jene gräßlichen Blutscenen zur Folge, welche die Geschichte mit Recht gebrandmarkt hat. Der Schrecken darüber durchlief das ganze Land, und wie tief sich auch die Türkheim'sche Familie davon ergriffen sah, spricht sich in erschütternder Weise in einem Briefe aus, den Lilli am 6. September an ihren Bruder schrieb und den ich als ein interessantes Aktenstück hier gleichfalls folgen lasse. Er lautet:

Je reprends la plume, mon cher ami, pour satisfaire au besoin que j'éprouve de m'entretenir avec vous. Mais malheureusement je n'ai rarement d'autre sentiment à exprimer que celui de la douleur. Nous sommes tous accablés par les nouveaux malheurs de la capitale, et nous pleurons la barbarie de nos concitoyens. Mons. Lachausse a communiqué hier à la commune une lettre de Paris contenant les détails des atrocités commises. L'on a forcé les prisons et massacré tous les prisonniers détenus depuis

l'affaire du 10. Les cruautés commises sont à peine croyables, et l'on reste immobile aux récits qu'on en apprend. Les assassins se sont portés à tous les excès possibles et n'ont conservé dans leur barbarie que la figure humaine; semblables au tigre, que le sang rend plus furieux encore, non contents des victimes immolées à leur rage, ils ont éventré les malheureux, leur ont arraché les boyaux pour s'en faire des ceintures, et, après y avoir attaché leurs pistolets, se sont montrés au peuple pour se glorifier de leurs exploits, en disant: „c'est ainsi qu'il faut punir les audacieux et les ennemis du peuple.“ Ils se sont portés ensuite dans une église où ils avaient enfermé 300 ecclésiastiques, les ont assassinés de leurs poignards fumants encore de sang humain, ont jeté les cadavres moitié vivants encore en criant: „vengeance à Dieu!“ par les fenêtres, où ils ont été chargés pêle-mêle, morts ou vifs, sur un grand chariot qui se trouvait préparé pour les recevoir et les emmener. — Non contents encore, ils ont été au Temple, et Dieu sait quelle fin ils préparaient au Roi! Mais tous les membres de l'assemblée s'y sont portés, et ont épargné de nouveaux malheurs à la France. Ils ont ensuite forcé l'assemblée de décréter qu'on tirerait à la milice, que 150,000 habitants se porteraient aux frontières et que ceux qui ne voudraient pas y aller en personne, seraient forcés de donner leurs armes.

Voilà, mon cher ami, le récit des détails de toutes les férocités commises; je ne me permets aucune réflexion et ne demande pas vengeance, mais justice au Dieu que j'adore. L'impression que cette nouvelle produit sur notre public est différente d'après l'opinion, qui est encore bien variée, et il y a même des personnes qui excusent tout; on a relâché hier ici les prisonniers détenus pour indiscipline militaire, et nous pourrions fort bien nous attendre ici à quelques gentillesses parisiennes, si notre bourgeoisie était moins bonne et paisible. Je suis souvent émerveillée de voir que la conduite ou les procédés à la mode n'entraînent pas plus de désordres.

Voici mon mari retourné à sa qualité de factionnaire; vous n'auriez pas été peu édifié de le voir monter sa garde; je voulais lui faire visite ou passer de loin lorsqu'il ferait sentinelle, mais je n'ai pu en obtenir la permission. Je suis enchantée de lui voir assez de courage et d'égalité d'humeur, pour se prêter galamment à tout ce qu'on pourrait demander de lui; vous connaissez ses dispositions, il a toujours été l'ami de la bourgeoisie et son patriotisme consiste dans le désir qu'il a de les rendre heureux; s'il fait dans tous les moments de sa vie tout ce qui dépendra de lui pour consolider leur bonheur, le cercle d'activité dans lequel il se trouve le rend parfaitement heureux et compense tous les chagrins que les malheurs publics engendrent, &c., &c.

Der Schluß dieses interessanten Briefes beweist, mit welcher treuen Liebe und Werthschätzung sie ihrem Gatten ergeben war, in dessen edler Denkungsweise sie die sicherste Bürgschaft erblickte, daß sein aufrichtiger und wahrer Patriotismus überall anerkannt und dadurch ihnen zur zuverlässigsten Schutzwehr gegen die Anfechtungen der Zeit und der Verhältnisse werden würde.

Bald indessen sollte sich auch Herr v. Türkheim überzeugen, daß der redliche Wille eines Einzelnen nicht mehr vermögend war, gegen den stets mehr wachsenden Sturm jener Zeit anzukämpfen. Ludwig XVI. verblutete unter dem Messer der Guillotine und der Terrorismus der Jacobiner erlangte damit jene alles niedertretende Oberhand, die sich, wie bekannt, während ihrer Dauer in so entsetzenerregender Weise fühlbar gemacht. Auch in Straßburg erschienen drei ihrer Abgeordneten aus Paris, und unter ihnen der berüchtigte Rühl mit dem gefürchteten Schreckensinstrument, der Guillotine, im Gefolge, die er in fortwährender Bewegung erhielt, bis er endlich, um selbst ihr zu entgehen, sich ums Leben brachte.

Die Herren kamen mit dem Auftrage, das corps administratif von den Elementen der Aristokratie zu reinigen und alle Functionäre abzusetzen, die nicht zu ihrer extremen Partei zählten. Auch dem Herrn v. Türkheim, der keineswegs zu der letzteren gerechnet werden konnte, wurde daher gleichfalls dieses Loos zu Theil, und er entsagte um so be-

reitwilliger einem Amte, das ihn fortan nur zum Vollstrecker der empörenden Maßnahmen einer Schreckensregierung gemacht haben würde. Er zog sich mit seiner Familie auf ein ihm gehöriges Gut, Posttorff in Lothringen, zurück, wo er die Ereignisse um so ruhiger abzuwarten gedachte, da sich das damals gerade sehr belebte Geschäft seines Hauses bei seinem Associe Schönemann in den zuverlässigsten Händen befand.

Der Tod seines Vaters und das damit verbundene Ordnen seiner Familienangelegenheiten rief ihn indessen bald wieder nach Straßburg zurück, und da die stets zunehmende Unsicherheit aller Verhältnisse zu größerer Vorsicht mahnte, so wurden zugleich alle Maßregeln getroffen, sofort eine Liquidation der Geschäfte eintreten zu lassen und beide Associes für den Fall einer unerwarteten persönlichen Gefährdung in den Stand zu setzen, in der Weise zu verfahren, wie es ihnen für den Augenblick als geboten erscheinen würde. Herr v. Türkheim kehrte sodann nach seinem ruhigen Asyle in Posttorff zurück, die Interessen des Hauses seinem Schwager Schönemann überlassend, der, entschlossen, sie unter allen Umständen zu wahren, seine Einrichtungen traf, den Ereignissen nach Maßgabe der ersteren entgegenzutreten.

Indessen waren dabei die stets zunehmenden Besorgnisse seiner jungen Frau außer Berechnung geblieben, die der allerfinstersten Zukunft entgegensah; es war ihr unmöglich, länger in Straßburg auszudauern, und sie drang auf das Bestimmteste darauf, dasselbe zu verlassen, was jedoch nicht ohne große Schwierigkeiten bewerkstelligt werden konnte, da das französische Gouvernement jede Entfernung als Emigration betrachtete und die Ertheilung der unumgänglich nöthigen Päße entschieden verweigerte. Endlich gab der Tod der Frau v. Alphen, einer Tante der Frau Schönemann, und die ihr damit in Aussicht stehende Erbschaft einen schicklichen Vorwand, die so sehnlichst gewünschten Päße zu erlangen, unter deren Schutz dann die Reise in die Heimath sofort angetreten wurde. Man wählte den Weg über Basel, um auf dieser Route am schnellsten und sichersten über die französische Grenze zu kommen, da alle anderen Auswege durch die Kriegsunruhen weit schwieriger geworden waren; aber auch selbst auf dieser kurzen Strecke fehlte es so wenig an wahrhaft abenteuerlichen Hindernissen, daß Frau

Schönemann erst dann wieder von ihren Beängstigungen frei aufathmen konnte, als sie durch die Thore von Basel fuhr und damit zugleich das Gelöbniß bei sich ablegte, nie wieder in den Abgrund der Revolution nach Straßburg zurückzukehren.

Ganz ohne Begründung war dieser Abscheu nun freilich nicht, denn der Terrorismus und die Verfolgungen der Angesehensten im Lande hatte sich bis zu einem, überall Schrecken verbeitenden Grade gesteigert. Dabei sahen sich die in Straßburg anwesenden Frankfurter noch besonders gefährdet, da sie, als solche, seit der durch die Hessen erfolgten Vertreibung Cüstine's aus letzterer Stadt, dort vor allem übel angeschrieben waren. Außerdem wurden allenthalben Arrestationen in Masse verfügt und Leben und Freiheit eines Jeden bedroht, der sich durch seine politischen Gesinnungen nur im mindesten verdächtigte oder der Vermuthung Raum gab, daß er zu emigriren beabsichtigte.

In diesem Sinne fanden denn auch in Straßburg an 5000 Verhaftungen Statt, unter denen sich auch Herr v. Türkheim begriffen sah, der dahin gekommen war, seine kranke Mutter zu sehen und ihre ängstlichen Besorgnisse zu mindern, nicht ahnend, daß er selbst die Veranlassung werden würde, dieselben bis aufs Höchste zu steigern. Er wurde mit vielen andern der angesehensten Bürger ins Seminar detenirt, welches man eiligst zu einem Gefängnisse umgeschaffen und das kaum die große Zahl der Inhaftirten zu fassen vermochte, womit man es überfüllt hatte. Hier mußte er von Mitte September bis 5. October (1793) getrennt von seiner Familie und in der Ungewißheit über sein weiteres Schicksal ausharren, und damit war auch für Lilli eine Prüfungszeit gekommen, deren Schwere ihren ganzen Muth und ihre Standhaftigkeit in Anspruch nahm, sie zu bestehen. Zu den beängstigenden Sorgen um den so hart bedrohten Gatten gesellten sich auch die um ihre noch kleinen Kinder, sowie um ihre bejahrte und auf den Tod kranke Schwiegermutter, und wahrlich, hätten ihr hier nicht die Grundzüge ihres Charakters, die schon Göthe als besonnene, die Ereignisse stets mit klarem Bewußtsein ausgleichende bezeichnete, erhebend zur Seite gestanden, es würde ihr kaum möglich gewesen sein, dem Ausgange des allseitig auf sie Einstürmenden mit ausharrender Fassung entgegen zu sehen.

Indessen scheint die Achtung und die Zuneigung, die sich Herr v. Türkheim früher schon unter der Bürgerschaft in so hohem Grade erworben, nicht ohne Einfluß auf die Wendung seines Geschicks geblieben zu sein. Es gelang, seine Gefangenschaft in einen Hausarrest umzuwandeln, um seiner Mutter bei ihrem herannahenden Ende den letzten Trost seiner Gegenwart gewähren zu können, und als dieselbe in seinen Armen verschieden, gestattete man ihm, sich mit seiner Familie bis auf zwanzig Stunden weit von Straßburg aufs Land zurückzuziehen, was er denn auch freudig benutzte, um sein friedliches Posttorff alsbald wieder zu erreichen.

Hier lebte er geraume Zeit unangefochten von den Stürmen der Revolution, deren Verheerungen, nicht bis zu seinem Asyle dringend, ihm fast nur durch die öffentlichen Blätter bekannt wurden. Bald hatte sich auch die so achtungswerthe Familie das ungetheilte Vertrauen und die Liebe aller Einwohner im Orte erworben, da dieselbe in ihrer Zurückgezogenheit ihre wohlthuendste Zerstreuung darin fand, sich Andern nützlich zu machen und überall den Hülfsbedürftigen beizuspringen, die ihren Beistand oder ihren Rath in Anspruch nahmen.

Der Lohn für diese so edlen Bestrebungen ließ nicht auf sich warten. Eines Tages erschien ein Mitglied der Municipalität des Orts bei Herrn v. Türkheim und brachte ihm ein von Straßburg an die Mairie gelangtes Requisitionsschreiben mit der Bitte, dasselbe doch zu lesen und ihm dessen Inhalt etwas näher zu erklären, da er selbst ihn nicht recht verstehen und begreifen könne. Herr v. Türkheim fand sich bereit, diesem Verlangen sofort zu entsprechen, der Beamte aber wollte sich nicht aufhalten und entfernte sich mit dem Bemerken, daß er, da er im Augenblicke ein dringendes Geschäft zu besorgen habe, später wieder kommen würde, um das Nähere zu erfahren. Wie groß war aber das Erstaunen des Herrn v. Türkheim, als er bei Entfaltung des Papiers einen gegen sich gerichteten Verhaftsbefehl darin erblickte, dem zufolge er ungesäumt unter Escorte nach Straßburg geführt werden sollte. Mit dem innigsten Dankgefühl erkannte er nun in der Art und Weise, wie die Ortsbehörde ihn von der ihm drohenden Gefahr in Kenntniß gesetzt, den Beweis der Anerkennung

seines ehrenwerthen Charakters, sowie des Wohlwollens, dessen sich so Viele im Orte von seiner Familie zu erfreuen gehabt und womit sich dieselbe die allgemeine Achtung seiner Bewohner erworben.

Auf der Stelle nahm er seine Maßregeln, verabredete mit seiner, in höchste Bestürzung versetzte Gattin den Plan zur Flucht der ganzen Familie, ordnete das Dringendste seiner Geschäfte und verließ dann, als Bauer verkleidet, bei hereinbrechender Nacht sein bisheriges Asyl, um der französischen Grenze zuzueilen, die er am nächsten bei Saarbrücken erreichen konnte.

Nach einem unausgesetzten und ermüdenden Marsche gelangte er am anderen Tage dort zu dem Ufer der Saar, an welcher jenseits die preußischen Vorposten standen. Im Begriff, die Brücke und damit die Grenze zu überschreiten, hörte er sich plötzlich von einer französischen Schildwache angerufen, die zur Ueberwachung der Passage auf einer Anhöhe postirt war. Er stellte sich, als höre er es nicht, und schritt, ohne sich umzusehen, voran, als aber bei dem zum Drittenmal wiederholten Rufe: „où allez-vous!“ der Soldat auf ihn anschlug, rief er ihm zu, daß er in den Wald zu den Holzfällern gehen wolle. „On ne passe pas!“ war die kategorische Antwort, und nothgedrungen sah er sich gezwungen, nach der Stadt zurückzukehren.

Man kann sich leicht seine Verlegenheit denken, sich, so nahe seinem Ziele, plötzlich in so bedrohlicher Weise aufgehalten zu sehen. Indessen fand er doch Mittel, sich so lange zu verbergen, bis der zu wachsame Posten abgelöst sein würde, um dann bei der Abenddämmerung seinen Fluchtversuch zu wiederholen. Diesmal gelang es; ungehindert passirte er die Brücke und erreichte am jenseitigen Ufer die preußischen Vorposten, in deren Mitte er sich in Sicherheit befand.

Mein Archiv bewahrt noch das flüchtig geschriebene Billet, welches Herr v. Türkheim, tief aufathmend, nach glücklich entronnener Gefahr an seinen Schwager Schönemann schrieb, um ihm von seiner Rettung Kenntniß zu geben, und ich lasse es der Merkwürdigkeit wegen hier folgen, da sein kurzer Inhalt eben so wahr die Situation des Augenblicks charakterisirt, wie es zugleich die Innigkeit seines Alles mit Liebe umfassenden Herzens verräth. Es lautet:

Ottweiler, den 8. Juli 1794.

„Lieber Freund! Nach zwanzig ununterbrochenen Stunden Fußmarsch bin ich mit Gottes Beistand glücklich bei den königl. preußischen Vorposten! Ich hoffe und wünsche sehnlichst, Dir in weniger als acht Tagen die Ankunft Deiner Schwester mit meinen fünf Kindern melden zu können. Nach dieser Vereinigung werden sich meine Wege weiter bestimmen lassen. Sonntag den 6. Abends, da ich sie verließ, waren Alle noch gesund und wohl. Gott segne Dich, Deine Frau und Kind. Halte den Ort meines Ausgangs geheim und grüße innigst meinen Mezler *).“

Es wurde nun sofort ein vertrauter Bote mit der Nachricht an Lilli abgefertigt, daß die Flucht gelungen und ihr Gatte in Sicherheit sei; zugleich wurde ihr der Weg bezeichnet, den sie zu nehmen habe, um ihm alsbald mit der Familie zu folgen. Das war indessen mit fünf noch kleinen Kindern keine geringe Aufgabe, da, wenn deren Emigration entdeckt worden wäre, man sie sicher sämmtlich als Geißeln zurückbehalten hätte, um den Vater zu zwingen, sich zu stellen, dann aber ohne Zweifel auch einem um so härteren Loose entgegen zu gehen. Es bedurfte das vollste und reinste Bewußtsein der Pflichten einer Gattin und Mutter, und der ganzen Hingebung eines treuen, davon erfüllten Herzens, um den wahrhaft heroischen Entschluß zu fassen, der in dieser Lage die meisten Chancen zu einem glücklichen Erfolge darbot. Lilli besann sich keinen Augenblick, ihn auszuführen.

Nach den darüber sich vorfindenden Notizen meines Schwiegervaters wurden die drei ältesten Knaben in eine ihre Herkunft nicht verrathende Kleidung gesteckt und ihrem eben so verkleideten Hofmeister übergeben, der stets eine kleine Strecke mit ihnen vorauswanderte. Lilli selbst folgte als Bäuerin costümirt und ihr jüngstes Kind, in ein Leintuch gebunden, auf dem Rücken tragend, während eine treue Wärterin, ebenfalls in Bauerntracht, mit dem kleinen Töchterchen an der Hand, ihr zur Seite ging.

---

*) Freund und Landsmann des Briefstellers und damals Senator hier in Frankfurt.

So erreichten die Flüchtigen nach einem langen und wie man sich denken kann, für so zarte Füße ungewohnten und darum um so anstrengenderen Marsche das Saarufer; der Hofmeister nahm mit den Knaben, von denen jeder ein Handtuch unter dem Arme trug, den Weg über die Brücke, gleichsam als kämen sie aus dem Orte, um zum Baden hinauszugehen. Sie kamen unangefochten hinüber, während Lilli dem Strome weiter abwärts folgte, um den ihr im Voraus bezeichneten Uebergang zu gewinnen, wo auf der anderen Seite der Hofmeister mit den Knaben ihrer warten sollte.

Auf dem Wege dahin mußte sie eine Gruppe französischer, sich im Flusse badender Soldaten passiren, welche die schöne junge Bäuerin im Vorübergehen neckend mit Wasser bespritzten, und hier hieß es standhaftig sein, um nicht aus der Rolle zu fallen. Aber alles wurde glücklich überstanden und an bezeichneter Stelle der Uebergang gefunden.

Mit welchen Gefühlen mag Lilli das jenseitige, ihr Rettung und Sicherheit gewährende Ufer betreten haben! Doch es blieb hier keine Zeit, denselben nachzugeben, denn es galt, so schnell wie möglich den nächsten, von den Preußen occupirten Ort zu erreichen, wozu es einer neuen Anstrengung bedurfte. Endlich angekommen, traten sie in's nächste Wirthshaus, wo Lilli ein Zimmer für sich und ihre Kinder begehrte. Der Wirth, der die Travestie der Familie nicht sogleich errathen mochte, hielt sie für gewöhnliche, damals so häufig ankommende Flüchtlinge und wies sie in das allgemeine Gastzimmer, wo gerade mehrere preußische Offiziere anwesend waren. Die kleine Caravane erregte deren Aufmerksamkeit, und einer von ihnen nahte sich derselben mit der Frage, woher sie kämen und wohin sie wollten? Lilli entgegnete, daß sie aus Straßburg emigrirt seien und sich nach Frankfurt zu ihren Verwandten begeben wollten. „Ich komme soeben von daher," bemerkte der Offizier, „und habe die Familie Schönemann dort kennen gelernt, die ebenfalls kürzlich erst aus Straßburg emigrirt ist." „Das ist mein Bruder," erwiderte Lilli, und damit hatte sie in demselben Augenblick ganz unerwartet einen Beschützer gefunden, der ihr auf der Stelle allen Beistand leistete, den ihre Lage erheischte. Es war dies

ein Herr v. Schulenburg, und eine nähere Erklärung ließ ihn sogar noch als mit der Türkheim'schen Familie verwandt erscheinen, da seine Gemahlin, eine geborne v. Löwenklau, in verwandtschaftlichen Beziehungen zu der Schwägerin des Herrn v. Türkheim stand.

Es wurden nun unter dessen Beistand sofort die nöthigen Anstalten getroffen, um die geflüchtete Familie weiter in Sicherheit zu bringen; doch scheint es, daß man, um alles Aufsehen zu vermeiden, für rathsam fand, die bisher in jener Verkleidung gespielte Rolle, selbst bis auf die Fußpartie, noch beizubehalten, da man Herrn v. Türkheim in dem nahen Ottweiler zu finden hoffte, wo man denselben verborgen glaubte. Derselbe hatte sich jedoch schon weiter von da nach Kaiserslautern begeben, wohin man ihm nun in der Weise folgte, wie in dem weiter unten folgenden Briefe des kleinen Sohnes Fritz Türkheim so naiv erzählt wird. Von hier aus schrieb Lilli jene mir so höchst interessanten Zeilen an ihren Bruder, die ich als das schönste Kleinod seines Archivs betrachte und bewahre, obgleich sie nur den Inhalt eines unscheinbaren Blättchens bilden. Sie tragen ganz das Gepräge der flüchtigsten Eile, sowohl wie eines höchst bewegten Gemüths, das, Ort und Datum unberücksichtigt lassend, nur Kunde der gelungenen Rettung giebt, und lauten:

„Ich eile, lieber Bruder, Dir meine und der Meinigen glückliche Ankunft in meinem Vaterlande zu melden. Was ich dabei empfinde, fürchte, wünsche — läßt sich nicht beschreiben. Nur das Einzige laß mich erwähnen, daß ich, nach einer fünfzehnstündigen Pilgerschaft, meinen Heinrich auf dem Rücken, Guillaume an der Hand und die anderen bei mir, glücklich durch alle französischen Vorposten und nun hier in Kaiserslautern angelangt bin. Nur eins fehlt jetzt noch zu meiner ganzen Zufriedenheit, die Vereinigung mit Türkheim! Daß er glücklich überall durch ist, wo ich hinkam, das weiß ich, aber auch das nur. Ich wende mich an Dich, mein Bester, mit der Bitte, ihm sogleich zu melden, daß ich ihm nach, und wofern ich keine Spur von ihm finde, nach Frankfurt gehe. Ich muß schließen unter Wiederholung meiner Freude und mit dem Sehnen nach Euch. Deiner lieben Frau und verehrungswürdigen Schwiegermutter empfehle ich mich und

bleibe in baldiger Erwartung, Dich zu umarmen, Deine Dich aufrichtig liebende Schwester

Lise v. Türkheim."

Da Herr v. Türkheim in Kaiserslautern nicht mehr angetroffen wurde, so vermuthete man, daß er nach Mannheim gegangen sei, aber auch hier fand Lilli statt seiner nur neue Belegenheiten, indem ihr gesagt wurde, daß ihr Bruder Schönemann nicht in Frankfurt anwesend, sondern mit seinem kranken Schwager, Franz Gontard (siehe oben), nach Pyrmont gegangen wäre, von wo er erst in vierzehn Tagen zurückerwartet würde.

In dieser Noth wählte sie das Kürzeste, um zu den ihr verwandten Freunden zu gelangen, und schrieb an ihren Schwager, den Administrationsrath Jakob Schönemann in Heidelberg, ihr beizustehen und sie von Mannheim abzuholen. Er kam auf der Stelle und mit ihm, zu ihrer unbeschreiblichen Freude, ihr so heißersehnter, geliebter Gatte, der erst in Heidelberg ein Asyl gefunden, wo er sich ganz sicher fühlte. Die ganze Familie kehrte nun, überglücklich, endlich wieder vereint zu sein, dahin zurück.

Ich kann nicht umhin, hier noch die drei Briefchen einzuschalten, welche Lilli's älteste Knaben in dieser Zeit an ihren Onkel Schönemann nach Frankfurt schrieben, und deren Inhalt nicht allein zur Vervollständigung der Fluchtgeschichte dient, sondern auch Zeugniß gibt, in welchem, die Familienliebe athmenden Geiste Lilli die Erziehung ihrer Kinder geleitet. Ich beginne mit dem jüngsten ihrer Söhne, Wilhelm, der noch keine Ahnung davon hatte, daß er einst als Adjutant des Generals Rapp dem Vaterlande unter eben der tricolore dienen würde, vor welcher er damals fliehen mußte. Er schreibt:

„Lieber Onkel! Denken Sie nur! auch ich und die Mama sind glücklich zu Heidelberg angekommen, und dort war der Papa, der auf einen Brief der Mama zu uns kam. Ich ging von Posttorf aus so tapfer, daß mir die Mama ein Paar Stiefel versprochen, die sie mir nächstens machen lassen wird. Leben Sie wohl; ich verbleibe ihr ergebenster Neffe

Friedrich Wilhelm Türkheim."

Die Sporen dazu hat er sich später ritterlich verdient; leider aber mußte er nur zu früh den dabei ausgestandenen Strapazen erliegen.

Der andere, von dem zweitältesten Bruder Karl herrührende Brief ist schon in einem, den Ernst der Lage mehr begreifenden und fühlenden Sinne abgefaßt. Er lautet:

Heidelberg, den 14. Juli (1794).

„Lieber Onkel!

„Endlich sind wir in dem Land der Freiheit angekommen. Den vorigen Dienstag um 6 Uhr Abends sind wir weg und die ganze Nacht hindurch gegangen und den andern Morgen um 9 Uhr in Saarbrücken angekommen. Dann sind wir durch St. Johann und auf einer Glashütte über Nacht geblieben. Den andern Morgen auf Ottweiler; von da nach Kaiserslautern; hernach von da nach Mannheim, wo Papa mit dem Onkel von Heidelberg zu uns kam. Unsere Ueberraschung und Freude, lieber Onkel, können Sie sich leicht vorstellen. — Wir werden die nämlichen Gefühle haben, auch Sie wieder zu sehen. — In dieser Hoffnung schließe ich und bleibe ihr sehr ergebener Neveu

Karl Türkheim."

Der Brief des Aeltesten drückt sich bereits mehr im Style des reiferen Alters aus, obgleich der Briefsteller wohl kaum erst das zwölfte Jahr erreicht haben mochte. Es heißt darin:

Heidelberg, den 14. Juli (1794).

„Mit Freuden ergreife ich die Feder, mein lieber Onkel, um Ihnen zu sagen, daß wir Ihren lieben Brief heute empfangen haben und Sie zu bitten, doch ja recht bald zu uns zu kommen. Sie werden sich verwundern, wie wir nach Heidelberg gerathen, da doch die Mama Ihnen geschrieben hat, sie würde nach Frankfurt gehen. Die Ursache unseres Wegbleibens will ich Ihnen erklären: Erstens erfuhren wir zu Mannheim, daß Sie nach Pyrmont gegangen seien, um Ihren Herrn Schwager dahin zu begleiten, und daß Sie erst in vierzehn Tagen zurückkommen würden. Und zweitens, da wir von Mannheim aus an den Onkel Robes (Jakob) geschrieben hatten, um ihn zu bitten, zu

uns zu kommen, so kam, denken Sie sich unsere Freude, der Papa mit ihm zu uns, von dem wir noch gar nichts wußten. — Stellen Sie sich vor, wie es uns in Ansehung des Papas erging. Wir glaubten ihn in dem ersten Orte anzutreffen; aber nein! denn da wir nach Ottweiler kamen, hieß es: Papa sei vermuthlich zu Kaiserslautern; aber daselbst sagte man uns, wir könnten sicher sein, er erwarte uns zu Mannheim. Als wir aber dahin kamen, konnten wir auch nicht das Geringste über den Papa erfahren. Nun werden Sie sich unser Entsetzen und die bald darauf folgende Freude vorstellen können. — Ich schließe mit den aufrichtigsten Gesinnungen der Liebe und Ergebenheit, und bitte Sie, Ihren ergebensten Neffen

Fritz Türkheim zu lieben."

Nachschrift. „Die liebe Mama läßt sich wegen ihres Nicht-schreibens entschuldigen. Aber da wir von unseren Sachen nichts haben retten können, so ist sie mit Hemdenschneiden und Nähen so beschäftigt, daß sie nicht abkommen kann. Sie läßt sich Ihnen vielmal empfehlen."

Onkel Schönemann ließ nun nicht lange auf sich warten; er kam mit Senator Mezler, dem alten bewährten Freunde der Türkheim'-schen Familie, und beladen mit dem Nöthigsten, was dazu dienen konnte, die von Allem entblößten Flüchtlinge für den Augenblick wenigstens mit dem zu versehen, was ihnen unentbehrlich war. Die Uebersiedelung nach Frankfurt wurde nun alsbald unternommen, und hier beeiferte sich Alles, den so hart Bedrängten mit Liebe entgegenzukommen und den herzlichsten Empfang zu bereiten. Ueberall öffnete sich ihnen ein gastliches Haus zu ihrer Aufnahme; Frau Daniel Andreas Gontard aber ließ sich den Vorrang darin nicht streitig machen. Sie hatte bereits im voraus ihren schönen Garten an den Windmühlen hergerichtet, um die den Schrecken der Revolution Entgangenen gastlich darin aufzunehmen und ihnen ihre bedrängte Lage möglichst zu erleichtern und weniger fühlbar zu machen.

Der in der ganzen Gontard'schen Familie vorherrschende Wohlthätigkeitssinn, der in seinen edeln Bestrebungen so manche andere, weniger sociable Eigenschaft vergessen macht, zeigte sich auch bei

dieser Veranlassung in seinem glänzendsten Lichte. Die Türkheim'sche Familie sammt Hofmeister und Dienerschaft waren während einigen Wochen die auf das liebevollste aufgenommenen Gäste der Frau Gontard, die sowohl wie ihre Tochter Schönemann und die anderen Verwandten sie mit Aufmerksamkeiten überhäuften, wovon mein Archiv des Lobes überströmt.

Nachdem Herr v. Türkheim im Verlauf dieser Zeit seine Angelegenheiten mehr geordnet und aus dem erlittenen Schiffbruche soviel als thunlich gerettet hatte, wurde ein Plan für die Zukunft entworfen und damit beschlossen, sich vor der Hand nach einem kleineren Orte zurückzuziehen, der sich vorzugsweise zur Erziehung der Kinder eigne und dazu die nöthigen Hülfsmittel darböte. Hierzu wurde Erlangen gewählt, wohin sich die ganze Familie Ende August 1794 begab.

Von hier aus begann nun der so interessante Briefwechsel zwischen Lilli und ihrem Bruder Schönemann, von dem mein Archiv einen großen Theil der Originalbriefe sowohl in französischer wie in deutscher Sprache bewahrt. Ich wähle aus den letzteren diejenigen zur Mittheilung aus, die am geeignetsten sind, das Charakterbild Lilli's zu vervollständigen, das, obgleich es sich in der seitherigen Göthe'schen Auffassung nur theilweise darin durchgeführt sieht, demungeachtet ein so lebhaftes Interesse erweckt hat.

Der erste dieser Briefe vom 31. August 1794 erwidert die Theilnahme ihres Bruders über ihre glückliche Ankunft in Erlangen, und schildert die Eindrücke, welche die neuen Verhältnisse auf ihr, von den überstandenen Schrecknissen noch immer heftig erzitterndes Gemüth gemacht.

„Du hast (schreibt Lilli) zu oft und warm jeden Anlaß zu Freud und Leid mit mir getragen und getheilt, als daß es nicht Bedürfniß meines Herzens geworden wäre, Dir jedes Gefühl meiner Seele mitzutheilen. Ich überzeugte mich aufs Neue, welchen lebhaften Antheil Du an unserem neu erwählten, dem Scheine nach wenigstens, ruhigeren und vergnügten Aufenthalte nimmst, und eile, Dir einiges Nähere darüber zu berichten."

„Wie schwer mir die Trennung von Euch geworden, das wirst Du aus meinem Schweigen mehr noch, als aus allen Aeußerungen entnommen haben, denn niemals war mir der Umgang mit Freunden wohlthätiger, als nachdem wir, allen gesellschaftlichen Freuden so lange entwöhnt und unsere Gefühle in uns selbst verschließend, fast jeder uns wohlwollenden Anregung entsagen mußten. — Während unseres Aufenthalts auf dem Lande war es mir zum Ideal von Glück geworden, mich in den Kreisen meiner Freunde zu denken; aber bei Dir, mein innigster Freund und Bruder, sah sich selbst mein höchstes Erwarten noch bei weitem übertroffen. Durch meine Jugendfreunde so herzlich empfangen und durch allseitiges Wohlwollen so liebevoll bewirthet, was blieb mir zu wünschen übrig? Aber ach! wer darf es wagen, ein fortdauerndes Glück auf Erden zu hoffen? wir mußten uns trennen, fern von Verwandten und Freunden ein neues Vaterland suchen und ich mich des Glückes wieder entwöhnen, Dich, mein Bruder, und meine vertrautesten Freunde mir zur Seite zu sehen.“ —

„Aber ich will nicht klagen; still und muthig will ich jedem Ereigniß entgegensehen und vertrauensvoll den Winken meines Vaters folgen, der mich bis daher so glücklich geleitet — doch von Euch allen und besonders von Dir, mein Bester! getrennt zu bleiben: ach! das wäre zu hart.“ —

„Wir sind hier in einem schönen, gesunden, durch gute Menschen bewohnten Städtchen, haben uns über die uns gewordenen freundlichen Aeußerungen nur zu freuen und versprechen uns ein ziemlich angenehmes, besonders aber instructives und ökonomisches Leben. Bei meinen Knaben hat der Unterricht bereits angefangen, bei Lilli (ihrer Tochter) wird er vorbereitet, und Türkheim schickt sich ebenfalls an, collegia zu hören.“

„Eine meiner Erwartungen schlug leider fehl, denn ich traf nicht, wie ich hoffte, eine ausgerüstete, sondern nur eine ziemlich kahle Haushaltung an, und ich muß daher Deine liebe Frau bitten, mir noch Manches in der Messe zu kaufen. Gerne würde ich ihr die damit veranlaßte Mühe ersparen; aber die Unmöglichkeit, hier das Nöthige zu bekommen, und

die Gefälligkeit, mit welcher sich Deine liebe Frau stets für mich verwendete, wird meine Bitte entschuldigen."

„Die politische Stimmung scheint hier gut, doch bei alledem so gespannt zu sein, daß es nur eines unerwarteten Anstoßes bedarf, um alle unruhigen Köpfe in Bewegung zu setzen. Auch gibt es der Anhänger zu den heutigen Neuerungen in Menge. Doch — Herr B... will, ich soll schließen, und ich muß Folge leisten. Zuvor aber, mein Bester! nimm nochmals meinen innigsten Dank für alle Liebe und Aufopferung von Mühe, Zeit und selbst von Gesundheit, sowie für die unwandelbare Freundschaft, die Du uns Allen bewiesen, und bleibe meiner aufrichtigen Liebe wie meiner Erkenntlichkeit versichert. Küsse mir Deine liebe gute Mimi in unserer Aller Namen; Gott erhalte sie Dir so rein und gut, wie Du es Dir von Deinem Kinde versprechen darfst. Möchtest Du immer so glücklich und so ungestört von Verfolgungen bleiben, wie Du es verdienst und es Dir von Herzen wünscht Deine Dich liebende Schwester

Lise Türkheim."

Als Postscriptum fügt ihr Gatte die folgenden Zeilen hinzu:

„Nun sind wir endlich in Erlangen eingerichtet und beginnen ein neues Leben. In wenigen Tagen fange ich meinen Unterricht in Chemie und Mineralogie an. Nicht um Gold machen zu lernen, worin ich es nicht weit bringen würde, aber um meinen Geist in Thätigkeit zu erhalten. Ich umarme Dich mit dem Gefühl, welches meine beste Lilli Dir bereits ausgedrückt." —

Die Gräuel der Revolution, denen auch in Straßburg so mancher Brave unschuldig erlegen, hatten sich inzwischen etwas zu mindern angefangen, und viele von dort Emigrirte fingen bereits an, wieder mit neuen Hoffnungen nach dem verlassenen Vaterlande zurückzublicken. Lilli jedoch theilte dieselben nicht; ihr erschien das letztere nur mit blutigem Schleier bedeckt, und in welch frischem Andenken die erlebten Schrecknisse noch vor ihrer Seele standen, davon zeugt einer ihrer Briefe vom 4. September 1794, worin sie ihrem Bruder schreibt:

„Ich eile, Bester! Deinen soeben empfangenen Brief nur mit einigen Worten zu beantworten. Die dringende Veranlassung hierzu ist der Be-

richt über Städel*), der mich so betroffen gemacht hat, daß ich ohne Zeitverlust zur Feder greife, um ihn wo möglich zu beschwören, nicht unüberlegt nach Straßburg zurückzukehren, ohne nicht vorher noch genauere, bestimmtere Berichte einzuziehen. Heisch, der in dem gleichen Fall ist wie er, wurde als Emigrant erklärt; nun ist mir zwar von Städel ein gleiches nicht bekannt; aber das Beispiel des jungen Van den Yver schreckt mich noch in jedem Augenblick, und darum ersuche ich Städel, wenn auch sein Vater ihn gleich Jenem zurückberufen, es dennoch wohl zu überlegen. Auch Van den Yver kam auf Befehl seines Vaters, den man zwang, ihn zurückzurufen, und wurde bald darauf guillotinirt. — O! ich bitte und beschwöre Dich, spare keinen Zuspruch; überzeuge ihn, wenn es noch möglich, daß sein Vater durch seine Rückkehr nicht glücklicher, er aber vielleicht auf immer unglücklich sein wird.

Doch Ueberredung ist nicht die Sprache des Mannes; wohl aber ziemt ihm die der wohlmeinenden Ueberzeugung. O! möchte es dir doch gelingen, den jungen, feurigen, keine Arglist ahnenden Jüngling dahin zu bringen, den Weg der Klugheit, statt den der irregeführten Leidenschaft einzuschlagen; möchte es ihm anschaulich werden, daß unser armes, unglückliches Vaterland der Regierung ehrgeiziger Menschen zur Beute geworden ist, und daß die Guten nur seufzen und trauern können u. s. w."

In dem nun folgenden Briefe vom 12. October spiegeln sich so deutlich die einfachen und häuslichen Grundzüge in Lilli's Charakter, und ihre Anspruchslosigkeit im geselligen Leben tritt den Verdächtigungen, die man in dieser Beziehung hin und wieder gegen sie versucht, so entschieden darin entgegen, daß ich nicht umhin kann, dieses Document, wenigstens auszugsweise, wiederzugeben. Sie schreibt:

„Billig solltest Du Dich über mich beklagen, mein Lieber! denn mein Stillschweigen ist fast über die Maßen unschicklich. Auch hätte ich Ursache, auf eine begründete Entschuldigung bedacht zu sein, wäre mir Deine so duldsame Liebe nicht bekannt, die mich gewiß im Voraus freispricht.

*) Zur Familie des Stifters unseres Museums gehörig.

„Eurer so hülfreichen Vorsorge haben wir es zu verdanken, daß wir nun so ziemlich eingerichtet sind. Dagegen hat mir eine minder liebreiche Begegnung die eben nicht sehr angenehme Beschäftigung zu Theil werden lassen, mich mit Bettzeug versehen zu müssen. Ein Mißverständniß zwischen Frau und Herrn B... nämlich, welche Erstere Alles versprach und Letzterer Nichts hielt, war die Veranlassung dazu. Ich habe nun in Nürnberg ziemlich wohlfeile Einkäufe gemacht, und nun nähen wir darauf los." —

„Du wünschest zu erfahren, ob wir bereits Gelegenheit gehabt haben, uns hier nähere Bekanntschaften zu bilden, und ob sie für Herz und Geist befriedigend sind? Bestimmt getraue ich mir noch nicht, meine Meinung darüber zu äußern und über irgend Jemand, Frau Professor Bregern ausgenommen, die meinem Herzen sehr lieb geworden ist, ein Urtheil auszusprechen. Im Ganzen genommen, scheint man eben nicht besonders gesellschaftlich zu sein, obgleich sich Alles sehr herumtreibt und dem Vergnügen nachjagt. Der Ton der Gesellschaft, sowie der Studirenden ist übrigens ein ganz schicklicher. In sehr zuvorkommender Weise bezeigt man uns Achtung und Freundschaft hier; da es aber nicht in meinem Charakter liegt, mich vorzudrängen oder schnell Verbindungen anzuknüpfen, so erwiederte ich bis daher nur die uns dargebotenen Höflichkeiten, ohne mir jedoch damit einen näheren Cirkel zu bilden."

„Die Frau Markgräfin (von Anspach), die wir zu sehen nicht gesonnen waren, weil Aufwand von Zeit und Putz nicht unsere Sache sein kann, ließ meinem Manne sagen, daß sie sich gar wohl erinnere, in seines Vaters Hause höfliche Aufmerksamkeiten empfangen zu haben und daß sie daher hoffe, ihn bei sich zu sehen. Er folgte der Einladung und wurde äußerst artig empfangen; sie sagte ihm, daß sie auch mich zu sehen hoffe, und schickte sofort Musik für Lilli und Obst für mich; aber ich konnte mich lange nicht entschließen, meine Aufwartung zu machen, da dergleichen meinem Lebensplane entgegen zu sein schien. Endlich begegnete ich ihr auf der Promenade, und nun mußte ich sie besuchen. Dies öfters zu wiederholen, hieße jedoch der Höflichkeit ein Opfer bringen, das mich in meiner Lage nur geniren würde; glücklicherweise aber ist sie nun verreist und ich kann still und häuslich für mich fortleben."

„Wir haben hier mehrere Landsleute angetroffen, die hier studiren und in der Ungewißheit, ob sie bleiben können oder in ihr Vaterland zurück müssen, sich einer gewissen Sorglosigkeit hingeben. So erhielten wir auch vor einigen Tagen einen eben so unerwarteten als angenehmen Besuch von dem jungen Hecht aus Straßburg, einem sehr durchgebildeten feinen jungen Mann, der ebenfalls, sowie die meisten anderen, zwischen Pflicht und Ueberzeugung schwebt; sich im Rückblick auf sein Vaterland einstweilen pflichttreu beruhigend, erwartet auch er Berichte, die ihn weiter bestimmen sollen."

„Unbegreiflicher wird es mir mit jedem Tage, daß die Anhänglichkeit der Deutschen für Frankreich so groß und ihr Durst nach Neuerungen so unersättlich ist, denn mehr als jedes andere Publikum, scheint das von Nürnberg dem Convent ergeben zu sein. Auch hier hat derselbe seine Anhänger und Verehrer, und Vorsicht daher ein Hauptingredienz der Gesellschaft. Doch ist man im Allgemeinen ziemlich billig. Französische Emigranten mag man nicht; auch bei der Frau Markgräfin sind sie nicht aufgenommen. Ihr Ton und ihre Grundsätze mißfallen durchgehends. Glücklicherweise setzt man uns nicht in eine Classe mit ihnen; auch sehen wir keine derselben, weil sie wirklich mit zu vielen Prätensionen auftreten."

„Meinen Schwager erwarten wir im Laufe dieses Monats, und mit ihm Christian, der hier fortstudiren soll. Wie sehr ich mich freue, sie zu sehen, kann ich Dir nicht beschreiben, denn mein Herz leidet öfters auf das empfindlichste durch die seitherige Trennung von allen näheren Verwandten. Wie gerne möchte ich manchmal nur ein Wort von ihnen erfahren, sollte ich es auch noch so theuer erkaufen müssen, u. s. w."

Die politischen Ereignisse in Frankreich hatten sich inzwischen so gestaltet, daß die Aufforderungen an Herrn v. Türkheim, namentlich von Seiten seiner näheren Verwandten, nach Straßburg zurückzukehren, immer dringender wurden. Man stellte ihm die Pflichten vor, die er gegen seine Kinder habe, sie von ihrem Vaterlande nicht ausgeschlossen zu sehen, und malte ihm die Wahrscheinlichkeit, durch persönliche Anwesenheit seine Angelegenheiten ordnen zu können, mit so lebhaften Farben, daß er endlich nicht länger widerstehen konnte und den Ent-

schluß faßte, sich, den Ereignissen muthig entgegengehend, freiwillig in seiner Vaterstadt zu sistiren. Welchen Seelenkampf der Gedanke in Lilli hervorrief, sich unter solchen Umständen von ihrem geliebtesten Freunde trennen zu müssen, und wie es gekommen, daß sie ihren anfänglichen Entschluß, jede Gefahr mit ihm theilen zu wollen, nicht ausführen konnte, darüber geben die nachstehenden Briefe eine eben so interessante wie ausführliche Schilderung, die uns aufs Neue ihren ächt weiblichen, das Geschick ihres Mannes mit ganzer Seele theilenden Charakter im reinsten Lichte erscheinen lassen. Sie schreibt unter dem 7. Juni 1795:

„Tadle mich nicht, mein Bester! wenn ich in einem so wichtigen Augenblick so lange stumm gegen Dich bleiben konnte. Es fiel mir zu schwer, mich über eine so höchst schwierige Frage zu äußern, und schwerer noch, mit mir selbst darüber einig zu werden und zu entscheiden, was zu thun sei. Nun ist das Loos geworfen, und darum will ich nicht weiter klagen, aber erzählen, was mich zu dem einen wie zum andern bestimmte."

„Mein erstes Gefühl beim Empfang der Baseler Briefe war ein wehmüthiges Zurückblicken auf die Vergangenheit und eine ängstliche Besorgniß für die Zukunft. Dennoch war ich bald entschlossen, mich nicht von meinem besten Freunde zu trennen, mit dem vereint, ich keine Gefahr fürchtete. Meine Kinder sollten bei Redslob (dem Hofmeister) und einem anderen Elsäßer, der bei uns wohnt, sowie unter der freundschaftlichen Aufsicht von Tiemann und Breyer, der uns gegenüber wohnt, ihren Unterricht hier fortsetzen. Alles das war zu unserer Aller Zufriedenheit bereits verabredet und von allen Freunden und Bekannten, Tiemann ausgenommen, schon sanctionirt, als sich uns neue und unerwartete Schwierigkeiten entgegenstellten. Charles erkrankte fast vor Wehmuth. Christian weinte beständig und versicherte, daß er entlaufen würde, wenn auch ich weggehen wollte. Für Wilhelm fürchtete Redslob am meisten, und besorgt befrug er sich über die Möglichkeit, ihn uns nachzuschicken, im Fall er das Heimweh zu arg bekommen sollte. Die Magd, die Anfangs Alles willig übernommen, fing nun auch an, Schwierigkeiten zu machen. Hierzu kamen noch

Deine und Mezlers Briefe; Tiemann ließ nicht nach, uns Tag für Tag zu bestürmen, und in seinen Behauptungen so weit zu gehen, daß er es zwar als eine Gewissenssache für Türkheim betrachtete, mit seiner Familie zurückzukehren, für mich aber, sich nicht von einem Theil meiner Kinder zu trennen, während Türkheim einstweilen vorausgehen würde. So sah sich mein Herz bestürmt; ich mußte nachgeben, und empfinde nun ganz das Schmerzliche der Trennung von meinem besten und innigsten Freunde. — Gestern früh ist er mit dem Postwagen über Nürnberg abgereist.“ —

„Wie ruhig mein edler Freund auch dieses Opfer seiner Familie und seinen Geschwistern bringt, deren Drängen ihn hauptsächlich bestimmte, bedarf für Dich keiner näheren Beschreibung. Du kennst ihn ja, den nur ganz für Andere Lebenden; aber auch den Schmerz, den jetzt mein Herz empfindet, brauch ich Dir wohl nicht erst zu schildern; denn daß ich nur durch ihn lebe und genieße und ihm allein ein glückliches, thätiges Leben in Allem zu verdanken habe: das weißt Du ja längst. Nur der Gedanke und die Zuversicht auf eine höhere Leitung kann allein mich beruhigen. Der, welcher so wunderbar und gütig uns bisher geleitet und beschützt, wird uns auch ferner beistehen.“

„Bei einem ruhigeren Ueberdenken unserer Schicksale kann ich mich der Bemerkung nicht erwehren, wie so häufig unser Wille durch Begebenheiten und damit zusammenhängende Umstände geleitet und bestimmt wird, und wie wir oftmals, durch Pflichtgefühle hingerissen, selbst gegen unsere innere Ueberzeugung handeln müssen. So trug ein an sich unbedeutend scheinender Umstand nicht wenig dazu bei, Türkheim's Entschließung zu beschleunigen.“

„Du weißt, mein Bester! wie entschlossen er war, im Sturme auszudauern bis zum Ende; einmal aber gezwungen, sich losreißen zu müssen, dann die gewaltsam gesprengten Bande auch nie wieder zusammenzufügen, sondern weit, weit vom Vaterlande entfernt, über dasselbe zu trauern und in einem ruhigeren Lande sich irgend einer nützlichen Thätigkeit hinzugeben. Freundschaft zog uns Dir entgegen. Die Unmöglichkeit aber, in Deiner Nähe die Erziehung unserer Kinder so zu leiten, daß sie im Genuß sich zugleich auch an das Müssen gewöhnen

lernten, der großen Bestimmung des Menschen sich entgegen zu arbeiten, bestimmte, mit einem gleichzeitig von Tiemann eintreffenden Briefe, unsere Hieherkunft. Türkheim konnte hier ganz seiner Lieblingsneigung leben, ruhig der Zukunft entgegensehen und das Vergangene so vergessen lernen, daß auch fast keine Spur davon sein Leben trübte."

„Pflichten als Vater bewogen ihn indessen, an B... in W. und an W... über die Möglichkeit einer zukünftigen Versorgung zu schreiben. Du kennst seine Verhältnisse dem Ersteren gegenüber, und die Verpflichtungen als Freund von Seiten des Letzteren. Was ließ sich also sicherer, als eine uns durch sie eröffnete Aussicht erwarten? W... antwortete indessen mit der dringenden Zusprache, den Wunsch aufzugeben, in fremden Landen wirken zu wollen, und mit eben demselben Couriere folgten auch von anderer Seite die dringendsten Aufforderungen zur Rückkehr, zugleich mit der Bemerkung, daß wir, soviel man wüßte, nicht auf den Listen der Emigration ständen."

„Kurz darauf kam auch ein Brief von B..., ähnlichen Inhalts und gleicher Hindeutung auf baldige Rückkehr, als die glücklichste Wahl bei dem gegenwärtigen allgemeinen Umschwung der politischen Grundsätze sowohl wie der Verfassung. So wenig nun Türkheim auch an die Möglichkeit dieser ihm ertheilten Rathschläge gedacht, so sehr frappirte ihn doch das eigenthümliche Zusammentreffen derselben."

„Er lehnte indessen Alles ab und hoffte noch immer, mit friedlichen, ihm gleichgesinnten Menschen ferner hier leben zu können. Aber wohin dazu seine Blicke werfen? Du kannst Dir kaum denken, wie sich hier in der ganzen Gegend Alles nach Veränderungen sehnt; wie schwer muß es daher einem Friedliebenden werden, sich dabei nützlich zu machen? Das Verlangen nach Thätigkeit auf der einen, die Schwierigkeiten, sie zu finden, auf der anderen Seite, sah er sich, den Aufforderungen und den Pflichten der Freundschaft nachgebend, nach jener dritten Seite hingezogen, und so wurde unvermerkt sein Vorsatz, hier noch eine Zeitlang ruhig abzuwarten, stets schwankender. Die Entscheidung ließ sich nicht länger aufschieben; er mußte sich endlich über einen Gegenstand erklären, über den er, lange mit sich selbst uneinig, dem Ruf der Freunde kein

Gehör gegeben. Er ging, durch die Macht der Umstände und den Zuruf der Freundschaft fortgerissen, und Gott wird ihn segnen und schützen. Ich ergebe mich darein mit dem Gedanken, daß der, welcher so rein wie er handelt, nicht von ihm verlassen werden kann. Er, der Allmächtige, wird ihn in seinen Schutz nehmen. —

„Durch meines Mannes Abwesenheit erwachsen nun auch Dir, mein Bester! wieder neue Sorgen, wobei ich ohne Bedenklichkeit auf Deine so bewährte und bereitwillige Liebe zähle; es ist eine große Wohlthat für mein Herz, in Dir einen Freund und Vertrauten zu wissen, der mir in jedem Augenblicke meines Lebens mit Trost und Rath beisteht; — Gott wird Dir Deine Liebe lohnen. Deiner Frau und Mimi tausend Freundlichkeiten."

Ich schalte hier einen Brief des Herrn v. Türkheim vom 20. Juni 1795 aus Basel ein, der nicht nur einiges Nähere über seine, mit der Zuversicht des reinsten Bewußtseins unternommene Reise mittheilt, sondern der auch selbst in seiner Kürze uns den Mann treffend charakterisirt, dessen Lebensfrische und männliche Denkweise Lilli's Herz mit so warmer, inniger Anhänglichkeit an sich zu fesseln wußte; er schreibt an seinen Schwager Schönemann, nicht ganz ohne Sorgen über die ihm bevorstehende Zukunft, die allerdings sehr abhängig von dem Gang der Ereignisse erschien, entschlossen jedoch, ihnen unter allen Umständen muthvoll entgegen zu gehen, in folgender Weise:

„Je suis arrivé, mon bon ami, vendredi vers midi, assez fatigué de ma route. L'ennui insupportable d'une conversation ordinaire m'avait fait quitter la chaise de poste dès que je suis entré en Souabe, pour faire la route en pélerin. J'ai joui de la beauté du pays et de la bonhomie des habitants des campagnes, qui compensent amplement quelques légères fatigues. Mes passeports sont en règle, et je partirai lundi avec B.... qui est venu me joindre. J'ai trouvé dans les bureaux de l'ambassadeur d'anciens amis et un accueil honorable de sa part; je ne descendrai pas dans la maison paternelle; elle est occupée en partie par le commandant en chef Deprez Grassier que vous vous rappellerez.

„Ma santé est bonne et mon courage aussi. — Au reste, Dieu aidera. Je suis comme un enfant docile, sans avoir aucune idée assez fixe de ce que je vais faire ou devenir. Je vois que ma fortune est singulièrement écornée. Il m'a fallu 7 louis pour faire la route depuis Erlangen, quoique piéton, et dans le pays que je vais habiter, je trouverai une cherté effrayante. — Conserve-moi l'amitié de ta digne belle-mère qui m'a accueilli avec tant d'aménité, de François Brévillier, d'Orville & Dufay; je salue tous mes amis en prenant congé d'eux. — J'ai déposé à l'insu de ma femme mon testament auprès du prorecteur de l'université d'Erlangen, pour que, dans tous les cas, les usages, statuts et lois de la ville de Francfort soient observés. — Je t'embrasse avec ta chère femme et Mimi, ton fidèle ami et frère

Frédér. Turkheim.“

Die hier folgenden Zeilen Lilli's vom 7. Juli bringen nun die freudige Nachricht von der glücklichen Ankunft des Gatten in der Heimath. Sie läßt ihn selbst sprechen und seine Worte athmen Muth, Selbstvertrauen und rührige Thätigkeit; dabei aber auch zarte Aufmerksamkeit für seine ihm über Alles theure Lilli, für die er seine Einrichtungen so trifft, daß ihn seine künftigen Geschäfte nicht mehr hindern, stets in ihrer Nähe bleiben zu können. Sie selbst läßt uns einen Blick in ihre Häuslichkeit thun, der uns die sparsame, alles zu Rathe haltende Hausfrau verräth, und dabei ein Büdget aufstellt, was heut zu Tage wohl für alle Frauen gleichen Standes zu den nicht mehr zu lösenden Aufgaben zählen dürfte; und doch glaubte Lilli sich bei ihrem Bruder desfalls noch rechtfertigen zu müssen. Sie schreibt:

„Ich eile, mein Lieber, Dir den Empfang des ersten Straßburger Briefs zu melden, und freue mich unendlich, Dir sagen zu können, daß Türkheim vergnügt ist und die Fatiguen der Reise glücklich überstanden hat. Er schreibt unterm 27. v. M. wie folgt:

„„Mittwoch Mittag bin ich gesund bei meiner Schwester eingetroffen, habe keinen meiner Verwandten vermißt, meine Freunde alle wieder angetroffen, und wandle voller Theilnahme in den Straßen umher, wo ich von allen Seiten mit vieler Freude bewillkommt werde.

„„Ich wohne im väterlichen Hause bei meiner Schwester und werde das untere Cabinet während des Tages beziehen und es mit einer Aufschrift als mein Comptoir bezeichnen; damit thue ich das, was ich meinen Söhnen und meiner Tochter Lilli, die ich alle so lieb habe, schuldig zu sein glaube. Noch mehr aber geschieht es um Dich, Du liebe edle Frau, damit, so lange ich den sich ankündigenden unabweisbaren Beschäftigungen allein vorzustehen genöthigt bin, ich mich doch denselben zuweilen für Dich entziehen kann, was nicht der Fall sein könnte, wenn wir z. B. auf dem Lande wohnen wollten. Ich schreibe heute an Z..., damit er sich sofort zu mir auf den Weg macht. Meine Entschlüsse sind kurz und resolvirt, weil nun keine Zeit mehr zu verlieren ist u. s. w.““

„Sein Brief ist nur kurz und ohne im mindesten auf weitere Pläne wegen meiner oder der Kinder Rückkehr einzugehen. Auch scheint mir das fürs Erste noch zu früh; bald aber hoffe ich, auch darüber etwas Näheres zu hören. In der Besorgniß für Türkheim's Gesundheit fürchte ich nur die zu schnelle Abwechslung seiner Lebensweise; eine ihm nicht mehr gewohnte anhaltend sitzende Beschäftigung, die durch die Auseinandersetzung unangenehmer Geschäfte das Gemüth nicht immer froh und den Körper nicht stark machen kann, dürfte leicht üble Folgen nach sich ziehen; daher bat ich ihn dringend, sich dafür zu hüten und hoffe es von seiner Liebe für mich.“

„Ich begehrte heute bei Brückner fl. 180. für den laufenden Monat, und ersuche Dich, Bester, solche zu berichtigen, auch mir künftig, wenn mich mein Schicksal noch zu einer längeren Trennung verurtheilen sollte, monatlich dieselbe Summe hier anzuweisen. Wundre Dich nicht, mein Freund, wenn ich in unsren jetzigen Umständen dennoch so viel auszugeben mir erlaube; ich bestreite damit gewiß keine Phantasieen und schäme mich keiner Arbeit, deren ich in meiner Haushaltung und bei nur einer Magd von aller Art habe. Außer meinen fünf Kindern, Herrn Redslob und einem verwaisten Elsäßer, der bei uns ist, habe ich auch noch für meine zwei Neveus und sonst noch für mancherlei zu sorgen, und haben sowohl die Lehrmeister wie die opinion publique, daß man vermögend sei, nicht minder ihren guten Antheil daran. Ich muß schließen,

denn eben schlägt es Mitternacht und meine Finger versagen der Feder ihren weiteren Dienst. Lebe wohl u. s. w."

Nach einem Briefe Lilli's vom 22. August 1795 hatte sich bis dahin noch immer nichts über ihre Zukunft entschieden. Die damals noch so schwerfälligen Communicationen verlängerten die Ungewißheit, ob ihre Familie als zu den Emigranten zählend erklärt worden sei oder nicht, sowie was aus ihren Söhnen bei ihrer Rückkehr ins Vaterland werden möchte. Der Gedanke widerstrebte ihrem Gefühl, einen derselben in den Reihen der Partei sehen zu müssen, die sie als die Quelle so vieler ausgestandenen Schrecknisse betrachtete. Sie ahnte noch nicht, daß sie bereits einen jungen Helden geboren, der einst den Glanz der französischen Waffen verherrlichen helfen würde. Der ganze Inhalt dieses Briefes bewegt sich zwischen Fürchten und Hoffen, welches letztere sich erst beim Schlusse des Briefes neu gestärkt findet. Wie so taktvoll und richtig Lilli übrigens ihre Lage stets den Umständen gemäß auffaßt, ergibt sich aus ihren Bemerkungen über die erhaltene Einladung zu einem Besuche in Frankfurt. Ueberall läßt sich in ihrem Handeln eine klare und richtige Beurtheilung der Verhältnisse erkennen, die sie zur Frau, wie sie sein soll, erhebt, welche ihr zugetheilte Stellung man in den hier folgenden Auszügen aus dem obigen Schreiben auf das überzeugendste bestätigt finden wird. Sie schreibt:

„Es scheint mir sehr lange, mein bester Freund, daß ich Dir nicht geschrieben, und doch war es ebensowohl mein beständiger Vorsatz, wie meinem Herzen ein dringendes Bedürfniß. Aber die Zeit entflieht mir mit einer so unbegreiflichen Eile, daß ich am Ende einer Woche oft staunend auf ihren allzu schnellen Verlauf zurückschaue. So wichtig mir auch stets die Anwendung meiner Zeit gewesen, um so viel wichtiger ist sie mir jetzt, im Augenblicke, wo ich mich der Entscheidung unseres Schicksals so nahe glaube. Wie man mir sagte, sollen zwar nach einem kürzlich erlassenen Decrete alle Diejenigen, welche sich noch außerhalb des Landes befinden, als Emigranten betrachtet werden, und diese Verkündigung würde mir sehr bange machen, sähe ich mich nicht durch die mir überschickte Autorisation des Repräsentanten beruhigt, welcher Türkheim's

Rückkehr auf die schmeichelhafteste Weise bewilligte und die Erlaubniß dazu auch auf mich und meine Kinder ausdehnte."

„Sehr begierig bin ich auf die nächsten Briefe meines lieben Mannes; sein letzter enthielt bereits Vieles über unsere künftige Einrichtung, was auf die Nothwendigkeit hindeutete, bescheiden zu sein und auch äußerlich so zu erscheinen; seine Pläne in dieser Beziehung durchkreuzen sich jedoch noch mit denen seiner Schwester, so daß ich noch nicht weiß, wie und wo wir wohnen werden. Der General en chef, der im väterlichen Hause logirt, hat sich in verbindlichster Weise gegen Türkheim erboten, ihm seine Wohnung abzutreten. Mein Mann jedoch will ihn nicht allein im Besitz derselben lassen, sondern betrachtet es noch als besonders vortheilhaft für uns, daß dieselbe gerade von ihm occupirt ist."

„Ein anderes Decret, welches alle jungen Leute von fünfzehn bis zu fünfundzwanzig Jahren unter die Waffen ruft, verursacht meinem Herzen neue Besorgnisse. Entweder muß ich Fritz mit Redslob hier zurücklassen oder mich darauf gefaßt machen, ihn gleich nach seiner Rückkehr auf der Wache paradiren zu sehen. — Vielleicht gelingt es indessen, dahin zu wirken, daß mein Sohn hier den Unterricht noch bis zur Zeit seines wirklichen Eintritts genießen kann, und daß er dann später der Republik in einem anderen Fache nützlich werden könnte. Sollten es jedoch die Umstände nicht gestatten, so muß ich mich freilich mit meinem Kinde Dem unterwerfen, der bis daher unser Schicksal so väterlich geleitet, und seinen Willen auch dann noch verehren und ihm getrost entgegengehen, wenn er mir auch unbegreiflich erscheint." —

„Dein so freundschaftlicher Brief an meine Lilli hat uns aufs Neue Dein uns liebendes Herz entfaltet. Doch aber, mein Bester! hat uns Deine Einladung auch eine nicht geringe Verlegenheit bereitet. Durch unsere Gefühle zu Dir hingezogen und durch die Pflicht zurückgehalten, schwebten wir lange in fatalster Unentschlossenheit, die um so peinlicher wurde, da Lilli sich nach dem Glücke sehnte, einige Wochen bei Euch Lieben zubringen zu können. Aber mußten wir nicht dem Pflichtgefühl und der Klugheit mehr Gehör geben, als dem uns erwartenden Vergnügen?"

„Zufällig traf Deine Einladung mit den Nachrichten meines Mannes von erlittenen nicht unbedeutenden Verlusten zusammen, die uns aufs Neue größere Einschränkungen auferlegen, wodurch das von Lilli geforderte Opfer ihr einigermaßen erleichtert wurde. Ich stellte ihr als Freundin die Frage, ob bei so geschmälerten Vermögen der Hang nach Zerstreuung nicht eher zu unterdrücken als anzufachen sei? und ob nicht die neuen Aufopferungen, die uns bei unserer Rückkehr erwarteten, leichter dadurch zu ertragen sein werden, wenn sich meine Tochter an eine gleichförmigere Lebensweise gewöhnt und es gelernt hat, der Nothwendigkeit nachzugeben?"

„Ein Besuch hat mich veranlaßt, diesen begonnenen Brief zu unterbrechen. Unterdessen empfing ich auch Briefe von meinem Manne, die uns schleunigst zurückrufen, denn einem eben angeschlagenen Decrete zufolge müssen alle Diejenigen bis zum 25. September wieder zurück sein, welche unter Robespierre auswanderten. Türkheim glaubt, ich würde den kürzesten Weg über Kehl nehmen und dort überschiffen können. Nun bin ich in der allergrößten Verlegenheit wegen Fritz und Redslob, weil ich keine Zeit mehr habe, desfalls einige Demarchen zu machen. Doch ich muß schließen, denn die Nothwendigkeiten drängen sich jetzt, u. s. w."

Ich lasse hier noch die Auszüge aus zwei Briefen folgen, welche sie am 30. August, kurz vor ihrer Abreise von Erlangen, und am 10. September bei ihrer Rast in Stuttgart schrieb. Beide geben Zeugniß sowohl von ihrer Verehrung geistiger Vorzüge wie von ihrer warmen Freundschaft für ihr lieb gewordene Personen und ihrem tiefen Dankgefühl für ihr erzeigte Aufmerksamkeiten. Es gehören diese Eigenschaften gleichsam zu den kleineren Pretiosen eines weiblichen Herzens, die aber nicht fehlen dürfen, um den reichen Schmuck des Ganzen zu vervollständigen. In ihrem Brief vom 30. August sagt sie darüber:

„Soeben, mein Bester! erhalte ich das mir zugedachte Päckchen, und finde darin zur Erinnerung an die so zuvorkommende Liebe Deiner Frau, ein mir ganz anpassendes Kleid, wofür ich auf das verbindlichste danke. Mehr wie jemals hat mich diese Attention gerührt, die mir im Augenblicke des Scheidens viel bedeutender und ahnungsvoller erscheint,

weßhalb ich die schöne Gabe auch mit um so wehmüthigerem Herzen empfing. — — Doch ich muß davon abbrechen; ich werde zu weich bei dem Gedanken, mich wieder von Euch zu trennen, und ich brauche Muth zum Ausharren, also nur noch einmal: ich danke aufs herzlichste."

„Diesen Brief wird Dir der Herr Hofrath Breyer übergeben, der mit seiner liebenswürdigen Gemahlin nach Frankfurt reist, um Herrn Senior Hufnagel zu besuchen. Mein Herz erachtet es als eine Pflicht, Dir diese verehrungswürdige Familie als die Perle von Erlangen vorzustellen. Er, ein Mann von erhabenstem Geiste und den tiefsten Kenntnissen, vereinigt damit die zuvorkommendste Bereitwilligkeit eines dienstwilligen Freundes, sowie das Angenehme eines gebildeten Gesellschafters, und ist von so ächter Gesinnung, daß er mit jedem Tage, wo man ihn näher kennen lernt, zu größeren Ansprüchen auf Achtung und Freundschaft berechtigt erscheint. Seine Frau, die Sanftmuth und Liebe selbst, besitzt dabei ebensoviel Entschlossenheit wie Verstand, um als ein Muster weiblicher Tugenden aufgestellt zu werden; mit einem Wort, ich kann, um mich des Verdachts einer Enthusiastin zu entziehen, nichts weiter sagen, als lerne in ihm unseren Freund, Gesellschafter, Rathgeber und Ermunterer kennen, und freue Dich mit uns, daß wir solche Leute hier zu finden Gelegenheit hatten."

„Sie überbringen Dir, mein Bester! einige Aufträge, die ich durch Dich besorgt zu sehen wünsche, indem ich das Ganze dem rückkehrenden Kutscher nebst den Rechnungen mitzugeben dich bitte, u. s. w."

„Sei übrigens unbesorgt um mich, mein Freund, ich werde nicht allein reisen, denn entweder begleitet mich D..., der ohnedies eine Vergnügungstour zu machen gedenkt, oder K...; bis längstens am nächsten Sonntag werde ich abreisen. Ich schließe für heute, um bald wieder zu schreiben."

Stuttgart, den 10. Sept.

„Es war mir unmöglich, bester Freund, Dir vor meiner Abreise von Erlangen noch ein Lebewohl! zuzurufen; mein Herz war zu voll von abwechselnden und sich durchkreuzenden Gefühlen; mein Kopf zu unruhig und mein Körper durch Anstrengungen zu kraftlos, als daß

ich Worte und Zeit zum schreiben hätte finden können. Verzeihe es daher, wenn ich eine Pflicht zu vergessen schien, die ja, wie Du weißt, meinem Geiste stets Bedürfniß und meinem Herzen Wohlthat ist. — Aber noch nehme ich nicht Abschied von Dir, denn ich hoffe, Dir noch von Basel und Zürich schreiben zu können, und begnüge mich daher, Dir einstweilen nur soviel über meine bisherige Reise mitzutheilen, daß ich von Erlangen aus einen Lohnkutscher nahm, der mich um den Preis von 7½ Carolins hieher führte. Von hier denke ich Post bis nach Schaffhausen und von da nach Zürich zu nehmen. Den heutigen Abend bringe ich bei der Schwester des Herrn Hofrath Breyer zu, einer guten, liebenswürdigen Frau, was mir sehr zur Erholung gereichen wird. Empfehle mich Deiner Marie und allen Freunden."

Briefe aus Basel und Zürich geben nun Bericht über die weitere Reise, die nicht ganz ohne einiges Mißgeschick verlief, wozu besonders eine die Kinder befallene Krankheit zählte, welche einen Aufenthalt von mehreren Tagen in Zürich nöthig machte. Endlich erfolgte die Wiedervereinigung der Familie in Straßburg, worüber dann die weitere Correspondenz in nur die Familie angehende Specialitäten übergeht.

Damit beschließen sich nun auch die sich zur Mittheilung eignenden Beiträge zu Lilli's Charakterbild, dem Göthe für alle Zeiten ein so anziehendes Interesse verliehen. So lieblich dasselbe aber auch von ihm aufgefaßt wurde, so wird es doch jetzt erst in seiner ganzen Aehnlichkeit hervortreten, nachdem hier Gelegenheit gegeben worden, das Original in den verschiedensten Lebensverhältnissen näher kennen zu lernen und von ihm selbst die Eindrücke zu vernehmen, von welchen es darin beherrscht wurde.

Wenn es auf Göthe's wunderbarem Lebenswege, wie er selbst ihn uns bezeichnet hat, ihm doch bestimmt gewesen, wenigstens einen Theil desselben im Ehestande zurückzulegen, so darf es vielleicht mit Recht beklagt werden, daß dies nicht an der Seite einer so edeln Natur geschehen ist, wie die, welche sich uns hier aus allem über sie Mitgetheilten in so erkennbarer Weise offenbarte. Göthe hat stets in mannigfach wechselnden Beziehungen zu den Frauen gestanden, deren Umgang vielfältig nachweisliche Spuren in seinen Werken hinterlassen. Die Frage

also, ob Lilli, so wie sie sich uns hier dargestellt, wohl im Stande gewesen sein würde, einen so universellen Geist dauernd zu fesseln und einen erkennbaren Einfluß auf dessen Schöpfungen zu üben? könnte ein um so größeres psychologisches Interesse anregen, da sich die Entscheidung daran knüpfen läßt, ob und in wiefern überhaupt das eheliche Verhältniß einen geistigen Einfluß auf einen so hochstrebenden Genius und dessen Productivität auszuüben vermag? Wird die Frage zu Gunsten der Frau entschieden, so würde sich folgern lassen, daß der intimere Umgang mit einer so sittlich durchgebildeten Lebensgefährtin, wie sie uns in Lilli erschienen, auch vielleicht den Ideengang des großen Dichters in mancher Beziehung wenigstens modificirt haben dürfte. Manche seiner dichterischen Combinationen, wie z. B. die, welche sich in den Wahlverwandtschaften, der Braut von Korinth, dem Gott und die Bajadere u. s. w. durchgeführt finden, und die, um nicht mißverstanden zu werden, ein tieferes Eingehen in ihre Grundideen erheischen, würden vielleicht in gewissen Beziehungen einen, der zarteren Weiblichkeit mehr entsprechenden Ausdruck erhalten haben, und wer weiß, ob nicht Lilli sogar den fleißigen „Eckermann“ in pikanterer Weise ersetzt und dem Professor Dünzer viele Mühe in der Entzifferung der Göthe'schen Charakterbildung erspart hätte. —

Lilli fand bei ihrer Ankunft in Straßburg die Verhältnisse um Vieles günstiger, wie sie dieselben erwartet. Die von ihrem Gatten wiederaufgenommenen Geschäfte waren bereits wieder im besten Gange und in um so steigenderen Flor, da seine bei dem Ausbruche der Revolution bewiesene Rechtlichkeit, mit welcher er noch in Zeiten und unaufgefordert alle Depots zurückstellte, die man seinem Hause anvertraut, ihm die Achtung und das Vertrauen aller seiner älteren Geschäftsfreunde gesichert und ihm auf allen Seiten neue erworben hatte. Demungeachtet zeigte ihm das Glück, und zwar mehr wie einmal, seine Wandelbarkeit in empfindlichster Weise, und zwar so, daß er bei einem der bedeutenderen Verluste, die er sich durch zu großes Vertrauen zugezogen, vielleicht erlegen haben würde, wären nicht seine Freunde, ihn unterstützend, hinzugetreten. Der Schaden war inzwischen bald wieder ausgeglichen und die Solidität des Hauses durch neu hinzugekommene, rasch auf-

blühende Commanditen, wie namentlich die in Mainz, in Kurzem selbst noch bei weitem höher gehoben wie jemals.

Die Söhne wuchsen inzwischen heran und setzten den Vater in den Stand, sich, nach seiner längst schon gefaßten Lieblingsidee, von den Geschäften zurückzuziehen. Er lebte eine Zeit lang von denselben entfernt, sich nur seinen Studien, insbesondere den staatsökonomischen, hingebend, als ihm unerwartet von Seiten des Baden'schen Hofs der Antrag gestellt wurde, das dortige Finanz-Ministerium zu übernehmen. Dazu bedurfte er jedoch der besonderen Einwilligung des Kaisers Napoleon, der ihm dieselbe auch in der schmeichelhaftesten Anerkennung gewährte. Der Kaiser sagte ihm: „Der Großherzog von Baden hat Sie zum Finanz-Minister begehrt. Ich kenne Sie als einen loyalen, einsichtsvollen Mann, der viel Gutes zu stiften fähig ist, und ich willige daher gern darein, daß Sie den Ihnen angebotenen Posten annehmen." Er ging sofort nach Carlsruhe, aber nur, um sich schon nach einem Jahre zu überzeugen, daß der Parquetboden eines Hofes zu glatt sei für den gradaus schreitenden Gang eines schlichten Charakters. Er verließ daher seinen Posten und Carlsruhe, um sich für immer auf seinen Landsitz zurückzuziehen, und folgte dort nach längerer Zeit beschaulicher Ruhe seiner ihm nicht viel früher zu dem friedlichen Jenseits vorangegangenen Lilli. —

Mit dem wiederaufblühenden Flor des Türkheim'schen Hauses waren auch an das Schönemann'sche Ehepaar wiederholte Aufforderungen ergangen, nach Straßburg zurückzukehren und ihre frühere Stellung dort wieder einzunehmen. Frau Schönemann jedoch hatte einen so gründlichen Widerwillen gegen die französische Republik und allem, was damit zusammenhing, gefaßt, und sich so ganz wieder in den Kreis ihrer Familie und ihrer sie fetirenden Freunde eingelebt, daß es ihr gänzlich unmöglich wurde, sich aufs Neue wieder davon zu trennen. Die Nothwendigkeit, dieser so tief wurzelnden Abneigung nachgeben zu müssen, bestimmte ihren Gatten, sich hier einen anderen Wirkungskreis zu bilden, und wurde dadurch später zur Quelle vieles, diese Familie betroffenen Ungemachs, das auch für Frau Schönemann selbst um so empfindlicher zu ertragen gewesen, da sie alle Eigenschaften besaß, sich ihrer Umgebung angenehm zu machen, wozu sie jedoch das Nothwen-

digste, nämlich ein großes Vermögen, um allen ihren Phantasieen entsprechen und nach allen Seiten hin mit vollen Händen spenden zu können, entbehren lernen mußte.

Nach diesen inhaltsreichen, jene besondere Gruppirung in der Gontard'schen Familie betreffenden Aufzeichnungen wenden wir uns nun wieder zu den näheren Gliedern derselben, unter denen das Charakterbild des vierten Sprossen ihres hier geschilderten Zweiges, Herr Jakob Friedrich, näher in den Vordergrund tritt. Die Farben zu diesem Bilde hat uns bereits das Motto seines Daseins: „les affaires avant tout!" hergeliehen, mit dem es uns schon früher in den mitgetheilten Berichten über seinen Bruder Franz entgegengetreten, und in der That mag das vielbewegte, in so mannigfachen Beziehungen vom Glück begünstigte merkantilische Leben dieses nicht minder eigenthümlichen Mannes der Momente genug dargeboten haben, die ihm bei seinen vielfältigen Negociationen, und namentlich bei denen während und nach dem Befreiungskriege, einen tieferen Blick sowohl in geschichtlich merkwürdige Verhältnisse, wie in den Privatcharakter dabei betheiligt gewesener interessanter Personen vergönnten. — Dennoch weiß mein kleines Archiv von allem dem nicht viel Näheres zu berichten, da, wo darin von ihm die Rede ist, meistens nur Reihen von 0000 daneben stehen, deren Nenner nur allein dem Resultate des Aufgezeichneten seinen Werth zutheilen.

Nur über eine Episode in dieser, mit so unendlichen Ziffern durchwebten Wirksamkeit verbreitet sich, im Gegensatze dazu, ein Strahl wahrhafter Romantik, und wenn auch derselbe einen kleinen Schatten auf die Persönlichkeit ihres Trägers reflektiren sollte, so werden es mir dessen Manen dennoch zu gute halten müssen, daß ich den Vorgang nicht verschweige, da er über das Schicksal eines unserer gefeierten älteren Dichter Aufklärung gibt, an dem die literarische Welt heute noch den lebhaftesten Antheil nimmt, ohne die Veranlassung der ihn betroffenen Katastrophe näher zu kennen, von der er hier ereilt wurde.

Überdem hat sich über alle dabei betheiligt Gewesenen auch längst schon das Grab geschlossen. Von ihrem einstigen Dasein ist kaum mehr eine Spur vorhanden, und darum wird die Auffrischung ihres

bereits verblichenen Epitaphiums um so gerechtfertigter erscheinen, damit auch der Name jenes interessanten Dichters deutlicher darin hervortrete und die daran Vorübergehenden mit um so mehr Interesse theilnehmend dabei verweilen.

Herr Jacob Friedrich Gontard wurde am 18. Juli 1764 hier geboren. Seine Jugend verfloß zum großen Theil im Kampfe mit allen möglichen Kinderkrankheiten, die wohl auch den Grund jener heftigen Reizbarkeit in ihm legten, bei welcher es wirklich des ganzen ihm gewordenen Antheils der, allen Gontards angeborenen Gutmüthigkeit bedurfte, um der ersteren die Wage zu halten. Diese nervöse Erregbarkeit, die sich durch sein ganzes späteres Leben zog, blieb selbst nicht ohne nachtheilige Folgen für seine Persönlichkeit, denn in einem seiner heftigen Momente stieß er sich, noch als ein Knabe, mit einer in der Hand haltenden Gabel so arg in das rechte Auge, daß dessen Verlust sowohl als auch das dadurch entstandene starke Schielen des anderen, sein sonst wohlgebildetes Aeußere nicht unerheblich beeinträchtigten.

Kindern, denen dergleichen Unfälle widerfahren, wenden die Eltern gewöhnlich ihre Neigung vorzugsweise zu, und das war auch bei seiner Mutter der Fall, die mit ihren Töchtern den kleinen Kobes (Jacob) mit so vielen zarten Aufmerksamkeiten überhäuften, daß er derselben für sein ganzes Leben nicht mehr entbehren konnte, und darum auch dreimal hinter einander den Verlust einer geliebten oder ihn sorglich pflegenden Gattin alsbald wieder durch eine andere ersetzte.

Zum Manne herangewachsen, beabsichtigte Herr Jakob Friedrich, seine kaufmännischen Kenntnisse in England weiter auszubilden. Auf dem Wege dahin besuchte er auch Hamburg und lernte dort die einzige Tochter einer angesehenen und sehr vermögenden Wittwe, Susette Borkenstein, kennen, von der er sich unwiderstehlich angezogen fühlte. Susette wird als eine vollendete Schönheit von edler griechischer Gestalt geschildert. Ihr langes schwarzes Haar und ihr sprechendes Auge von gleicher Farbe erhöhten noch um so mehr die blendende Weiße ihres Teints, und je länger man die wundervollen Formen dieser Gesichtsbildung betrachtete, je mehr steigerte sich der bezaubernde Eindruck, den das Imponirende dieser Erscheinung auf einen Jeden machte, der sich ihr nahte.

Sie war der Abgott ihrer Mutter, welche darum auch unablässig bemüht gewesen, ihre Erziehung mit der größten Sorgfalt zu leiten. Sprachen, Literatur, Musik u. s. w. bildeten mit den feineren weiblichen Handarbeiten die Hauptgegenstände ihrer täglichen Beschäftigung, bei denen ihr natürlich die Wirksamkeiten einer Hausfrau ferne bleiben mußten. Demungeachtet konnte man sie keineswegs als verwöhnt betrachten, da ihr die natürlichste Einfachheit geblieben war und sie den Willen der Mutter als ihr stets heilig betrachtete.

Dem Herrn Jakob Friedrich wurde im Borkenstein'schen Hause die freundlichste Aufnahme zu Theil. Die zarten Aufmerksamkeiten, welche er der Geliebten bezeigte, die Unterwürfigkeit in seinem Benehmen der Mutter gegenüber, sowie das Ansehen der Familie, zu welcher er gehörte, und endlich die Berücksichtigung einer angenehmen Existenz in der altehrwürdigen freien Reichs- und Krönungsstadt unterstützten seine Bewerbungen in so erfolgreicher Weise, daß ihm die Hand der schönen Susette alsbald unter der Bedingung zugesagt wurde, daß Mutter und Tochter nie von einander getrennt werden sollten.

Der Vermählungstag wurde anberaumt, und da Frau Borkenstein in den freundschaftlichsten Beziehungen zu Klopstock stand, so wurde beschlossen, die Trauung in der Kirche des schönen Dorfes Ottensen, dem Wohnsitze des berühmten Dichters, zu vollziehen, in dessen Nähe Frau Borkenstein ein kleines Landhaus besaß. Bald bewegte sich nun der feierliche Hochzeitszug von dem Borkenstein'schen Stadthause im „alten Wandrahmen" zu Hamburg durch Altona nach Ottensen hin. Die Braut mit ihrer Mutter und zwei Freundinnen saßen in einem reich mit Blumen geschmückten Wagen, dessen Kutscher, Bediente, ja sogar die Pferde, in demselben sommerlichen Schmucke erschienen. Ein zweiter Wagen folgte dicht hinter ihnen mit dem Bräutigam und seinem künftigen Schwager, dem einzigen Bruder der geliebten Braut, in ähnlicher Weise geschmückt, und den Schluß des festlichen Zuges bildete die lange Reihe der Verwandten und Freunde, nach Rang und Stand geordnet, wie es die damalige Sitte vorschrieb.

Die Stimmung der Braut jedoch war eine ernste; sie mochte vielleicht zum erstenmale ganz das Inhaltsvolle des Schrittes empfinden, den sie

zu thun eben im Begriff stand. Diese Stimmung steigerte sich sogar bis zu dem Gefühl einer schmerzlichen Vorahnung, als sie, im Begriff zum Altonaer Thor hinaus zu fahren, einem Leichenzug begegneten, der eine in den Wochen gestorbene Frau zu Grabe leitete. Die schöne Braut brach in Thränen aus und setzte Alles in die höchste Bestürzung. Man suchte sie zu beruhigen, aber erst in Ottensen gelang es der dichterischen Beredsamkeit Klopstock's, die düsteren Bilder zu verscheuchen, die in ihr aufgestiegen. So wurde denn die Trauung in der Kirche vollzogen und das junge Ehepaar reiste bald darauf hieher ihrer neuen Heimath zu, wohin ihnen die Mutter einige Monate später folgte.

Die Gontard'sche Familie feierte einen wahren Triumph in diesem ihr gewordenen so überaus glänzenden Zuwachs. Frau Gontard d'Orville würde zu gerne zur Vermählung nach Hamburg gegangen sein, wäre sie nicht durch die nahe bevorstehende Entbindung ihrer Tochter Helene zurückgehalten worden. Um so herzlicher wurde die neue Schwiegertochter nun empfangen und von allen Verwandten fetirt, die ihr Feste auf Feste veranstalteten.

Das Familienglück der Neuvermählten sollte indessen bald die erste Störung erfahren. Ihre Mutter, Frau Borkenstein, welche bereits in Hamburg zuweilen heftige, Besorgniß erregende Schmerzen in der rechten Brust empfunden, hatte bis daher das Uebel verschwiegen, bis sie sich hier veranlaßt sah, einen Arzt zu Rathe zu ziehen. Dr. Ebel (der Ethnograph der Schweiz und der Gontard'schen Familie damals sehr befreundet) wurde gerufen und erklärte das Leiden der Kranken für ein krebsartiges Uebel, dem nur durch die Amputation der Brust Einhalt gethan werden könne. Frau Borkenstein unterwarf sich zwar derselben, aber es war schon zu spät: das Gift hatte sich bereits dem übrigen Körper mitgetheilt und sie mußte den Folgen davon unterliegen. —

Susettens Schmerz über den Verlust der geliebten Mutter war gränzenlos. Die Sorge um sie und um ihre Kinder hatte das treue Herz der jungen Frau bis daher vollkommen ausgefüllt, in dem sie nun bald eine um so größere Leere empfand, da ihr geschäftseifriger Gatte den Verlust der Mutter in so vielen Beziehungen nicht zu ersetzen vermochte. Rath und Beistand der Letzteren im Hauswesen

wurde nun durch eine Haushälterin ersetzt und die Erziehung der Kinder sollte einem Hauslehrer vertraut werden, womit Herr Jacob Friedrich das Seinige gethan zu haben vermeinte. —

Es währte lange, bis die Wahl eines passenden Hauslehrers für die vier Kinder zur Entscheidung kam. Endlich fiel sie, durch Empfehlung eines Freundes der Familie, auf — Friedrich Hölderlin aus Neidlingen im Württembergischen, dessen damals eben aufblühendes Dichtertalent bereits anfing, Aufsehen zu erregen, und der, mit allen erforderlichen Fähigkeiten ausgerüstet, alsbald hier anlangte, um die ihm vertraute Stelle anzutreten.

Wirklich entsprach er auch den gehegten Erwartungen auf das Vollkommenste. Er gefiel Allen und erfüllte selbst die gespanntesten Anforderungen. Sein Aeußeres war höchst einnehmend und hatte sonderbarer Weise eine große Aehnlichkeit mit Susettens Bruder, was ihm um so leichter deren Vertrauen gewann. Auch die Kinder des Hauses, obgleich noch sehr jung, hingen bald mit großer Liebe an ihm, und Herr Jakob Friedrich fand sich durch seine Gegenwart um Vieles erleichtert, da er sich der Sorge für die Kinder enthoben sah, bei deren Erwähnung er stets zu sagen pflegte: „den Börsencours verstehe ich aufs Haar, aber wie die Kinder geleitet werden sollen oder was sie lernen müssen, das ist nicht meine Sache; dafür muß die Mutter sorgen," und das that sie auch redlich. Hölderlin stand ihr dabei treu zur Seite, und Beide unterhielten sich oft über die besten dabei einzuschlagenden Wege, wobei die belesene Frau Susette Gelegenheit hatte, die gründliche Gelehrsamkeit und den biederen Charakter des „lieben Schwaben", wie Schiller den jungen Dichter zu nennen pflegte, näher kennen und schätzen zu lernen.

Aber auch der neuen Haushälterin, einem hübschen, einer guten Familie angehörenden Mädchen, waren Hölderlins Vorzüge nicht unbemerkt geblieben. Sie mochte im Stillen den Plan entworfen haben, sich durch ihn möglicher Weise zur künftigen Frau Professorin erheben zu lassen, und richtete ihr Benehmen danach ein, diesem Ziele näher zu rücken. Davon ahnte jedoch der gleich einem zweiten Fridolin nur seiner Herrin ergebene junge Mann nichts, dessen ganzes Streben

allein dahin ging, durch treue Pflichterfüllung das Vertrauen zu verdienen, mit dem Frau Susette dem Erzieher ihrer Kinder um so bereitwilliger entgegenkam, da ihr selbst ein gebildeter, lehrreicher Umgang dringendes Bedürfniß war.

Beide hatten keine Ahnung davon, daß dieser harmlose geistige Verkehr zur Quelle eines verhängnißvollen Geschicks für sie werden sollte; und dennoch war dem so. Herr Jacob Friedrich wußte es und hatte kein Arg dabei, daß Hölderlin seiner Frau Bücher brachte und ihr öfters das Beste der neuesten Erscheinungen vorlas. Er war gewohnt, jeden Abend seine Partie zu machen, und war zufrieden, seine Frau bis zu seiner Heimkehr angenehm unterhalten zu wissen. Nicht so die Haushälterin, die, ohne Aussichten für sich selbst, das stille Glück zu mißgönnen begann, dessen sich Hölderlin im Umgange mit seiner Herrin zu erfreuen hatte. Sie wußte es so einzurichten, daß sie dem Herrn Jakob Friedrich selbst die Thüre öffnen mußte, wenn er am Abend heimkehrte, und wenn er dann die stereotype Frage: „ist meine Frau zu Hause?" an sie richtete, so wußte sie ihrer sich häufig wiederholenden Antwort: „Herr Hölderlin liest ihr vor", nach und nach eine Betonung zu geben, die endlich in einem Momente übler Geschäftslaune wie ein zündender Funke wirkte.

Mit dem nicht sowohl Eifersucht, als vielmehr beleidigten Stolz verrathenden Ausrufe: „sitzt denn der Mensch beständig bei meiner Frau!" stürzte er in's Zimmer und auf Hölderlin zu. Ein jäher Zorn übermannte den jungen, sich schuldlos wissenden Dichter, und es würde zur ärgerlichsten Scene gekommen sein, hätte nicht ein Blick auf die erschrockene Herrin ihm seine ganze Fassung wieder gegeben. Rasch verließ er das Zimmer, packte seinen Koffer und kehrte noch in derselben Nacht einem Hause und damit Verhältnissen den Rücken, die ihn um so höher beglückt hatten, je reiner er sich derselben bewußt sein konnte.

Inzwischen wurde nun auch eben dieses Bewußtsein bei Frau Susette in einer Weise wach, die sich in dem ganzen Uebergewichte gekränkter Weiblichkeit geltend machte. Indignirt von dem Vorfalle, bestand sie darauf, Hölderlin zurückzurufen oder sofort nach Hamburg

zu ihrem Bruder zurückkehren zu wollen, an welchem letzteren Vorsatze sie nur durch einen, in Folge der Aufregung sich zugezogenen Fieberanfall gehindert wurde. Jetzt erkannte Herr Jakob Friedrich seine Uebereilung, und er würde jedes von ihm geforderte Opfer gebracht haben, sie wieder gut zu machen, wenn nicht sein Onkel Heinrich einen das Gontard'sche Hochgefühl weniger beugenden Weg erdacht hätte, um die Ausgleichung des gestörten Verhältnisses der Zeit zu überlassen. Er schickte den sich schuldbewußten Neveu in Geschäften nach Wien, wohl wissend, daß ein Mutterherz, mit der ihm allein überlassenen Sorge für die Kinder, am schnellsten vergessen lernt.

Und so war es auch. Bald sah sich der eheliche Friede dadurch wieder hergestellt; die Aufregung aber hatte bei Frau Susette doch eine krankhafte Reizbarkeit hinterlassen, die sie für jeden äußeren Einfluß äußerst empfänglich machte. Die Kinder bekamen die Rötheln, die sich der sie mit aller Zärtlichkeit pflegenden Mutter sofort mittheilten. Eine leichte Erkältung trat hinzu, und die Ahnung auf ihrem Hochzeitstage sah sich erfüllt — sie starb und hinterließ ihren Gatten in einer an Wahnsinn gränzenden Verzweiflung. Eine innere Stimme mochte ihm zurufen, was Carlos einst dem Könige bei der Leiche Posas zurief: „dies zarte Saitenspiel zerbrach in deiner metallnen Hand!" aber es war zu spät. —

Hölderlin, der, von jenem Vorfalle aufs tiefste ergriffen, sich eine Zeit lang im nahen Homburg bei einer ihm befreundeten Familie aufgehalten, strebte vergebens danach, seine Fassung wieder zu erlangen. Beleidigtes Ehrgefühl und das Bewußtsein, auf eine schmachvolle Weise mißkannt worden zu sein, sowie die höchste Verehrung für eine Frau, die ihm als ein Ideal weiblicher Vollkommenheit erschienen, wirkten niederdrückend auf sein Gemüth und hüllten dasselbe in tiefe Melancholie. Endlich raffte er sich auf und ging nach Rastatt, wo er im Kreise geistreicher Männer einige Erheiterung fand. Aber noch einmal zog es ihn in die Nähe des Orts, wo er sich einst so glücklich geträumt, und im Schooße der oben erwähnten Familie lebte er eine Zeit lang nur seinen dichterischen Schöpfungen.

Unter denen, welche mit seiner Gedichtesammlung auf die Nachwelt gekommen, befinden sich einige, welche an „Diotima" gerichtet sind

und die seine Biographen als für Frau Susette bestimmt gewesene betrachtet haben. Ob dem so war oder ob sie einem anderen Ursprung zuzuschreiben sind, mag dahingestellt bleiben; als gewiß aber ist anzunehmen, daß sie der edeln Frau niemals zu Gesicht gekommen und daß sie deren Annahme entschieden verweigert haben würde. — In dem Archiv meines Schwiegervaters, das sich häufig mit Hölderlin beschäftigt und selbst Auszüge aus dessen Schriften enthält, ist nirgends eine Andeutung zu finden, die im entferntesten auf ein intimeres Verhältniß des jungen Dichters zu seiner schönen Herrin schließen läßt. —

Später begab er sich in die Schweiz, um dort aufs Neue den gesammelten poetischen Stoff zu verarbeiten, und nahm dann endlich wieder eine Hofmeisterstelle in Bordeaux an. Lange blieb seine Familie ohne alle Nachrichten von ihm, bis er 1802 plötzlich wieder in seiner Heimath erschien. Er hatte unterwegs Frau Susettens Tod erfahren, und damit fing das Geisteslicht des schwärmerischen jungen Mannes zu erlöschen an. Durch liebevolle Pflege brachte man ihn zwar soweit, daß er nochmals zu seinem Freunde nach Homburg mit der Hoffnung gehen konnte, sich wieder zu erkräftigen; aber umsonst; man brachte ihn zu den Seinigen zurück; er war dem Wahnsinn verfallen. —

Es bedurfte längerer Zeit, bis bei Herrn Jacob Friedrich das Andenken an seine geliebte Susette soweit verblaßt war, daß er sich zu einer neuen Verbindung entschließen konnte; erst vier Jahre später (1806) vermählte er sich aufs neue mit der Wittwe des Herrn Firnhaber v. Eberstein geb. Jordis, um das Unglück zu haben, auch diese Verbindung schon nach zwei Jahren (1808) wieder durch den Tod gelöst zu sehen. Das Glück einer ungetrübten Ehe sollte ihm erst mit seiner dritten Gemahlin bescheert werden, und erst um jene Zeit, als ihn bereits eine Schaar von eigenen und angeheiratheten Kindern und Enkeln umgab und seine Liebe ausschließlich in Anspruch nahm, lernte ich ihn persönlich kennen. Es war seinem Herzen Bedürfniß geworden, einen Halt zu finden, in dem sich die verschiedenen Zweige seiner Familie concentriren konnten, für deren Wohlergehen er unablässig besorgt und bemüht war, und das Glück hatte ihn darin in einer Weise begünstigt, die ihn in den Stand setzte, es stets mit vollen Händen

zu thun, während sich diese Regungen seines Herzens durch die von ihm getroffene Wahl nach allen Seiten hin auf das Entsprechendste unterstützt sahen. — Die Kundgebungen eben solcher Regungen waren gewiß nicht selten vom wohlthuenden Dufte des Gemüthlichen und des guten Herzens durchweht; mir erschienen dieselben jedoch stets wie Duft und Blüthe der Nachtviolen, die an Zeit und Stunde gebunden sind. — Mit der ankommenden Morgenpost fingen sie sich zu schließen an, zur Börsenzeit war alles fest zu, und erst nach Abgang der Nachmittagspost fing der Kelch der Gemüthlichkeit an, sich allmählich wieder zu erschließen, um Abends bei der Partie jenen wohlthuenden Eindruck zu verbreiten, den ein affabeles Benehmen oder ein freundlicher Händedruck hervorbringen, mit denen Herr Jakob Friedrich dann nicht zu kargen pflegte, und damit die Gemüther wieder für sich gewann, die sich ihm während des Tages Mühen vielleicht entfremdet hatten.

Ich lasse zum Schlusse dieser kurzen biographischen Notiz hier ein Gedicht folgen, was ihm seine Tochter einst mit ihren Kindern am Geburtstage überreichte, den er, von Paris angekommen, wo er in letzterer Zeit am häufigsten residirte, einmal wieder hier feiern konnte, und das in seiner naiven Unschuld so manche hier über ihn gegebene Andeutung in treffender Weise bestätigen wird.

All' die vielen kleinen Leute,
Die so hübsch hier vor dir stehn,
Kommen zu dem Fest, das heute
Deine Kinder froh begehn.

Alle sind sie angekommen;
Selbst die Enkelchen vom Rhein
Sind den Main heraufgeschwommen,
Am Geburtstag sich zu freun.

And're noch sind zu bedauern,
Denn Paris ist gar so weit,
Wo heut' wohl vergebens lauern
Auch noch manche kleine Leut',

Die sich schon im Voraus spitzen
Auf ein baldig Wiedersehn. —
Denn uns leider läßt Du sitzen,
Alle, die hier um Dich stehn. —

Lockt Dich an die ferne Seine,
Silber auch und Metallique:
Hier sind ächte Perlenzähne,
Goldnes Haar und Silberblick!

Sicher Dir sind die Rimessen,
Ohne Bruch ist ihre Zahl;
Jährlich wächst sammt den Intressen
Dieses schöne Capital.

Gern hätt' ich Dich angebunden,
Ja fürwahr in jedem Sinn,
Leider hat sich nichts gefunden,
Womit ich's im Stande bin.

An Dein Zeitmaß knüpft' vergebens
Ich ein Band auch noch so breit;
Denn gesteh' es nur, Zeitlebens
War zu kurz Dir stets die Zeit.

Eine Dose Dir zu schenken
Wäre zwecklos wie ein Band,
Tabak braucht zum scharfen Denken
Keineswegs Dein Verstand.

Da vom Fuß nun bis zum Scheitel
Du mit Allem wohl versehn,
Geb' ich nur Dir diesen Beutel,
Nach Paris damit zu gehn.

Doch versprechen mußt Du eidlich,
Ist von Gold er wieder schwer,
Daß Du, Vater, dann recht zeitlich
Wiederkommst zu uns hierher.

Hilf den Tag uns jährlich feiern,
Der für uns so wichtig ist,
Laß uns mündlich Dir betheuern,
Daß Du unser Alles bist. —

* * *

Von dem hier geschilderten Gontard'schen Familienzweige bleibt nun nur noch der jüngste seiner Sprößlinge zu erwähnen übrig, dessen leider schon mit seiner Entwicklung begonnenes Verblühen nichts destoweniger den anziehenden Stoff zu einem Theilnahme erweckenden Schluß dieser Aufzeichnungen herleihen wird, denn von allen Kindern, welche von Frau Susanna Maria geboren, war wohl keines, dem die hoffnungsvollen Lebensblüthen, die so reichlich sich über seine Wiege streuten, eine nach der andern so duftlos dahinwelkten, wie es bei Margarethe Gontard der Fall war, welche den 30. October 1769 mit allen Ansprüchen an das Leben das Licht der Welt erblickte.

Einer so angesehenen, mit Glücksgütern gesegneten Familie entstammend, kam sie als die reizendste ihrer uns bereits als schön bekannt gewordenen Schwestern zur Welt. Hellblonde Locken umfloßen ihr Engelsgesicht; blaue, seelenvolle Augen, ein kleiner, rosiger Mund, eine edel geformte Nase und eine herrliche Gesichtsfarbe vereinigten sich zu einem jugendlichen Antlitze, wie man selten eines sich heranbilden gesehen. Aber diese schöne Hülle barg auch eine eben so schöne Seele; sie war der Liebling des ganzen Hauses und der Stolz der Eltern, ohne daß es ihre außerordentliche Bescheidenheit zuließ, sich dessen bewußt zu werden. So wuchs sie in rascher Entwicklung bis zum zehnten Jahre mit den heitersten Aussichten in die Zukunft heran, als sie plötzlich erkrankte; unter heftigen Convulsionen brachen die Blattern, diese damals noch so verheerende Plage der Kinderwelt, bei ihr aus und bedeckten nicht allein ihren ganzen Körper, sondern vorzugsweise ihr schönes Gesicht, über welches sich fast nur eine zusammenhängende Blatter gebildet hatte. Man kann sich die Besorgnisse der Eltern denken, die alle mögliche Vorsicht anwendeten, um die Schönheit ihres Kindes zu erhalten. Die Mutter wich nicht von ihrem Bette, bis sie endlich, den Anstrengungen erliegend, ihre Sorge mit einer Wärterin theilen mußte. Ein heftiger Lärmen, der auf der Straße entstand, zog diese ans Fenster, und in diesem unbewachten Augenblicke konnte die kleine Kranke dem heftigen Jucken, welches die abtrocknenden Blattern erregen, nicht widerstehen; die kleinen Händchen versuchten dasselbe zu lindern, und als die Wärterin sich umsah, war das Zerstörungswerk

der so schönen reizenden Züge bereits geschehen. Die Mutter war am Verzweifeln; heftig blutend, lag das noch vor Kurzem so schöne Antlitz vor ihr, und die Aerzte prophezeiten schlimme Folgen.

Margarethe genas; aber sie war zu einem anderen Kinde geworden. Die schönen Augen hatten ihren Glanz verloren und waren kurzsichtig geworden; die frische Farbe hatte einen bleichen, ins graue spielenden Teint angenommen, die edle Form der Nase war dahin und der liebliche Mund hatte sich zu dicken, unschönen Lippen gestaltet. Selbst ihr schönes blondes Haar hatte sie verloren, und ein dünner, braungefärbter Nachwuchs war an dessen Stelle getreten. So entwickelte sich ihre Gestalt zu einer ungewöhnlichen, für eine Frauengestalt unvortheilhaften Größe; aber mit ihrem Körper bildeten sich zugleich auch die Vorzüge ihres Geistes und die Grundzüge einer wahrhaft edlen und liebenswürdigen Gesinnung aus. Ohne Neid blickte sie auf die blendende Schönheit ihrer beiden Schwestern Helene und Marie, und da sie selbst sich in Folge ihrer überstandenen Krankheit mehr von der großen Welt entfernt hielt, so gereichte es ihr zur größten Freude, wenn sie vernahm, welches Aufsehen Jene darin erregten und wie sehr sie überall gefielen. Ja oftmals wies sie die ihr von den Eltern dargebotenen Geschenke mit der Bitte zurück, die Schwestern damit zu schmücken, da sie für ihre zurückgezogene Lebensweise dergleichen nicht bedürfe, und so consequent beharrte sie bei der letzteren, daß sie die sich dadurch bei ihr gebildete übergroße Schüchternheit sowie ein zu geringes Selbstvertrauen, während ihres ganzen Lebens nicht mehr ablegte. Mit ihrem älteren Bruder Franz war sie am innigsten befreundet. Seine Gutmüthigkeit, die ihr besonders zugewendet war, sein strenges Rechtsgefühl und sein Streben nach Bildung harmonirten am meisten mit ihren Gesinnungen, und Margarethe betete ihn daher wahrhaft an.

In den geselligen Kreisen, die sie zu besuchen pflegte, fand sie bei der Frauenwelt die größte Anerkennung. Mehrere Mädchen schloßen sich mit der innigsten Liebe an sie, und besonders war es Caroline ...., die sich mit ganzer Seele zu ihr hingezogen fühlte. Obgleich einige Jahre älter als Margarethe, ließ sie demungeachtet dem überlegenen

Verstande der jüngeren Freundin volle Gerechtigkeit widerfahren, während dagegen Carolinens schöne Stimme und tüchtiges Clavierspiel bei jener den Sinn für Musik erweckten, den sie auch im Harfenspiel bis zu einem hohen Grade der Vollkommenheit ausbildete. Bald lernte sie diesem Instrumente so zauberhafte Töne entlocken, daß alle Zuhörer entzückt davon waren. Dennoch war sie nie zu bewegen, sich in größeren Cirkeln hören zu lassen; wogegen ihr, wenn die Schwestern in den Salons der großen Welt glänzten, die herrlichen Töne einer trefflichen Pedalharfe, die ihr der Vater von England hatte kommen lassen, die wohlthuendste Entschädigung dafür gewährten. Nicht weniger gehörten auch die ernsteren Studien zu ihren Lieblingsbeschäftigungen; sie war der französischen und italienischen Sprache vollkommen mächtig, in der Geschichte hinlänglich bewandert und ihre nach weiterer Ausbildung strebenden Ideen sprachen sich in geistreichster Weise in einem Briefwechsel aus, den sie mit ihrer Freundin Caroline .... unterhielt.

Als sich ihre Geschwister nach und nach verheirathet, blieb Margarethe allein bei der Mutter. Zwischen beiden herrschte die liebevollste Einigkeit, und die sich bei dem herannahenden Alter der Letzteren einstellenden Eigenheiten derselben ertrug die Tochter mit der nachgiebigsten Geduld. Zum erstenmale aber widersetzte sie sich ihr standhaft, als man in der Familie den Plan gefaßt hatte, sie mit einem Herrn Kling zu verheirathen, der, seit vielen Jahren im Gontard'schen Geschäfte thätig, für treu geleistete Dienste mit ihrer Hand belohnt werden sollte, während man Margarethe damit zugleich unter die Haube zu bringen gedachte. Darin hatte man sich jedoch verrechnet; trotz allen von der Familie dazu angewendeten Mitteln und ungeachtet des eindringlichsten Zuredens der Mutter, war Margarethens Standhaftigkeit nicht zu überwinden, die denn auch an ihrem Bruder Franz bald eine Stütze fand, der, obgleich wider seinen eigenen Willen, dennoch zuerst nachgab, als er sich überzeugte, daß diese Partie Margarethens Neigung und ihrem Herzen durchaus widerstrebte.

Bald jedoch sollte das letztere die erste bittere Erfahrung, und zwar die einer getäuschten Hoffnung, an sich selbst machen. Zu Carolinen ....

hatte sich noch eine zweite Freundin, Amalie ...., Margarethen zugesellt, die nun unter einander ein unzertrennliches Kleeblatt bildeten. Sie war die Tochter des Pfarrers eines benachbarten Landstädtchens und wegen ihres sich immer gleich bleibenden heiteren Humors bei Allen außerordentlich beliebt. Diesem kleinen Mädchenkreise näherte sich, von Margarethens ältestem Bruder eingeführt, ein reicher Gutsbesitzer, August ...., der einen äußerst romantisch gelegenen Landsitz in der Nachbarschaft bewohnte. Seine feine Bildung und einnehmende Bescheidenheit erwarben ihm bald das Vertrauen der drei Freundinnen, unter denen er Margarethe ganz besonders auszuzeichnen schien. Er brachte ihr die schönsten Blumen, die neuesten Bücher und die lieblichsten Compositionen für die Harfe, welche ungewöhnten Aufmerksamkeiten die gute Margarethe so erfreuten, daß sie schon anfing, sich zu prüfen, ob, im Fall er um sie anhalten würde, sie sich wohl entschließen könnte, ihm ihre Hand zu reichen. Eigennutz von Seiten des Bewerbers war hier offenbar nicht im Spiele, denn sein Vermögen überstieg das ihrige bei weitem.

Im Hochsommer erbat sich August .... von Frau Daniel Gontard und ihrer ganzen Familie, sowie von Margarethens Freundinnen das Vergnügen, sie einen Tag bei sich auf dem Lande zu sehen und sich die Bewirthung eines Junggesellen gefallen zu lassen. Der Vorschlag wurde angenommen, und an einem Sonntage, vom herrlichsten Wetter begünstigt, ausgeführt. Margarethe trat die Fahrt nicht ohne einige Beklommenheit an, da sie dem Wendepunkt ihres Geschicks damit entgegen zu gehen glaubte; das Fest war indessen so überraschend schön und sinnig arrangirt, daß sie es kaum bemerkte, wie August .... fast absichtlich sie gemieden, was außerdem auch noch um so weniger einen bei ihr haftenden Eindruck hinterließ, da sie im Augenblick der Abfahrt von demselben um eine Unterredung auf den nächsten Tag ersucht worden war.

Margarethe sah der ihr bestimmten Stunde nicht ohne einige Aufregung entgegen, bis August .... endlich erschien und alsbald von seiner großen Dankbarkeit zu sprechen begann für die vielen ihm gegebenen Beweise aufrichtiger Freundschaft, die allein ihm den Muth ein-

geflößt, es ihr zu vertrauen, daß er von der innigsten Liebe für — Caroline .... erfüllt sei, um deren Hand er durch ihre Vermittlung anzuhalten wünsche, da es ihm an Selbstvertrauen fehle, sein eigener Bewerber zu sein. —

Das hatte Margarethe nicht erwartet. Bei wiedergewonnener Fassung indessen fühlte sie deutlich, daß die durch ihr Inneres gehende Dissonanz weniger einer verschmähten Liebe, als vielmehr einer getäuschten Erwartung zuzuschreiben sei, die einem Anfluge weiblicher Eitelkeit wehe gethan hatte, den jedoch die unerschütterliche Liebe zu ihrer Freundin Caroline .... bald wieder verscheuchte. Mit größter Bereitwilligkeit übernahm sie den ihr ertheilten Auftrag, der auch ein so williges Gehör fand, daß die Trauung des jungen Paares alsbald erfolgte, bei welcher Gelegenheit das Brautpaar an einer von Carolinen .... früher im Scherz bezeichneten Stelle, auf einer nahen Wiese, zwei Pappeln pflanzten, die noch lange nachher bei den Leuten in der Gegend unter dem Namen „Herr und Frau ....“ bekannt geblieben.

Hatte sich Margarethe durch eine falsch verstandene Verehrung getäuscht gesehen, so sollte ein an sich geringfügiger Vorfall ihrem sich wieder beruhigten Herzen gefährlicher werden. Eines Abends mit ihrer Mutter aus dem Theater nach Hause fahrend, brach unterweges eine Achse, in Folge dessen der Wagen umschlug. Von allen Seiten sprangen Helfende hinzu; man ließ die im Wagen Sitzenden aussteigen, und es fand sich, daß nur allein Margarethe durch die Glassplitter des zertrümmerten Wagenfensters an der Schulter eine Verletzung erlitten hatte. Unter den Hinzugeeilten befand sich auch ein junger Arzt, der sofort mit vieler Sorgfalt und Gewandtheit den Transport der Verwundeten nach ihrer Behausung übernahm. Mit geschickter Hand vollzog er das allerdings schmerzhafte Entfernen der Glassplitter aus der Schulter, und erst nachdem Alles geschehen, erfuhr der junge Mann, in wessen Hause er sich befinde, sowie er dagegen sich als Dr. Ebel aus Züllichau (in der literarischen Welt schon damals durch seine Schriften vortheilhaft bekannt) zu erkennen gab.

Der inzwischen herbeigerufene Hausarzt fand alle getroffenen Einrichtungen ganz vortrefflich, und Frau Gontard, in zarter Berück-

sichtigung der geleisteten Hülfe, ersuchte Dr. Ebel, die Heilung der Patientin in Gemeinschaft mit dem Hausarzte fortzusetzen.

Am nächsten Morgen fand sich Dr. Ebel wieder ein, um die Wunden näher zu untersuchen, und nun erst hatte Margarethe Gelegenheit, den Mann bei heller Tagesbeleuchtung vor sich zu sehen, der ihr so bereitwillige Hülfe geleistet. Es war eine große, kräftige Gestalt, mit einer geistreichen, ausdrucksvollen Physiognomie. Ein Paar blitzende Augen und eine schön geformte Adlernase ließen auf einen stolzen Charakter schließen, welcher Zug sich jedoch beim Sprechen in eine höchst einnehmende Freundlichkeit auflöste. Er sprach ein sehr reines Deutsch, stieß dabei aber ein wenig mit der Zunge an, was jedoch seiner Rede keinesweges nachtheilig war, sondern ihr vielmehr einen eigenthümlichen Wohllaut verlieh.

Dr. Ebel war 1764 in Züllichau geboren, hatte in Frankfurt a/O. studirt und bis 1790 unabhängig in Wien gelebt, um sich als Arzt vollkommen auszubilden. Von dort ging er in die Schweiz, die ihm zur zweiten Heimath wurde. Seine derselben gewidmeten Werke sind bekannt und berühmt geworden. Dieselben sind ebensowohl von dem rein republikanischen Geiste, als der erhabenen Natur dieses damals noch keuschen Landes durchweht, und haben lange Zeit das größte Interesse für ihren geistreichen Verfasser eingeflößt. Ohne vielleicht besonders dazu veranlaßt zu werden, hatte er seinen Aufenthalt in Zürich zeitweilig mit Frankfurt vertauscht, und war hier sofort mit Erfolg als praktischer Arzt aufgetreten.

Sobald Margarethens Freundin, Caroline ...., von dem, der Ersteren begegneten Unfalle Kenntniß erhielt, eilte sie mit ihrem Manne herbei, um der Kranken ihre Theilnahme zu bezeigen, wobei August .... zu seiner großen Ueberraschung in Dr. Ebel jene interessante Erscheinung wieder erkannte, die ihm einst bei einer Schweizerreise auf dem Rigi begegnete und zu welcher er sich schon damals so unwiderstehlich hingezogen fühlte. Bald knüpfte sich zwischen beiden Männern ein inniges Freundschaftsband, wodurch August .... veranlaßt wurde, sich für den kommenden Winter eine Wohnung hier in der Stadt zu miethen, die sein neu gewonnener Freund mit ihm theilen mußte.

Nun ging für Margarethe ein neues Leben auf. Ihre Heilung war glücklich von Statten gegangen. Sowohl die Veranlassung dazu, als auch der rasche und entsprechende Erfolg hatten Aufsehen erregt und dem interessanten jungen Arzte schnell eine bedeutende Praxis verschafft. In Margarethens Augen erschien er dadurch in einem immer glänzenderen Lichte, während sich ihr zugleich in dem kleinen Kreise ihrer intimeren Freunde sein männlicher Charakter in der anziehendsten Weise entfaltete. Das Ueberwiegende seines Geistes, das sich bei näherem Umgange in seiner Unterhaltung mehr und mehr offenbarte, machte einen entscheidenden Eindruck auf sie. Zum ersten Male fühlte sich ihr der wahren Liebe bis daher fremd gebliebenes Herz in der Nähe dieses Mannes beklommen, während in seiner Abwesenheit ein stilles Sehnen nach ihm ihre Brust durchzog.

Auch bei Dr. Ebel hatte das eigenthümliche Wesen Margarethens großes Interesse erregt; er besuchte sie öfters auch nach ihrer Genesung, und obgleich ihre äußere Erscheinung nicht das mindeste Anziehende für ihn haben konnte, so war es doch der Adel ihres Geistes, der ihn unvermerkt immer inniger an sie fesselte. Aber er sollte noch eine anziehendere Seite an ihr kennen lernen, die ihm bis daher gänzlich fremd geblieben.

Eines Abends wollte er Margarethen ein ihr versprochenes Buch bringen. Schon im Hausgange wurde er durch wundervolle Harfentöne überrascht, die ihn, denselben folgend, zu ihrem Zimmer führten. Lange lauschte er hier dem seelenvollen Spiele, ohne es über sich gewinnen zu können, dasselbe durch seinen Eintritt zu stören. Noch war er darüber ungewiß, ob es wirklich Margarethens Hand sei, welche dieses so gefühlvolle Saitenspiel hervorzauberte, als ein herbeigekommener Bedienter ihm die Gewißheit darüber gab. Die Musik verstummte, aber es war ihm nicht mehr möglich, in das Heiligthum einzutreten, von woher sie ihm so überwältigend entgegengeweht. Er übergab dem Bedienten das Buch, trug ihm die freundlichsten Grüße an die Damen auf und entfernte sich schnell, gleichsam als suche er den feierlichen Eindruck noch länger festzuhalten, den dieser Moment auf ihn gemacht.

Seine nächsten Besuche ließen Margarethen ein mehr ernstes, abgemesseneres Benehmen an ihm wahrnehmen; er war nachdenkender geworden und offenbar mit einem Gegenstande beschäftigt, über den er zum Entschluß zu kommen strebte. Daß er die Freundin belauscht, erwähnte er nicht, sowie er überhaupt ein bestimmtes, näher auf etwas eingehendes Gespräch absichtlich zu vermeiden schien.

Bei wiederkehrendem Frühling begab sich Caroline .... mit ihrem Gatten auf ihr Gut zurück und Dr. Ebel bezog eine andere Wohnung bei der Familie Bechler hier. Seine Besuche bei Frau Gontard und ihrer Tochter Margarethe setzte er fleißig fort, und Letztere, die sich täglich mehr mit Liebe zu ihm hingezogen fühlte, konnte sich zwar deutlich überzeugen, daß auch sie ihm werth und schätzbar sei, aber auf eigentliche Gegenliebe wagte sie nicht, sich Hoffnung zu machen, da sie sich hier um keinen Preis aufs Neue getäuscht sehen mochte.

Diesesmal aber war ihr keine Täuschung vorbehalten; denn wie August .... seiner Zeit Margarethen aufgefordert hatte, bei Caroline .... für ihn zu werben, so forderte jetzt Dr. Ebel die Letztere auf, für ihn um Margarethens Hand anzuhalten. — Wer vermag ihre freudige Ueberraschung zu schildern, als sie es sich nun frei und ohne Rückhalt gestehen durfte, wie sehr sie Ebel liebe. Caroline .... überbrachte ihm unverweilt dieses Geständniß und die heilige Versicherung, daß ihre Freundin unter allen Umständen ihr Schicksal an das seinige knüpfen werde. Nach dieser Zusicherung eilte Ebel, ihr selbst seinen feurigsten Dank zu bringen und ihr zu gestehen, wie das Harfenspiel an jenem Abende für ihn entscheidend gewesen, und wie er es nur darum nicht gewagt habe, seinen Gefühlen Worte zu geben, weil er im steten Zweifel gewesen, ob die Beherrscherin der Töne sich würde entschließen können, zugleich auch die Beherrscherin seines Herzens zu werden.

Dr. Ebel konnte nun zwar ungehinderter den Worten und den süßen Harmonieen seiner Geliebten lauschen, zu einer förmlichen Declaration aber konnte es sogleich noch nicht kommen, da der Ausbruch der französischen Revolution dieser Verbindung mancherlei Schwierigkeiten entgegenstellte. Ebel sah sich durch diese Katastrophe in eine sehr ernste,

ja besorgliche Stimmung versetzt, da er selbst einen sehr lebhaften Antheil daran nahm, den er auch seiner Zeit durch die Uebersetzung der Werke Sieyes u. s. w. thatsächlich bewiesen. Indessen mußten die Angelegenheiten seines Herzens doch endlich entschieden werden, wozu sich ihm denn auch alsbald eine passende Gelegenheit darbot.

Margarethens muntere Freundin Amalie .... feierte ihre Hochzeit mit einem in der Nähe wohnenden jungen Amtmanne, und zwar auf dem Gute von August ...., zu welchem Feste auch Frau Gontard mit ihrer Tochter, sowie Dr. Ebel geladen waren. Die Gesellschaft war in heiterster Stimmung, und Letzterer glaubte daher auf der Rückfahrt den geeigneten Moment gefunden zu haben, der Mutter der Geliebten seine Wünsche eröffnen zu können; aber welch' ihn vernichtendes Gefühl bemächtigte sich seiner, als gegen alle Erwartung sich Frau Gontard's eben noch so freundlichen Züge plötzlich in ernste Falten legten! Kaum vermochte er seinen Antrag zu vollenden, den dieselbe kalt und schweigend anhörte; sie antwortete ausweichend, daß sie eine so wichtige Familienangelegenheit erst mit ihren Söhnen berathen und auch mit ihrem Schwager Henri besprechen müsse, ohne deren Zustimmung sie nichts beschließen könne; er würde demnächst Weiteres darüber hören; bis dahin aber müsse sie ihn bitten, ihr Haus zu meiden. Dagegen protestirte Dr. Ebel auf das lebhafteste, bis Margarethe mit der Bitte dazwischen trat, die Beschlüsse der Mutter zu ehren.

Hier nun erscheint uns Frau Daniel Andreas in einem jener früher schon angedeuteten Momente, in denen das sonst so Liebreiche ihres Charakters und die Weichheit ihres Herzens, von dem eisigen Hauche des Familiendünkels und der Vorurtheile angeweht, plötzlich zu erstarren begannen. Hatte auch Dr. Ebel's geistiges Uebergewicht dieselben, ihm gegenüber, bisher in Schranken zu erhalten gewußt, so hatten sie demungeachtet doch wohl niemals den Gedanken in ihr aufkommen lassen, daß eine solche Capacität auch die Berechtigung in sich fühlen könne, um die Hand einer Gontard anzuhalten. —

Was Margarethens Herz bei diesem so plötzlichen Wechsel der Dinge litt, läßt sich leichter fühlen wie schildern. Daran hatte sie nie

im entferntesten gedacht, daß der Mann ihrer Wahl zurückgewiesen werden könnte; ein Mann von so entschiedenem Werthe, der von Allen, die ihn näher kannten, geliebt und geachtet war. Und dennoch geschah es; trotz Margarethens Bitten und Thränen wurde Dr. Ebel's Antrag von der Mutter sowohl wie von ihrem Schwager und ihren Söhnen auf das Bestimmteste abgelehnt. Die Weigerung mochte jedoch noch insbesondere ihren Grund in den entschieden republikanischen Gesinnungen des Dr. Ebel haben, die ihn bei den aristokratischen Familien in den Geruch gebracht, daß er zu den Jacobinern zähle, und wenn man seither aus Rücksichten darüber ein Auge zugedrückt hatte, so ließ man dieselben nun gänzlich fallen, und suchte dem bisherigen Verhältniß dadurch ein Ende zu machen, daß sich nach und nach Alles von ihm zurückzog, was ihm seither nahe gestanden. Nur August und Caroline .... blieben ihm treu ergeben, und bei ihnen sah Dr. Ebel auch seine Margarethe zum erstenmale nach jener für sie so schmerzlich gewesenen Trennung wieder; ihren Vorschlag jedoch, sich mit einem erneuten Antrage an die Mutter zu wenden, wies er mit dem ihm eigenen Selbstgefühl auf das entschiedenste zurück. Mit Innigkeit bat er Margarethen, sich ernstlich zu prüfen, und wenn nach Allem, was sie gegen ihn erfahren, sie dennoch glaube, mit ihm glücklich sein zu können, ihm ihre Treue zu bewahren, bis die Zeit gekommen, wo nur sie allein über sich zu gebieten haben würde. Unter den heiligsten Versicherungen trennten sich die Liebenden; ein Briefwechsel wurde eingeleitet und Dr. Ebel ging nach Paris. —

Jahre verstrichen und brachten mancherlei Veränderungen in die Gontard'sche Familie. Nicht ganz mit freiem Willen verließ Frau Gontard das ihrem ältesten Sohne eingeräumte Stammhaus, und zog mit Margarethen in den der Familie zugehörigen düsteren „Mohren" (am Eck der Falkengasse). Hier begann sie zu kränkeln, und mit dem sich bei ihr einstellenden Vorgefühl, daß sie ihrem Ziele entgegen gehe, fingen jene früher angedeuteten Härten und Ungleichheiten in ihrem Wesen an, sich zu ebnen und auszugleichen. Die treue Pflege ihrer Tochter stimmte sie milder und gütiger gegen dieselbe, und einigemale hatte sie sogar schon angefangen, mit Margarethen wieder von

Dr. Ebel zu sprechen und die Erinnerungen an ihn in einer Weise aufzufrischen, die ihren Gesinnungswechsel deutlich errathen ließen. Eines Abends, als das Harfenspiel der Tochter sie mit leisen klagenden Accorden zu bangen Ahnungen gestimmt, in welche sich wohl auch die Sorge um die Zukunft derselben mischen mochte, umarmte sie das ihr stets so theuer gewesene Kind mit Thränen und mit dem Geständniß, wie sehr sie es nun bereue, in die Verbindung mit Dr. Ebel nicht gewilligt zu haben. „Doch tröste dich," sprach sie zu ihr, „du wirst doch einst noch glücklich durch ihn werden; verzeihe mir den Verlust der schönen Tage, um die ich dich gebracht, und nimm nun hier meinen Segen zu deiner Verbindung mit ihm. Vor meinem Tode aber, dessen Annäherung ich fühle, verheirathe dich nicht, denn ich habe die Kraft nicht mehr, mit denen zu ringen, die dagegen sein werden; du hast als treue und liebende Tochter an mir gehandelt, und sicher wird dich eine bessere Zukunft dafür belohnen."

Weinend hielten sich Mutter und Tochter lange umarmt. Margarethe ermannte sich zuerst und bat sie innigst, ihre Gesundheit zu schonen und sich nicht von trüben Gedanken überwältigen zu lassen. Aber die Ahnungen der Mutter hatten nicht getrügt; es war ihr Abschied gewesen; denn nicht lange darauf (14. März 1800) trug man sie zu Grabe.

Inzwischen hatte Dr. Ebel einen lebhaften Briefwechsel mit Margarethen unterhalten. Er hatte Paris verlassen und seinen Aufenthalt wieder in Zürich genommen. Seine Briefe waren herzlich, theilnehmend und im höchsten Grade freundlich, ohne jedoch die weitere Gestaltung ihres gegenseitigen Verhältnisses näher zu berühren. Hier muß übrigens zwischen Beiden eine gewisse Spannung oder ein Mißdeuten der sie beherrschenden Gefühle eingetreten sein, die eine Unklarheit in ihr Verhältniß zu einander brachte. Margarethe verschwieg es, daß die Mutter noch vor ihrem Ende in die Verbindung mit Dr. Ebel gewilligt, weil sie in seinen Briefen stets vergebens das Verlangen danach erwartet hatte, und jener hielt damit zurück, weil er glaubte, daß es an Margarethen sei, jetzt, nachdem sie selbstständig geworden, zuerst nähere Andeutungen über die Gestaltung ihrer Zukunft zu geben,

die sich in Beziehung auf ihn allerdings noch auf demselben Standpunkt befand, auf welchen sie der Mutter abschlägige Antwort versetzt hatte. Der Inhalt seiner Briefe beschränkte sich daher meistens nur auf Rathschläge, wie sich die Freundin in ihrem gegenwärtigen Verhältnisse wach zu erhalten und die vielen Talente und Geistesgaben zu benutzen habe, um sich und Andere zu beglücken, und nur einmal warf er, gleichsam als ein Fühler, die flüchtige Andeutung hin, daß er sie vielleicht bald wieder zu sehen hoffe. Diese sonderbare, gegenseitig unterhaltene Spannung machte Margarethen unendlichen Kummer, der sich ihren Freundinnen oftmals bemerkbar machte. Es mochte sich die besorgliche Idee bei ihr gebildet haben, daß ihr so wenig begünstigtes Aeußere doch nicht dazu geschaffen sei, einen Mann auf die Dauer zu fesseln, und so vertrauerte sie sich muthlos in stillem Grame nur an der achtungsvollen Verehrung zehrend, die ihr Dr. Ebel stets in unveränderter Weise zu erkennen gab.

Ebels spätere Briefe drangen zu wiederholten Malen darauf, daß Margarethe in die Schweiz kommen möchte. „Lernen Sie, Beste!" schrieb er ihr, „die herrliche Schweiz näher kennen. Aber noch höher wie ihre Naturschönheiten steht die Verfassung dieses glücklichen Landes, die von den Gebrechen ihrer Nachbarstaaten nichts weiß. Kommen Sie zu uns und theilen Sie mit uns die Ruhe und die Zufriedenheit, die ich, Sie wissen es ja, so gerne auch meinem lieben Vaterlande wünschte." Wie so gerne wäre Margarethe diesem Rufe gefolgt; aber der mögliche Verdacht, ihm nachgereist zu sein, widerstrebte ihrer Weiblichkeit, und so blieben ihr nur Thränen, um ihre Sehnsucht zu stillen.

In diesem stillen Seelenkummer war ihre Freundin Caroline auf alle Art bemüht, sie zu erheitern. Sie bat sie, zu ihr aufs Land zu ziehen, wo sie denn auch während eines günstigen Sommers in öfters wiederholten Ausflügen eine ihr sehr wohlthuende Erholung fand. Eben war man am späten Abend ziemlich ermüdet von einer solchen Partie heimgekehrt, als den Ankommenden die überraschende Nachricht wurde, daß ein eben eingetroffener Fremder ihrer im Zimmer harre. Aber wer malt Margarethens Ueberraschung, als beim Eintritt in dasselbe Dr. Ebel vor ihr stand. Er begrüßte sie Alle aufs herzlichste, doch

nicht ohne Margarethen gegenüber eine gewisse Bemessenheit zu beobachten; er theilte ihnen mit, daß er seine alte Wohnung bei Bechler's wieder bezogen und gesonnen sei, aufs Neue ein Jahr in der alten freien Reichsstadt zuzubringen, dann aber hoffe, daß ihn sämmtliche Freunde in die ihm so theuer gewordene Schweiz begleiten würden.

Was Dr. Ebel bewogen, aufs Neue nach Frankfurt zurückzukehren: ob er die Absicht hatte, die Möglichkeit einer Verbindung mit Margarethen näher zu prüfen und demgemäß zu handeln, ist ein Räthsel geblieben. Inzwischen sah sich ihr gegenseitiges Interesse durch den sich zwischen Beiden entsponnenen geistigen Austausch auf das lebhafteste unterhalten. Er las ihr seine wissenschaftlichen Forschungen und seine Schriften über die Schweiz vor, sie erfreute ihn dagegen mit ihren Harfentönen und theilte ihm Auszüge aus ihren reichhaltigen Tagebüchern mit; die früheren Tage aber kamen nicht mehr zur Sprache. Er schien absichtlich jede Erklärung zu vermeiden und sie dieser Absicht mit stummer Resignation zu entsprechen.

So war das Jahr verstrichen. Dr. Ebel rüstete sich zur Abreise, und August .... schickte sich an, sein Versprechen zu erfüllen und den Freund zu begleiten. Im Begriff, dem Ersteren ein Billet zu schreiben, um ihm noch einiges auf die Abreise Bezügliche mitzutheilen, schnitt er sich eine Feder, als eines seiner Kinder in der Nähe einen gellen Schrei ausstieß. Erschreckt darüber fuhr er mit dem Federmesser aus und brachte sich an der sogenannten Maus der linken Hand eine tiefe Wunde bei. Dr. Ebel eilte sogleich herbei und auf der Stelle wurde ihm alle nur mögliche Hülfe geleistet; aber umsonst! die Mundsperre trat hinzu und unter entsetzlichen Qualen mußte der Arme seinen Geist aufgeben. —

Mit trauerndem Herzen reiste Dr. Ebel ab und nahm von Margarethen das Versprechen mit sich, ihn baldigst in seinem neuen Vaterlande als Züricher Kantonsbürger wieder zu sehen. Die Aussichten dazu schwanden jedoch immer mehr, und sie konnte sich nur zuweilen in des Freundes Nähe träumen, wenn sie seine Wohnung besuchte, die er in der Bechler'schen Familie beibehalten und worin er einen Theil seiner Sachen zurückgelassen, welche er Margarethens Obhut empfohlen.

Im Erdgeschosse zum „alten Mohren", in welchem Margarethe nach dem Tode ihrer Mutter wohnen geblieben, hatte ein Schweizer Fabrikant aus Aarau ein Meßlokal bezogen und von der Ersteren einige Zimmer dazu für seine mitgebrachte Frau und Tochter ermiethet. Dadurch entspann sich ein freundlicher Verkehr zwischen ihr und dieser Familie Laur, der zur Folge hatte, daß Margarethe deren dringender Einladung folgte, einen Sommer bei ihnen in Aarau zuzubringen. Ihr so lange gehegter Wunsch, die Schweiz zu bereisen, sah sich nun endlich erfüllt; längst schon kannte sie das schöne Land durch Dr. Ebels Mittheilungen in allen seinen Einzelnheiten, aber die Wirklichkeit übertraf bei weitem noch ihre Erwartungen.

Von Aarau aus wurden nun mehrere Ausflüge in Begleitung ihrer Freunde unternommen, die sie auch nach Zürich führten. Hier bot Dr. Ebel alles für sie auf. Margarethe sah sich von allen seinen Freunden umgeben, die liebevoll mit einander wetteiferten, sich ihr angenehm und gefällig zu bezeigen. Ihre auffallende Größe und das Unschöne ihrer Formen erregten zwar auch bei diesen neuen Bekanntschaften im ersten Augenblick der Begegnung einen eigenthümlichen, nicht für sie sprechenden Eindruck, aber die Liebenswürdigkeit ihres Umganges ersetzte alles und gewann ihr alle Herzen; von allen Seiten erhielt sie Einladungen zu dieser oder jener Familie auf dem Lande oder in der Stadt, und Jedermann war erfreut, sie auf längere oder kürzere Zeit als Gast bei sich zu sehen.

So ging der Sommer herum; noch immer aber fesselte sie die Familie Laur mit wohlwollenden Banden, denen sie sich nicht zu entziehen vermochte, und im darauf folgenden Frühjahr zog es sie abermals nach Zürich, wo sie in Ebels Nähe sich an dessen Wirken und an der allgemeinen Achtung erfreute, die der ihr so theuer gewordene Mann bei seinen Mitbürgern genoß. Sie war glücklich in seinem Umgange, und nur der Gedanke konnte allein sie betrüben, sich seiner Nähe wieder entrückt zu sehen.

Im Sommer 1810 mußte sie endlich den Wünschen ihrer Familie nachgeben und nach der Vaterstadt zurückkehren. Hier aber fand sie große, ihrem Herzen sehr nahe gehende Veränderungen. Ihre Freundin

Caroline .... hatte als Wittwe mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt und sich genöthigt gesehen, ihr Gut und damit die Nähe Frankfurts zu verlassen. Ihre zweite Freundin, die einst so lebensfrohe Amalie ...., war im Wochenbette gestorben, und in Margarethens Herzen waren damit zwei Lücken entstanden, für die sie nur allein noch in Dr. Ebels Umgang Ersatz finden konnte. Es war ihr unmöglich geworden, länger hier auszudauern, und sie faßte daher den Entschluß, ihren Aufenthalt für immer in der Schweiz zu nehmen.

Ihr Bruder Franz, der ihr stets und überall mit treuer Liebe zur Seite stand, entsprach bereitwilligst auch diesem sehnlichsten ihrer Wünsche, und übernahm es, durch seine Geschäftsfreunde in Zürich, die nöthigen Einrichtungen zu einem dauernden Aufenthalte daselbst für sie treffen zu lassen. Eine schöne Wohnung wurde ihr am Züricher See gemiethet, die allem entsprach, was ihrem Hauptbedürfniß nach Ruhe, Frieden und Erhebung des Gemüths zusagen konnte. Eine reizende Aussicht, auf den schönsten Theil der Stadt sowohl, als auf den See und die ihn in der Ferne begrenzenden Gletscher, entfaltete mit jedem Morgen ihrem entzückten Auge neue Reize, während die nächsten Umgebungen des Hauses hinlängliche Gelegenheit boten, zu jeder Stunde sich in anmuthigster Weise im Freien zu ergehen.

Bald hatte Margarethe hier manches Lieblingsplätzchen aufgefunden, das sie vorzugsweise zu besuchen pflegte, und eben so bald fand sie sich auch so heimisch hier, daß sie bereits eine nicht fern von ihrem Hause im See gelegene kleine grün bewachsene Insel, zu der sie sich öfters hinüberrudern ließ, wenn sie eine einsame Stunde genießen wollte, als die Stelle bezeichnete, wo sie einst der Mutter Erde sich zurückgegeben zu sehen wünsche.

Wie heimisch Margarethe in ihrem neuen Wohnsitze geworden und wie sehr man ihren anmuthigen Umgang daselbst suchte und ihre Talente schätzte, davon fand ich unter den Reliquien meines Archivs einen sehr bezeichnenden Beweis in einigen Versen, die man ihr bei irgend einer Gelegenheit, wahrscheinlich zu einem vier Seiten darbietenden Geschenke, gedichtet und welche zu einer jeden dieser Seiten wohl die, der dargebrachten Gabe entsprechende Inschrift gebildet haben

mögen. Sie bezeugen zugleich die hohe Virtuosität ihres Harfenspiels, dem man die schmeichelhafteste Anerkennung darin zollt, und sprechen sich in folgender Weise aus:

Der Meisterin auf der Harfe,

Margaretha Gontard aus Frankfurt a. M.

1.

Orphea! Du bildetest lange schon
Die Harfe zum Panharmonikon. —

2.

Dreifache Wonne bezaubert Jeden:
Dein Blick, Dein Harfenspiel, Dein Reden. —

3.

Durch hohen Geist und reines Gefühl
Entzückt Dein bescheidenes Wort, —
Warum entzückt auch Dein Harfenspiel?
Du redest durch ihren Accord. —

4.

Das heißt nicht Harfe spielen — das heißt:
Melodisch bezaubern das Herz und den Geist. —

Unter so wohlthuenden Verhältnissen war Margarethen theils in beschaulicher Zurückgezogenheit, theils in abwechselnden Ausflügen nach den schönsten Cantonen der Schweiz, die Zeit bis zum Herbste des Jahres 1813 angenehm verflossen. Für den kommenden Sommer war dem Canton Appenzell ein Besuch zugedacht, wozu die Reisepläne jetzt schon oftmals einen Gegenstand der Unterhaltung bildeten, während jedoch das Geschick über die Ausführung derselben anders beschlossen hatte.

Die Gemahlin des österreichischen Gesandten am Münchner Hofe, Baronin v. Wels, eine geborne Frankfurterin, hatte, während ihr Mann ein benachbartes Bad gebrauchte, ihren Aufenthalt in der Schweiz genommen. Sie suchte Margarethe, als eine frühere Bekannte, auf und entschloß sich, einige Zeit in ihrer Nähe in Zürich zu bleiben.

Eines Abends las Dr. Ebel den beiden Damen Auszüge aus seinem Reisejournal über Italien vor. Die Baronin, welche dieses Zauberland ebenfalls bereist hatte, stimmte in die herrlichen Schilderungen mit ein, welche die Lectüre entfaltete und die Margarethen zu dem sich lebhaft äußernden Wunsch veranlaßten, all das Schöne gleichfalls in der Natur kennen zu lernen, das hier in so reizenden Farben geschildert wurde. Die Baronin, welche über Zeit und Geld gebieten konnte, hielt sie beim Wort, und bald war Margarethe überredet, eine so schöne Gelegenheit nicht unbenutzt zu lassen, da sich hier so Vieles vereinige, was ihr die Reise angenehm und nützlich machen könne. „Ich habe," sagte die Baronin, „einen sehr bequemen Reisewagen bei mir und biete Ihnen, als einer so liebenswürdigen Reisegesellschafterin, mit Vergnügen einen Platz darin an, so daß Sie für nichts weiter, als für Ihre persönlichen Bedürfnisse zu sorgen haben sollen." Diesem so überaus freundlichen Anerbieten konnte Margarethe nicht widerstehen; die Abreise wurde auf die nächste Woche bestimmt und ohne Säumen zu den dazu nöthigen Vorbereitungen geschritten.

Zur Stunde des Scheidens fanden sich die nächsten Freunde, worunter auch Dr. Ebel, bei Margarethen zum Abschied ein. In heiterster Laune erwartete man den Reisewagen, der endlich, die Straße herauf rasselnd, vor der Thüre hielt. Der herabspringende Jäger öffnet den Schlag und läßt den Tritt nieder, der aber, im Momente des Einsteigens, unter Margarethens Füßen zusammenbricht. Eine Verletzung in der rechten Seite des Unterleibes und eine zweite am Knie waren die Folgen dieses unglücklichen Falls, von dem die große Gestalt sich nur mit Mühe wieder erheben konnte, um ins Zimmer zurückgebracht zu werden. Damit waren alle Hoffnungen, das schöne Italien zu sehen, verschwunden.

Anfangs hielt Dr. Ebel die Verletzungen nicht für so erhebliche; doch fand er für nöthig, die Kranke zum Gebrauch der kalten Bäder auf den Rigi zu schaffen und sie dort Molken trinken zu lassen. Die Kur versprach den besten Erfolg. Dr. Ebel wich nicht von ihrer Seite, und schon fingen die stärkenden Bäder, die würzigen Molken und die kräftigende Bergluft an, ihre zu den besten Hoffnungen be-

rechtigende Wirkung zu äußern, als plötzlich die Temperatur auf den Bergen umschlug und eine eisige Luft den besorgten Freund nöthigte, die Patientin wieder nach Zürich zurückbringen zu lassen. Hier machte das Uebel so überhandnehmende Fortschritte, daß sich die Kunst der Aerzte vergebens mühte, ihm Einhalt zu thun.

Von Seiten der Familie gelangten die dringendsten Bitten nach Zürich, Alles aufzubieten, die ihr so theure Verwandtin zu erhalten. Man machte Vorschläge, sie nach Frankfurt zurückkommen zu lassen, selbst wenn sie in einer Sänfte dahin getragen werden müßte; aber Dr. Ebel, der mit dem zweiten Arzte, Dr. Lavater, in der Ansicht über das Uebel vollkommen übereinstimmte, erklärten die Reise für durchaus unausführbar, und so trat die Leidende das Jahr 1814 unter unnennbaren Qualen an, die selbst nur zu lindern, kaum ein Mittel mehr zu finden war. Sie konnte das Bett nicht mehr verlassen und sah sich nicht selten, wenn dasselbe gemacht wurde, einer Ohnmacht ausgesetzt.

So war Margarethe denn nur allein auf ihre Geduld und Ergebung angewiesen, die sie auch nie verließen; sie klagte nur selten und erkannte stets mit dem wärmsten Dank den treuen Beistand ihrer Freundinnen, sowie die sorgliche Pflege ihres ihr innigst ergebenen Mädchens Bäthely, die sich unermüdlich darin bewies.

Zu Anfang des Herbstes 1814 ließ sie ihrem Bruder Franz schreiben, wie sehr sie sich sehne, ihn oder wenn das nicht sein könnte, wenigstens seine Frau, die ihr stets eine so liebe Freundin gewesen, einmal wieder zu sehen. Leider konnte dieser Wunsch nicht erfüllt werden, da Letztere an oft sich wiederholenden heftigen Magenkrämpfen litt, wodurch sich Beide an dieser damals noch mit mancherlei Beschwerden verbundenen Reise gehindert sahen. Man sandte ihr dagegen ihre beiden Nichten, Frau Belli-Gontard und Mimi Schönemann, in Begleitung ihres Schwagers, dem Vater der Letzteren. Dies gewährte ihr mindestens die Erheiterung, einmal wieder über die Angelegenheiten der ganzen Familie ausführlich unterrichtet zu werden.

Ein sich darüber vorfindender Brief von der letzteren der beiden Nichten bestätigt in rührender Weise die ausharrende Fassung und die

sich gleichbleibende Milde und Freudigkeit der Kranken. „Wie schwer wird es mir ums Herz," heißt es darin, „wenn ich bei dem wohlthätigen Eindruck, den ihr sanftes Wesen und ihre Geduld auf mich macht, an den bestimmten Ausspruch der Aerzte denke, daß keine Rettung für sie möglich sei. Ihr vortrefflicher Charakter hat noch immer in Allem seinen Ausdruck behalten, was sie spricht und thut. Das ist es auch, was ihre hiesigen Freunde so hoch an ihr schätzen, die ihr eine kaum zu beschreibende Sorgfalt widmen," u. s. w.

Nach erfolgter Rückreise dieses ihr so lieb gewesenen Besuchs neigte sich ihr Dasein, obgleich langsam, aber doch sichtbar seinem Ende zu. Am 27. November fand sie Herr G..., an den sie empfohlen und der stets ihr treuester Beistand geblieben, auffallend verändert. Sie selbst fühlte, daß der Moment ihrer Auflösung gekommen, und sah ihm mit Ruhe und ohne Zagen entgegen. Sie blickte freundlich auf ihre Umgebung und winkte Herrn G... zu sich, dem sie zuflüsterte, er möge Dr. Ebel entfernen, da seine Gegenwart ihr nahes Scheiden erschwere. Weinend trat er an ihr Sterbelager, drückte den letzten Scheidekuß auf ihre schon kalten Lippen und entfernte sich tief bewegt in ein Nebenzimmer. Noch einmal öffnete sie die schon geschlossenen Augen, um sie gleich darauf auf immer wieder zu schließen.

Am 30. November (1814) wurde ihre irdische Hülle unter dem Geleite ihrer vielen Freunde und Verehrer in Zürich und gefolgt von ihrem aus St. Gallen herübergekommenen Neveu, des Sohnes ihres Bruders Franz, auf dem Kirchhofe neben dem Frauen-Münster zur Erde bestattet, wo eine Urne ihre Ruhestätte bezeichnet. Bereits am 24. Juli hatte sie dem Herrn G... ein versiegeltes Billet mit der Bitte übergeben, es erst nach ihrem Tode zu öffnen. Es enthielt unter andern auch die Verfügungen der Verstorbenen, die sich mit den Worten einleiteten:

„Ich ersuche Herrn G..., nach meinem Tode, der nach so vielen ausgestandenen Leiden hoffentlich bald erfolgen wird, nachfolgende Kleinigkeiten, welche Bäthely, mein Mädchen, wohl kennt, unter meine Freunde vertheilen zu lassen, nämlich:

1) Herrn Dr. Ebel das Bild in meiner Schlafstube, eine Madonna, nebst allen meinen Papieren;
u. s. w. u. s. w."

Dr. Ebel hat ihr Andenken bis an sein Ende mit treuester Liebe bewahrt. Er erkrankte im Jahre 1829 und starb am 8. October 1830, unvermählt. Margarethe hatte bei der Behörde ihrer Vaterstadt ein Testament hinterlegt, dessen Vermächtnisse ihr durch ihre Freigebigkeit gemindertes Vermögen bedeutend überstiegen, die jedoch ihr Bruder Franz sämmtlich auf das gewissenhafteste erledigte.

So endete eine schöne edle Seele ihr irdisches Dasein, die bei ihrem Erscheinen in die rosenfarbenste Zukunft blicken konnte, welche jedoch ein unerforschliches Verhängniß plötzlich in trübe Nebel hüllte. Wie liebreich demungeachtet ihr Herz unter den Einflüssen desselben geblieben, beweist ein unter dem Nachlasse meiner sel. Frau von ihr vorgefundener Brief an dieselbe, der, ohne Jahreszahl, wahrscheinlich zur Zeit der Vermählung ihrer Nichte, der Frau Belli-Gontard (1810), geschrieben zu sein scheint und den ich zum Schlusse als ein Zeugniß ihrer Denk- und Schreibart hier folgen lasse. Er lautet:

Wildegg, den 16. Oct.

„Dein lieber Brief, beste Mimi, den ich ehegestern erhielt, hat mir das lebhafteste Vergnügen gewährt und mir den herzlichsten Beweis gegeben, daß Du mir, trotz meiner langen Abwesenheit, Dein Andenken noch immer treu bewahrtest. — Ich danke Dir mit ganzer Seele für Deine Liebe, und erwidere sie mit all' der Herzlichkeit, deren ich fähig bin. Du bist so gut, meine Briefe stets so rasch zu beantworten, daß diese liebevolle Bereitwilligkeit mich hoffen läßt, Du werdest mir öfters die Freude machen, mir in meiner Einsamkeit Nachrichten von Euch, ihr Lieben, die ihr mir Alle so werth und theuer seid, mitzutheilen. Wie gerne hätte ich Dich, Liebe, schon bei meiner Abreise gebeten, zuweilen etwas von Dir hören zu lassen; die Besorgniß jedoch, Dir Mühe zu machen, hielt mich zurück, und darum freut es mich nun um so mehr, daß Du meinen Wünschen zuvorgekommen."

„Erst gestern traf hier die Kiste ein, welche unter andern auch das Geschenk Deiner lieben Mutter enthielt. Ich konnte ihre Ankunft kaum erwarten, da mir Herr Laur gesagt, daß eine Schachtel von derselben darin sei. Sage ihr meinen herzlichsten Dank für ihr liebevolles Andenken, das mich über alle Beschreibung erfreut hat. Die beiden zierlichen Hauben sind mir wie über den Kopf gegossen und werden mir für den Winter treffliche Dienste leisten. Aber der liebe Brief, mit dem Du sie, meine beste Mimi, begleitet, und der so ganz aus treuem, redlichem Herzen geschrieben ist, gibt dem Geschenke noch einen besonderen Reiz, und ich möchte Dich, Liebe, nur so recht dankbar dafür ans Herz drücken können. Ich hoffe, diese Beweise Deines mir bewahrten Andenkens werden, trotz den Zerstreuungen des geräuschvollen Winters, nicht aufhören, sich bald wieder zu vermehren."

„Wie sehr bedaure ich, daß ich bei der Hochzeit der guten Marie (Frau Belli-Gontard) nicht zugegen sein kann, obgleich es dabei an Freudenthränen nicht fehlen wird. Die Heirathen aus wahrer Neigung sind stets ganz eigenthümliche Feste für mich; sie sind so selten, und darum möchte ich bei allen zugegen sein, um dieses seltene Glück so recht von Herzen theilen zu können."

„Aber Dich, beste Mimi, bitte ich dringend, mir vor den ersten zehn Monaten ja keine solche Streiche zu machen, da ich sonst Extrapost nach Frankfurt kommen müßte, indem ich Dein Glück unmöglich aus der Ferne mit ansehen könnte. Lasse Dir das in allem Ernste gesagt sein, liebes Mädchen, und erspare mir einstweilen noch die kostspielige Reise."

„Doch Scherz bei Seite; bei so vielen herangewachsenen Niecen steht einem fast täglich eine neue Verlobung bevor, und ist es doch auch kein Spaß, sich von allen Seiten Großtante titulirt zu hören. Darum, Liebe, warte Du hübsch, bis ich ohnehin wieder zu Euch komme, und ich stehe Dir dafür, daß kein fröhlicherer Gast bei Deinem Feste sein soll, als Deine treue Tante, die Dich so innig liebt."

„In diesem freundlichen Hause, wo man so überaus gütig gegen mich ist, werde ich in jeder Hinsicht fast verwöhnt. Wir machen öfters kleine Reisen in die benachbarten Städte Aarau und Lenzburg, und

leben überhaupt auf das Angenehmste. Mariane Laur ist ein gutes, liebes Kind der Natur, die mir treu und wahrhaft ergeben ist, und mir meine guten Niecen mit ihrer Liebe ersetzt. Das Glück des ganzen Hauses aber ist ein Kind von dreiviertel Jahren, welches die Schönheit und Freundlichkeit selbst ist und uns Alle unendlich erfreut. Wir liegen oft Alle bei ihm auf der Erde und freuen uns, mit ihm spielen und ihm aufwarten zu können — u. s. w."

Dr. Ebel's literarischer Ruf hat sich seitdem durch seine naturwissenschaftlichen und ethnographischen Werke, und namentlich durch seine „Anleitung, auf die nützlichste und genußreichste Art die Schweiz zu bereisen," während einer langen Reihe von Jahren im anerkennendsten Andenken erhalten; um so größeres Interesse wird man daran nehmen, hier das Letztere in so anziehender Weise wieder aufgefrischt und ergänzt zu finden.

